



*Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens*

Aus der Bibliothek

von

Zwickauer. Bib.



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonparellezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.** • • • •

Soeben beginnt zu erscheinen:

K. F. BECKERS WELTGESCHICHTE

VIERTE AUFLAGE

Nach dem neuesten Stande des geschichtlichen Wissens
revidiert und bis zum Jahre 1900 fortgeführt von

Professor Dr. K. H. GROTZ

und

Professor Dr. J. MILLER

Ueber 1000 Illustrationen • 18 erläuternde Karten.
Vollständig in 66 Lieferungen zum Preise von nur
40 Pfennig pro Lieferung.

Die Vorzüge der Beckerschen Weltgeschichte sind längst bekannt: **zweckmäßige Auswahl des Stoffes, lebendige, anschauliche Darstellung, übersichtliche Anordnung und Einteilung, warme Vaterlandsliebe, breite Berücksichtigung der neuen und neuesten Geschichte.**

Diesen Vorzügen verdankt das altberühmte Werk seine bisherige Verbreitung in allen Kreisen des deutschen Volkes. Die Bearbeiter der neuen Auflage waren bemüht, diese Vorzüge zu erhalten und mit dem Reize der Darstellung die Zuverlässigkeit nach dem heutigen Stande des geschichtlichen Wissens zu vereinen.

Alle 8—14 Tage wird eine Lieferung ausgegeben. • Die meisten Buch- und Kolportagehandlungen nehmen Bestellungen entgegen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart • Berlin • Leipzig.

Nützliche Gelegenheitsgeschenke!

Prima



Mehrfach
prämiert

Gold. Medaille
eto.

Sicilianische Roth-Weine
vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux
verzollt ab Konstanz zu **70 Pfg. per Liter.**

1 Postkistchen m. 2 ganzen Flasch. **Mk. 2.50**
franco gegen Einsendung von

1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier **10.-**

Griechische Weine

1 Probekiste = 10 Flasch. in 10 aus-
erlesenen Sorten incl. Verpack. **Mk. 15.-**

Samos-Süss-Weine

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine

verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.- per Liter**

1 Postkistchen m. 2 Flasch. franco **Mk. 2.80.**

Garantie für Naturreinheit. Preisliste franco.

Ziegler & Gross,

Konstanz 59, Baden und Kreuzlingen, Schweiz.

Neueste Flaschen-Verkapsel-Maschine

„Monopol“ P. R. G. E. unübertroffenes System.

Zum eleganten zweifaltigen Anlegen v. Kapseln
bis zu 60 mm Länge franco gegen Einsendung
von M. 12.50 oder gegen Nachn. von M. 12.75.

Ziegler & Gross, Konstanz 59



Illustrierte Proletete
franco.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Moderne Romane aller Nationen. ♂ ♀

Preis jedes Bandes elegant kart. 75 Pf. Geschmackvoll gebunden 1 Mark.

Diese modern ausgestattete Sammlung enthält wirkungsvolle Romane hervorragender Autoren. Wir halten die Bände, welche durchweg eine gediegene Unterhaltungslektüre abgeben, bestens empfohlen.

Bis jetzt sind die nachstehend aufgeführten Bände erschienen:

- | | |
|---|---|
| 1. Richard Hoff, San Sebastian. | 11. Ernst Freih. von Wolzogen, Bakilla. |
| 2. Luise von François, Judith, die
Kluswirtin. | 12. Maximilian Schmidt, Glasmacher-
leut'. |
| 3. Haudet, Ein Märtyrer der Liebe. —
Die Baronin Anasti. | 13. Theodor Dostojewski, Erniedrigte
und Beleidigte. |
| 4. Saladin Mülhausen, Das Geheim-
nis des Kulls. | 14. A. Silberstein, Hochlandsgeschichten. |
| 5. Iwan Turgenjew, Rauch. | 15. Iwan Gontscharow, Eine alltägliche
Geschichte. |
| 6. Konrad Teimann, Gerichtet. | 16. Max Ring, Frauenherzen. |
| 7. Ernst Pasaut, Zwei Eleven Worths. | 17. L. von Sacher-Masoch, Der kleine
Kdan. |
| 8. Edgar A. Poe, Seltsame Geschichten. | 18. August Becker, Das alte Bild. |
| 9. Ouida, Die Leiden einer Anstands-
dame. | 19. Gg. Mengs, Hochsommerzeit war's. |
| 10. Fr. Bret Harte, Im Walde von
Carquinez. | 20. Rudolph Strak, Das weisse Lamm. |
| | 21. Pierre Loti, Mein Bruder Yves. |

Weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

← Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. →

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Humoreske „Künstlerblut“ von Paul Oskar Höcker. (S. 81)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek
der
Unterhaltung • •
• • **und des Wissens**

Mit Original-Belträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1901 • Dreizehnter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Printed in Germany

TASSEL BOOK
PUBLIC LIBRARY
275503A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L



Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart





Inhalts-Verzeichnis.



	Seite
<u>Ich will.</u> Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin (Fortsetzung und Schluss)	7
<u>Künstlerblut.</u> Berliner Humoreske von Paul Oskar Höcker	57
Mit Illustrationen von Adolf Wald.	
<u>Kostbares Wasser.</u> Ethnographische Streifzüge von Alexander Ritter	87
Mit 10 Illustrationen.	
<u>Ingenieur Bernhard.</u> Novelle von H. Noël	103
<u>Die Frieseninsel Sylt.</u> Eine Sommerfahrt von Reinhold Ortmann	161
Mit 11 Illustrationen.	
<u>Bergstürze.</u> Ein geologisches Kapitel. Von Ch. Seemann	181
Mit 6 Illustrationen.	
<u>Unter fremdem Willen.</u> Eine Geschichte vom Walchensee. Von Otto Behrend	199
<u>Die Seefackel.</u> Eine epochemachende Erfindung. Von D. B. Warren	214
Mit 2 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Die Heilung des Verliebten	
Ein Land ohne Schlangen und Mäuse	



<u>Neue Erfindungen:</u>	Seite
<u>I. Das Handfernrohr (Feldstecher) „Pentaprisma- Binocle“</u>	226
mit 3 Illustrationen.	
<u>II. Küchentisch mit Hackklotz und Putzvorrichtung</u>	227
mit Illustration.	
<u>D. D.</u>	228
<u>Die Cotenhöfe von New Orleans</u>	231
<u>Gazellenjagd mit der Lokomotive</u>	232
mit Illustration.	
<u>Die Ahnung der Braut</u>	234
<u>Wie man zu einer Praxis kommt</u>	236
<u>Das Johannishändchen</u>	237
<u>Prinzessin und Schuhflicker</u>	237
<u>Japanische Diplomaten</u>	239
<u>Shadow über Italien</u>	240
<u>Der vorsichtige Bakteriologe</u>	240





Ich will.

Roman von Hedwig Schmeckebier-Erlin.

(Fortsetzung und Schluss.)



(Nachdruck verboten.)



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Robert v. Sellen saß an Adelheids Seite und sprach mit leiser, zärtlicher Stimme auf sie ein, um sie ihrer beängstigenden Teilnahmslosigkeit zu entreißen. Mit der Erlösung schien die volle Wucht dessen, was sie erlitten in jüngster Zeit, über sie gekommen und sie vollständig niedergeworfen zu haben. Bläß und müde lehnte sie im Sessel, ohne zu sprechen, ohne irgend welche Gemütsbewegung zu äußern. Er blieb an ihrer Seite in ruhiger Selbstverständlichkeit, ohne ein Bedenken, ob sein langes Verweilen bei ihr auch richtig sei. Angstliche Schicksalserwägungen mußten verstummen jetzt, wo sie vor allem einen Menschen brauchte, der ihr über die ersten Stunden nach dem furchtbaren Ereignis hinweghalf.

Ihr Blick schaute still nach innen, in eine verwandelte Welt.

Da war ein blühender Garten gewesen, voller Licht und Schönheit. Und mitten darinnen hatte ein hoher,

fester Baum gestanden, der seine Zweige über alles gebreitet. Stolz war des Baumes Name gewesen, dessen herrlichste Aeste nun vom Sturm gebrochen am Boden lagen. Vor ihrer weltenden Pracht aber saßen Scham und Liebe und weinten, weil sie nicht wußten, wo sie hinfort ihre Häupter bergen sollten.

„Adelheid — liebe Adelheid!“

Langsam wandte sich ihre Seele aus ihrem Reiche und folgte dem Rufe ihres Herrn. Adelheid neigte den Kopf vor gegen Sellen, als lausche sie etwas Wunderbarem.

„Adelheid, Sie müssen sich jetzt aufraffen und nur daran denken, wie schlimm es hätte werden können und wie gut es geworden ist.“

„Ist es nun gut?“

Ihr Ton schnitt ihm ins Herz. „Gewiß, Adelheid. Sind Sie gar nicht begierig, zu erfahren, wie es kam, daß der Thäter ergriffen wurde?“

Sie erzitterte. Wieder nahm er ihre Hand und streichelte darüber hin, wie er es mit einem kranken Kinde gethan haben würde. Dabei, im Bewußtsein, daß selbst gequältes Zuhören ihr besser sei als stummes Grübeln, erzählte er ihr der Reihenfolge nach, wie ein Detektive aus der Hauptstadt die Nachforschungen in die Hand genommen und sofort unter den Wendelburg feindlich gesinnten Fabrikarbeitern nach dem Thäter gefahndet habe. Dabei sei herausgekommen, daß Wendelburg in seinen Aussagen nichts davon erwähnt habe, daß am Tage des Mordanfalles ein Maschinenheizer Knall und Fall von ihm entlassen worden sei. Auf dieser Fährte habe der Detektive weitergeforscht, und beim Weine sei es ihm gelungen, dem Thäter das vertrauliche Geständnis seiner Schuld zu entlocken.

Es war ihm doch gelungen, Adelheid eine leise Teil-

nahme abzugewingen, denn sie fragte jetzt, als er schwieg:
„Und Sie . . . Sie waren bei allem dabei?“

„O nein. Als der Thäter eingeliefert war, benachrichtigte mich der Detektive, und auf mein persönliches Ersuchen hin erklärte sich der Gerichtsrat bereit, sofort hierher zu Ihnen zu fahren, um, wenn noch möglich, Ihre —“

Er brach ab, er konnte das Wort Verhaftung nicht aussprechen in Bezug auf sie.

Sie verstand ihn und nickte. „Sie waren sehr gut zu mir, Herr Doktor. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar.“ Sie sagte es leeren, fremden Stimmenklanges. „Nicht wahr, Sie waren es, der dem Detektive Auftrag erteilte, der ihn hierher rief, so — wie Sie Regine gerufen hatten?“

Er suchte eine Antwort zu umgehen, indem er sich nach Regine zu erkundigen begann, da fragte sie ihn noch einmal dasselbe, und nun mußte er ihre Vermutung bestätigen.

Sie nickte abermals. „Ich wußte es. Sie waren sehr gut zu mir, und ich bin Ihnen dankbar.“

Ihre Stirn neigte sich tiefer. Von Sorge gepackt, sprang der Doktor auf und holte vom Tische ein Glas starken Weines, den er vorhin für sie hatte kommen lassen.

Gehorsam nippte sie davon, als er es ihr gereicht. Eine Weile blieb es still zwischen ihnen, sie sah ihm nach, wie er, als gehöre er hierher, wieder zum Tische ging und den Weinrest im Glase sorgsam mit einem Tellerchen bedeckte. Sorgsam — umsorgt werden ein Leben lang von solchen Händen! Und dies Glück gab es, das wandelte auf der Welt?

Und mit plötzlicher, heißer Angst stürmte die Erinnerung des Durchlebten in ihr empor, daß sie auftaumelte und flehend gegen Selken die Hände faltete: „Ist es auch wahr, was Sie mir sagen? Kommen

sie nicht wieder, um mich zu holen? Man hat ja doch Beweise gegen mich — ich habe ja einen Knopf verloren vor seinem Hause — also muß ich doch dort gewesen sein?!"

„Bermutlich, Adelheid, ohne daß Sie es ahnten. Die Stadt ist klein.“

Er führte sie zum Sofa — sie war willenlos, gebrochen. Ihr Zustand ängstigte ihn, er sehnte Reginens Kommen herbei, zürnte ihr fast, daß sie wieder abgereist war. Was sollte er anfangen? Adelheid allein zu lassen, hätte er nicht verantworten mögen.

Es war, als erriete sie seine Gedanken, denn sie sagte mit einemmal: „Gegen Abend könnte Regine wieder von Arberg zurück sein. Ist es halb Abend?“

Er atmete auf und rückte sich einen Stuhl nahe zu ihr heran. „Fräulein Erhard kommt wieder hierher zu Ihnen? Das freut mich für Sie, Sie reisen dann wenigstens unter Fürsorge heim.“

Ihr Blick belebte sich. „Darf ich denn fort? Paßt niemand mehr da unten auf mich auf?“

Was mußte sie erduldet haben in den letzten Tagen!

Unter zuversichtlichem Lächeln beeilte er sich, ihr Bangen zu zerstreuen. „Aber natürlich können Sie fort — jede Minute! Es ist ja doch alles gut.“

Fest, eigentümlich forschend sah sie ihn an. „Es ist nicht alles gut,“ sagte sie dann dumpf. „Das eine vielleicht. Das andere indessen —“

Selken verstand sie nicht, seine Miene sagte es ihr.

Da stieß sie hervor: „Sie waren bei Wendelburg? — Sicher, Sie waren bei ihm! Sie können sich nicht vorstellen, ich sehe, weiß, fühle es.“

„Und wenn Sie recht hätten, Adelheid?“

„Dann,“ unterbrach sie ihn kurz, „werden Sie ihn fordern, sobald ich von hier fort bin.“

Gepeinigt von ihren forschenden Fragen erhob er sich und schritt dem Hintergrunde des Zimmers zu.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr v. Sellen. Ihr Schweigen quält mich.“

„Sie wissen, daß Wendelburg verletzt ist, Adelheid. Einen Kranken, Kampfunfähigen fordert man nicht.“

„Nun“ — sie bewegte wegwerfend den Kopf — „er wird gesund werden. Und dann —“

„Lassen Sie das, Adelheid. Denken Sie daran nicht,“ preßte er mühsam hinter zusammengebissenen Zähnen hervor.

Sie setzte sich gerade. „Wenn ich Sie nun sehr, sehr bitten würde, Herr Doktor, würden Sie dann davon absehen, von ihm Rechenschaft zu verlangen?“

Gleich einem Wetterstrahl überflammte Sellen die Erinnerung daran, wie Wendelburg zuletzt vor ihm gestanden, was er ihm, was er ihr angethan an Schimpf und Schande, und ohne daß er es wußte, brach ein „Nein!“ aus ihm heraus.

Erst Adelheids erschrockenes Aufzucken gab ihm die Beherrschung zurück.

„Sie wissen ja nicht, Adelheid, was Sie verlangen,“ rief er stürmisch und ließ sich zu ihren Füßen nieder, so daß sie ihm hätte die Hände aufs Haupt legen können. „Kein Mann der Welt könnte Ihnen willfahren. Sie selbst würden wollen, wüßten Sie —“

Wüßten Sie! — Ja, wenn sie es wüßte, ob er ihr heiligstes Geheimnis verraten, ob er es preisgegeben dem, den sie hier bat!

Bang senkte sie den Blick in die zu ihr erhobenen hellklaren Augen. Und die konnten nicht lügen, die leuchteten es ihr entgegen.

Stumm hatte er den Kopf auf ihre gefalteten Hände geneigt.

Doch sein schweigendes Geständnis fand nur den Weg zu ihren Gedanken, zu ihrer Seele nicht. Sie mußte jetzt, daß Wendelburg ihr auch das Aergste angethan, daß er sie diesem hier verraten hatte, den nun Mitleid und Edelsinn hinrissen, sich ebenfalls ihr gegenüber zu einem Gefühl zu bekennen, von dem ihm nie vorher ein Ahnen gekommen war.

Ihre Hände auf seine Schultern legend, schob sie ihn von sich, richtete sich empor und sagte, all ihre Kraft zusammennehmend: „Ich habe begriffen, Herr Doktor, welcher Art Ihre Auseinandersetzung mit jenem war, dem ich noch immer angehöre. Als ich hierher kam, um das Band mit ihm zu lösen, traf mich etwas Furchtbares — zur Strafe vielleicht, ich weiß es nicht. Wie dem auch sei: eines sollen Sie jetzt hören. Wenn Ihr Zweikampf mit Wendelburg meine Kette zerreißt oder Frau v. Ramhorst den Bruder nimmt, habe auch ich mit meinem Dasein abgeschlossen. Es soll kein Blut fließen um mich! Nun gehen Sie und handeln Sie nach Ihrer Ehre, oder nach Ihrem ... Herzen.“

Berwandelten Angesichts stand er vor ihr. Alles Licht war darin erloschen beim festen, beherrschten Klange ihrer Stimme.

„Ich werde versuchen, beiden gerecht zu werden, Adelheid.“

„Dann“ — ihre Hand streckte sich ihm langsam entgegen — „Dank Ihnen und auf gute Freundschaft!“

Und plötzlich war es vorbei mit aller ihrer Selbstbeherrschung, mit aller ihrer Kraft, mit ihrem Willen. Sie brach in Thränen aus, in schwere, erschütternde Thränen.

Da hatte er sanft ihren Kopf an seine Brust gezogen, und seine Lippen preßten sich sekundenlang in ihr Haar, ehe er sie in tiefer, schweigender Bewegung freigab und von ihr zurücktrat.

Als er gegangen, schritt Adelheid in ihr Nebenzimmer, streckte sich auf das Bett aus und schloß die Augen. Stumpfe Gleichgültigkeit gegen alles, was sie anging, hielt sie abermals umfassen. Verfliegen war, was Selken an Empfindungsfähigkeit mühsam in ihr geweckt. Wozu denken, wozu fühlen? Es blieb ja doch alles beim alten! Nur schlimmer war es geworden als vorher, schlimmer durch Denken und Fühlen.

Bleierner Schlaf umhüllte ihre müden Sinne.

Es war schon dunkel, als draußen vor der verschlossenen Thür ein lautes Klopfen ertönte.

Regine war's, wirklich Regine, die Treue!

Adelheid raffte sich auf, neubelebt und gestärkt. Das Wiedersehen zwischen ihr und Regine war ein außer-gewöhnlich herzliches. Die Malerin war bereits von den Geschehnissen des Tages in allen Einzelheiten unterrichtet. Selken hatte ihre Ankunft am Bahnhofe erwartet und ihr dort von allem Mitteilung gemacht.

„Und nun fort von hier so schnell wie möglich, du armes, gequältes Menschenkind du. — Ja, staune nur, ich sage du zu dir. Einen Menschen, um den ich mich ganze vier Mal auf die Eisenbahn setzen muß, den sieze ich nicht mehr.“

Reginens Ton echter, frischer Herzensgüte verfehlte seine Wirkung auf Adelheid nicht, und inbrünstiger denn je quoll noch einmal der Sehnsuchtsruf ihrer Kinderjahre von ihren Lippen: „Ich möchte fort — ich möchte heim!“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Im schneeweißen, frischgeplätteten Kleide, die flachs-blonden Zöpfe rund um das Köpfchen gelegt, flimmernde Lösschen über der Stirn, die Wangen rosig, so lehnte Annette zu einer Stunde, da zur Hochsommerszeit Mensch

und Tier der Nachmittagsruhe pflegen, zum Fenster auf die Straße hinaus. Sie sah oft zum Fenster hinaus, seit ihre Tante verreist war. Warum auch nicht? Wenn ein junges Wesen wie sie so Stunden um Stunden einsam und verlassen trauern mußte, warum sollte sie da nicht wenigstens zum Fenster hinausschauen dürfen, wo doch Leute an ihr vorübergingen, wo sie sich doch nicht so ganz ausgeschlossen von allen Lebenden zu fühlen brauchte.

Ja, hier gingen doch wenigstens Menschen an ihr vorüber, pfeifende sogar. Sie war sehr musikalisch und liebte das Pfeifen. Es konnte ihr gewiß niemand verdenken, wenn sie nun lauschte, als stünde da drunten ein flachsblondes Engelein, wie sie es selber war, und piffte auf goldener Himmelsflöte das Lied:

„Wenn du eine Rose siehst,
Sag, ich lass' sie grüßen —“

„Schönen Mittag, holdes Fräulein!“ Ein schwarzer Künstlerkalabreser hob sich von einem noch schwärzeren Lockenwalde, um in anmutiger Schwenkung zur Rose hinaufzugrüßen.

Aber nein! Annettchen fuhr blutrot zurück und schlug das Fenster zu.

Daß sie ihn nicht erkannt hatte! Sie war doch manchmal wirklich zu zerstreut. Sie hätte ihn der Tante Weisung nach ja überhaupt nicht einmal sehen dürfen, ihren Ottomar. Aber wenn man ihn doch nicht erkannte, dann — dann war man natürlich unschuldig an der Uebertretung des strengen Verbotes. Beruhigter ging sie vom Fenster hinweg.

„Klinglingling!“ Die Entreeglocke ertönte. Ah, das war doch stark! Er wußte, daß Tante Regine verreist war, sie hatte es ihm gestern, ehe sie abgefahren, selbst geschrieben, und er kam trotzdem. Das war kühn, das konnte sie nicht billigen.

Mäuschenstill verhielt sie sich. Sie würde ihm natürlich nicht öffnen. Das Mädchen war ausgegangen. Also, wenn sie ihn nicht hören wollte, mußte er hübsch draußen bleiben.

„Klinglingling!“ Es schellte noch einmal. Annette lachte. Warte du nur! Auf den Zehenspitzen schlich sie sich in die Küche, da konnte sie dicht am Korridor jeden Atemzug von ihm hören, konnte ihn auch wieder weggehen sehen, wenn sie vom Küchenfenster aus in den Garten blickte, durch den er mit Vorliebe den Weg zu nehmen pflegte.

Doch kaum, daß sie den Blondkopf vorsichtig spähend hinausgestreckt, als ein anderer dicht vor ihr auftauchte, großend und düster.

„Also man ist zu Hause, Fräulein Annette? Man verleugnet sich nur?“

Drunten, dicht unter den Parterrefenstern, befand sich eine Laube. Wer auf die Bank in derselben stieg, konnte mit Bequemlichkeit der kleinen Annette in die Küche hineinschauen. Besonders wenn einer so lang war wie Ottomar.

„Also man verleugnet sich, Fräulein Annette?“

„Ja, mein hoher Herr,“ antwortete ein allerliebster Knick.

„Aber Annettchen, Kofettchen, willst du den Bruder von der Schwester reißen?“

„Fällt mir gar nicht ein. Aber Fahrkarten nach Hartenau löst man nicht an meinem Küchenfenster.“

Der Schauspieler drohte vor Ueberraschung das Gleichgewicht auf seinem unsicheren Standpunkte zu verlieren.

„Was? Regine wäre wieder verreist?“

„O du Heuchler! Als ob du's nicht genau wüßtest!“ entrüstete sich Annettchens Silberstimmchen. „Sie hat dir's gestern selber geschrieben, noch dazu, daß sie mich

allein in der Wohnung zurücklassen müsse, weil alle unsere Bekannten, bei denen ich hätte bleiben können, in der Sommerfrische seien. Du aber solltest gerade deshalb ihre Gebote respektieren, und am ausgiebigsten thätetest du das, wenn du deine Theaterferien anderswo als in Arberg zubrächtest."

"Sehr nett von Regine," lobte Ottomar anerkennend. „Schade, daß ich seit gestern meinen Briefkasten noch nicht öffnete."

„Dann rate ich dir, sofort das Versäumte nachzuholen." Klapp! fiel Annettens Fenster zu.

Eins — zwei — drei Steinchen polterten gegen die Scheiben.

Mit einem zornigen „Was sollen denn die Leute denken!" wurde das Fenster wieder aufgerissen. „Wirfst du gleich gehen, Ottomar!"

„Wenn du wüßtest, warum ich gekommen bin, Annettchen!" lockte da geheimnisvoll der Besucher auf der Gartenbank.

„Warum denn?" Nasch wollte sich ein zierliches Köpfchen vorstrecken, besann sich aber eines anderen und schüttelte es energisch. „Ich darf nichts von dir hören wollen, Ottomar. Die Tante hat's verboten. Ich soll dich meiden während ihrer Abwesenheit, soll nie mit dir zusammentreffen — auch nicht „zufällig" auf der Straße, keine Schriftzeile mit dir wechseln — nichts, gar nichts! Sonst müßte ich sofort nach Hause. Mein Ehrenwort hab' ich Tante gegeben, meine Einsamkeit ganz einsam zu tragen, als Prüfung meiner . . ." Das Geflüster droben vom Fenster verhauchte.

„Abdrettchen, ein Ehrenwort muß man halten, das ist richtig. Und wir dürfen uns unter keinen Umständen jemals treffen — auf der Straße, auch schreiben dürfen wir uns nicht, wir haben uns sorgfältig zu meiden!"

Ein Seufzer von droben — erhöhter Stimmenklang von drunten.

„Aber Annettchen, hast du auch der Tante versprechen müssen, mich aus diesem Garten auszuweisen, wenn ich lustschöpfend darin lustwandeln sollte?“

Ihre Wangengrübchen wurden bedenklich tief.

„Vom Garten war nicht die Rede zwischen uns. Wenn man sich indessen unter allen Umständen meiden soll —“

„Dann soll man sich natürlich auch im Garten meiden, Sonnenscheinchen. Das ist klar. Und“ — des Schwarzelockten Rechte hob sich feierlich — „wenn du jetzt hinausläufst, um jene Beete dort zu begießen, ich würde dich meiden, als sei der Rasenplatz das Weltmeer, das uns trennte.“

„Tante begießt um diese Stunde niemals Blumen,“ hieß es schnippisch von droben. „Sie sagt, es schade ihnen.“

„In diesem Falle ist der Himmel klüger als die Tante, Annettchen, und der gießt mit Vorliebe so nachmittags um die Zeit, wo der Mensch den Zug ins Weite spürt.“

In den Blauaugen begann es zu blitzen. „Die Beete sind noch naß —“

„Und kannst du's wissen denn, so hoch da droben —“ Mit elegantem Schwunge sprang Ottomar von der Bank hinüber zu den Rosenstöcken, bückte sich, betastete das Erdreich und kehrte dann wie ein Leidtragender zu Annette zurück. „Sie sind hin,“ sagte er dumpf.

„Wer — die Rosen?“

„Die Rosen!“

Das Blondchen wandte sich und drückte ihr Taschentuch fest gegen die Lippen.

Ganz zufällig traf ihr Blick dabei die Gießkanne am Küchenboden. Die lachte auch so grünvergnügt! Ja, wie kam denn die hier überhaupt in die Küche, die ge-

hörte doch in den Garten von Ordnung wegen. Tante Regine hielt sehr auf Ordnung, die würde jetzt gewiß sagen: „Annette, trag sofort die Gießkanne hinaus in den Garten!“

Und Annette pflegte sich in allen Stücken der Tante Meinung anzupassen. So auch jetzt. Die Gießkanne mußte unbedingt in den Garten, wo sie hingehörte. Wenn man aber schon einmal genötigt war, hinauszugehen, dann konnte man ja auch den Blumen draußen einen Tropfen Wasser geben. Es kam am Ende auf das bißchen Arbeit, die Kanne zu füllen, nicht an.

Nein, ganz gewiß nicht! Arbeit ist Vergnügen für jeden guten Menschen, dachte Annettchen und stand in wenigen Minuten mit ihrer Gießkanne am Arm drunten bei den blühenden Rosenstöcken, deren üppigfeuchter Befund ihr den Stoßseufzer erweckte, er war und blieb doch ein Komödiant, ihr Ottomar! Aber — paßte solch ein Mann überhaupt in eine geregelte Häuslichkeit mit vierundzwanzig gehäkelten Staubtüchern?

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Das er mußte meiden —“

Annette hob nicht einmal die Augen. Mochte er singen. Was ging es sie an!

Das weiße Kleid sorgsam zusammengerafft, daß es nicht naß würde, schwang sie, so unnötig das auch war, die Gießkanne mit bewundernswertem Eifer.

Da verstummte das Tremolieren von drüben, und leis und heimlich raunte es: „Annettchen, wenn du wüßtest, warum ich heute kam!“

„Ich darf nichts von dir wissen wollen. Du bleibst da drüben, ich hier hüben!“

Nun hatte sie doch mit ihm gesprochen. Die grünvergnügte Gießkanne, deretwegen sie hinausgemußt, wurde mit einem Puff an die Erde gesetzt. Ob sie nicht lieber

in die Küche zurückging? Nein! Das wäre Feigheit gewesen — feige Flucht! Sie aber war nicht feige — o sie hatte Mut!

„Schade, Annettchen, daß wir solche strenge Tante haben!“

Jetzt mußte sie ihm doch wirklich wieder antworten, denn eine Unrichtigkeit ungerügt zu lassen, wäre unrecht gewesen, und so rief sie eifrig: „Du hast ja keine!“

„Ach was — deine Tante, meine Tante! Muß ich deiner Tante gehorchen, so ist sie auch meine Tante.“

„Du gehorchst ihr ja nicht!“

Ein Entrüstungsschrei Ottomars. „Was, ich gehorchte unserer Tante nicht? Erlaube mal! Wenn ich's nicht thäte, dann tanzten wir zweie jetzt Ringelreihen hier auf dem Rasen.“

Ein Weilschen mußte sie die Augen schließen. Es war ihr schwindlig geworden von dem Ringelreihen — in Gedanken.

„Schade, Annettchen!“

Die plötzlichen Grabestöne erschreckten sie derart, daß sie unwillkürlich sagen mußte: „Was ist schade?“

„Daß du der Tante wegen nicht einmal sehen darfst, was ich dir Wunderschönes mitgebracht habe, Sonnenscheinchen.“

O diese Tante! Das Sonnenscheinchen schlang die Finger umeinander und ließ die Spitze eines ihrer Lackschühchen sich wenden und drehen, genau so, wie sie der Tante Verbote in ihrem Köpfschen wandte und drehte, ob denn kein Form- und Rechtsfehler an ihnen zu entdecken wäre.

Und mit einemmal bliuzelten die blauen Auglein ganz furchtbar schlau: „Dich darf ich nur nicht sehen, Ottomar! Was du so in der Hand hältst, das dürfte ich schon sehen.“

„Ganz gewiß, Annettchen? Schadet's auch deinem Ehrenwort nicht?“

Das war doch nun wieder übertrieben von ihm — geradezu ängstlich brauchte doch ein Mann auch nicht zu sein!

„Du kannst dich ja hinter den Rosenstrauch stecken und mir's dazwischen hervor zeigen,“ half sie ihm wohlweislich über seine Bedenken hinweg.

„Nein, Annettchen, des Gartens schönste Rose müßte ich zuvor brechen, ehe ich dir mein Geschenk würdig präsentieren könnte.“

Dieser schreckliche Mensch! Sie so zu quälen! Na, wenn sie ihn nur erst hatte — die Dornen dieser Rosenstunde sollten ihn schon noch stechen! Vorläufig freilich mußte sie sich beherrschen, mußte sich so beherrschen, daß nichts ihm ihre ungeduldig prickelnde Erwartung verriet. Ja, als jetzt, von einem verdächtigen Strauchrascheln begleitet, der Sang anhub:

„Diese Rose brech' ich hier —“

trieb sie die Selbstbeherrschung so weit, ihm ein energisches „Untersteh dich, Tantes Rosen anzurühren!“ entgegenzuschleudern.

Zu spät — ein verdächtiges Knacken, und geradezu entsetzt sank Annettchen in die Kniee. Drüben bei dem Unthäter blühten der Tante allerbeste, die schwarzroten, die sie hütete wie ihren Augapfel.

Nun war ihr alles einerlei, mochte das Unheil über sie hereinbrechen! Ausbleiben konnte es jetzt keinesfalls. Verstoßen lugte sie um das Buschwerk, hinter dem sie sich barg.

„Zu welchem Zwecke hast du denn Tantes beste Rosenstöcke verschimpft, wie?“

Die etwas pikante Mahnung von hüben wurde drüben mit geheimnisvollem Klingen und Klirren beantwortet.

„Ach Gott, das war ja gerade wie Weihnachten! Wie ward's ihr denn nur zu Mute! Annettchen reckte den Kopf. Warum sagte denn der schwarzlockige Unhold gar nichts mehr? Wo hatte er denn das ... das für sie? Das Klimpernde?“

Da hinter dem höchsten Rosenbusch bewegte sich etwas, streckte sich etwas vor gegen sie. Ein Arm, eine Hand. Drinnen ein blühender Rosenzweig, daran aber, über den Stiel gestreift — „Ach nein, ach nein, lieber Gott, laß es nicht wahr sein, ich bin ja doch nur ein Mensch!“

Annettchen flehte es, als ein Sonnenstrahl angehuscht kam und schnell einmal, ehe er weiterhüpfte, mitten hinein in die blinkenden, runden, am Rosenstrauch schaukelnden Dinger sprang. Wenn aber so ein Sonnenstrahl, der doch vom Himmel war, schon solche Freude an zwei goldenen Reifen hatte, wie hätte da das Sonnenscheinchen mit den Flachszöpfen keine haben sollen!

Was waren ihr jetzt Tanten, Verbote, Weltmeere, trennende Nasenplättze, schonungsbedürftige Rosenstöcke! Hindernisse, im Sturm genommen! Und wie im Sturme flog sie von hüben nach drüben — übers Weltmeer, über Tantes besten Rosenstock, mitten hinein in des Versuchers weit geöffnete Arme.

Und dann in alle lachende, stammelnde Himmelseligkeit hinein plötzlich ein Aufschrei — ein Entsetzensruf: „Die Tante!“

Ja, da stand sie groß und gewaltig an der Gartenspforte, die Reisetasche in der Hand, strengen Richterernst in den Zügen, hinter ihr Abelsheid.

Annettchen hatte sich losgerissen aus seliger Umarmung, war vorwärts gestürzt, der zur Unzeit Angekommenen entgegen, und rief es ihr zu im Tone tiefsten, anlagendsten Vorwurfs: „Du bist selber schuld daran, Tante, du ganz allein! Warum hast du's auch so furchtbar streng ver-

boten. Das meiste Unrecht in der Welt geschieht nur darum, weil viel zu viel verboten ist!"

Régine stand starr. Der Richterstab, den sie hatte schwingen wollen, gegen sie selber gekehrt! Sie die Angeklagte! Das war mehr, als menschliche Fassung ertragen konnte, mehr, als menschliche Ernsthaftigkeit aushielt.

Und dennoch blieb sie ernst, schwer ernst sogar, als sie nun langsam die Frage that: „Und dein Ehrenwort, Annette?"

Da hatte das Sonnenscheinchen sich an sie geschmiegt, küßte ihre Hände, küßte den Lederbügel der Reisetasche, die diese Hände hielten, und schmeichelte mit spitzbübischem Augenblinkern: „Ach Tantchen, ein Ehrenwort, das ist so was Großes, Schweres — viel zu schwer und groß für so ein kleines, schwaches Ding — das ist nur für Männer! Und sieh mal — sag selber, wenn dir einer das da vorgehalten hätte, was du wohl gethan hättest?"

Das da — der funkelnde Goldreifen an der kleinen Hand, die sich da vor Réginen hoch hob!

Was sie selber gethan hätte, wenn ihr einer das da . . . Die Gewissensfrage war überwältigend, mit Régines letzter Fassung war's vorbei, und sie brach in ein Lachen aus, so hell und ansteckend, daß auch über Abelheids Gesicht ein Lächeln glitt.

Nur einer blieb ernsthaft, der, welcher da pathetischen Schrittes herzukam, den Rosenzweig mit den zwei herrlichen Blüten daran schulternd, wie einer der himmlischen Heerscharen die Friedenspalme, und vor die Schwester hintrat: „Salve, regina — Sei gegrüßt, Königin!"

Die blickte auf die erhobene Hand, daran es ebenso funkelte wie an Annettes Fingerchen, blickte auf den Rosenzweig und sagte mit Nachdruck: „Von meinen allerbesten!"

„Aber Tantchen, von den schlechten konnte er doch nicht brechen — das mußt du doch einsehen!“

Und Regine, die bereits eingesehen, daß ihr nichts übrig blieb, als Ja und Amen dazu zu sagen, wie die beiden da sich eigenmächtig ihre Prüfungszeit gefürzt, sah auch des Blondchens letztes Argument noch ein und sagte: „Ja freilich — das seh' ich ein. Und du kannst noch ein paar dazu brechen, daß es ein ordentlicher Strauß wird zu heut' abend. Und du, Ottomar, magst gehen und was zu trinken besorgen.“

Sechszwanzigstes Kapitel.

Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Heimkehr hatte Adelheid in Reginens Gegenwart Sellsens Besuch empfangen und so zu ihrer großen Beruhigung ersehen, daß derselbe nicht in Wendelburgs Nähe, sondern zu Hause im gewohnten Geleise seiner Thätigkeit dessen Gesundung abwartete. Die beiden Männer wenigstens vorläufig getrennt zu wissen, wirkte erleichternd auf ihre sorgenschwere Stimmung. Hinausgeschoben konnte in diesem Falle vielleicht auch aufgehoben bedeuten, sobald Wendelburgs Verletzung dauernd seine Kampfesfähigkeit beeinträchtigte.

In Freundschaft war er zu ihr gekommen, und freundschaftlich war gewesen, wie er zu ihr gesprochen, wie er sich erkundigt, was sie nun in Zukunft zu beginnen gedächte, welchen Zweck, welchen Inhalt ihr künftiges Leben haben sollte.

Welchen Zweck, welchen Inhalt! Sie hatte Mühe gehabt, nicht laut hinauszuschluchzen: Keinen — keinen!

Und dann war ihre Antwort doch ganz ruhig gewesen. „Ich werde mich nicht mehr auflehnen gegen mein Schicksal. Es hat mich zu grausam niedergeschlagen, um noch einmal meinen Willen zu erheben. Ich werde meine Ehe

nicht leben, aber ich erstrebe auch nicht mehr, sie zu lösen. Ich trage meine Kette in Geduld, welche Steine mir auch Haß und Rachsucht vor die Füße schleudern. Nur an einem Orte, der mir Heimat geworden, könnte ich diesen Weg nicht gehen — und darum muß ich Arberg verlassen so bald wie möglich.“

Er hatte ihr nicht widersprochen, hatte ihr stumm recht gegeben, und nichts an ihr hatte ihm verraten, daß sie ihm seiner Freundschaft entfliehen mußte, jetzt tausendmal mehr denn je zuvor.

Fast von der ersten Stunde ihrer Ankunft in Arberg an hatte sie sich einer auswärtigen Stellung wegen bemüht, um unter keinen Umständen noch einmal genötigt zu sein, nach den Bühnenferien ihren Platz im Theaterbureau wieder auszufüllen. Vorläufig aber erlaubten ihre durch den verlängerten Aufenthalt in Hartenau freilich zusammengeschnittenen Ersparnisse eine ihr körperlich und geistig unbedingt notwendig gewordene Arbeitspause.

Oben in ihrem Mansardenstübchen über der Bäume Grün verbrachte sie still für sich die Stunden. Ungeklärt, fern vom Leben mit seinen Stürmen ruhte sie aus von ihres Dornenpfades schwerster Strecke.

Heute hatte eine Freude ihre Einsamkeit erhellt. Frau v. Ramhorst war zu ihr gekommen. Fast eine Stunde war dieselbe bei ihr geblieben, und mit tiefer Dankbarkeit empfand Adelheid, für wie viel freundliche Gesinnung dieser Besuch der Beweis war.

Frau v. Ramhorst hatte die arme Adelheid erschreckend verändert, krank und vergrämt gefunden, und wie sie jetzt ihres Weges dahinschritt, dachte sie dem Schicksal nach, das mit so grausam harter Hand die Blüten in einem jungen Leben erdrückte. Ganz in Nachsinnen verloren, ward sie ihren aus einer Querstraße hereinbiegenden Bruder erst gewahr, als derselbe bereits dicht vor ihr stand.

Mit ausgestreckter Hand begrüßte Selken die Schwester.

„Du, Irmgard? Wo kommst du her?“

„Von einem Besuch bei Frau Angreß.“

Ueber sein Gesicht flog helles Rot, seine Augen leuchteten auf. „O das freut mich — das ist lieb von dir! Du kannst dort viel Gutes thun.“

„Ich möchte ihr helfen können,“ sagte Frau v. Ramhorst einfach.

„Helfen — ja, helfen!“ Selken stieß es grimmig hervor.

Frau v. Ramhorst hatte den Blick auf ihn gerichtet, und es kam ein seltsames Forschen in diesen Blick. Sie kannte den Bruder zu genau, um nicht zu wissen, wie viel innerliche Erregtheit bei ihm dazu gehörte, um sich so sichtbarlich nach außen hin zu äußern. War seine freundschaftliche Theilnahme für Frau Angreß so groß?

Sie erschrak — etwas ganz Neues trat plötzlich vor sie hin. Sie hatte, noch zu sehr von ihrem eigenen Unglück umfassen, um sich eingehender mit dem anderen zu beschäftigen, ihres Bruders Erklärungen betreffs seines Einstehens für Adelheid hingenommen, ohne zu fragen, zu grübeln, jetzt kam's ihr mit einemmal: handelte ein Mann so, wie ihr Bruder es gethan, nur aus freundschaftlicher Theilnahme? Ihr Blick ward angstvoll und suchte schärfer zu lesen in des Bruders Zügen.

Da sagte dieser mit unvermittelter Munterkeit: „Hast du noch einen Weg vor? Darf ich dich begleiten?“

„Ich gehe heimwärts,“ antwortete sie, sah ihn dabei immer an, fühlte, wie seine Munterkeit gekünstelt, erzwungen war, und ging noch einmal zu dem Thema zurück, das er abbrechen zu wollen schien.

„Ich fürchte, sie wird noch viele Mühsal erdulden müssen, und nicht jeder wird die Weitherzigkeit haben, sie diesen so ungewöhnlichen Verhältnissen gegenüber von jeder persönlichen Schuld freizusprechen.“

„Wer dürfte es wagen, auch nur die leiseste Anklage zu erheben gegen sie? Was ein Bube an ihr —“ Jählings brach er ab und machte eine abwehrende Handbewegung. „Sie wird übrigens fortgehen, dorthin, wo niemand sie kennt — außer Landes vielleicht.“

Die Worte sollten gleichgültig, unbekümmert klingen und klangen doch nur gepreßt, gewaltsam, verhalten.

Irngard v. Ramhorst hörte, wie sie gesehen hatte. Sie sah, wie es unter der Decke scheinbarer Ruhe und Kühle glimmte und wühlte.

Der Schwester Herz krampfte sich zusammen. Hoffnungslose Leidenschaft, denn Adelheid Angreß war ja nicht frei! Wenn sie frei wäre, ja dann — des Bruders Liebe traf ja keine Unwerte. Aber sie war und blieb gebunden, eine verheiratete Frau. Klar trat vor sie hin das Bewußtsein: alles mußte vermieden werden, was Begegnungen der beiden herbeiführen konnte, sie selbst durfte keine Verbindung mit Frau Angreß aufrecht erhalten, durfte dieselbe fernerhin nicht mehr bei sich empfangen. Sie würde Adelheid kränken damit, aber sie durfte nicht anders handeln — um beider willen nicht!

Sie hatte den Arm genommen, den Selken ihr geboten, eine Weile schritten sie beide schweigend dahin.

Ein hohes, vornehmes Paar, das die Blicke auf sich zog, das auch die Blicke der jungen Dame auf sich zog, die da wiegenden Ganges, im vielfarbenen, ganz mattgetönten Foulardkleide, Schultern und Hals von schwarzem Seidenkreppgefältel umbauscht, eine Erscheinung von extravaganter Eleganz, die lange Straße herabkam. Die Straße, die auf der Strecke zwischen ihr und den Entgegenkommenden kein Seitengäßchen zum Einbiegen hatte rechts und links nur Häusermauern, an denen unter dem großen, schwarzen Federhute hervor blickartig verstoßene Blicke hinhuschten, nur verschlossene Pforten

sahen, keine zu öffnen vermochten, um hineinzutreten, sich hineinzuschließen und da sich zu verbergen, bis jene beiden dort vorüber geschritten waren — jene eine vor allem, an der die Trauerschleier herabhingen, der es um Stirn und Schläfen so weiß schimmerte, so gramgebleicht!

Wenigstens den Spitzensonnenschirm konnte sie öffnen, obgleich hier Schattenseite war, ihn vor sich hin halten, vor das Gesicht, vor die Augen, bis sie vorbei war.

Was? So feig sollte sie sein? Nein, diese Begegnung, die ja doch einmal kommen mußte, sollte sie nicht zaghaft finden!

Die Augen kehrten sich ab von den Häusermauern, von den verschlossenen Thüren, wandten sich wieder geradeaus. Und wiegend und gleitend, den Kopf in der ihr eigentümlichen Art ein wenig zur rechten Schulter geneigt, schritt Ilse Herbert weiter die Straße herab.

Frau v. Ramhorsts Hand hatte sich ein wenig fester auf den Arm des Bruders gelegt und ruhte da mit leisem, zärtlichem Druck.

Er hielt das Haupt aufrecht und führte sie, als sei sie eine Herrscherin, gekrönt vom Unglück mit heiliger Dornenkrone. Er schritt so dahin der wiegenden, gleitenden Gestalt entgegen, die nun doch seitwärts ausweichen mußte, bis sie vorüber war . . . bis es vorüber war.

Da hob Frau v. Ramhorst scheu den Blick zu ihm und fragte leise: „Wie, Robert, du grüßest eine Dame nicht?“

„Doch, Irmgard, ich grüße jede — Dame!“

Mit eiserner Festigkeit sagte er es und nickte ihr beruhigend zu, als ihre Augen in nicht verstehender Frage sich weiteten.

Nein, sie verstand nicht, würde nie wissen — diese letzte Gnade übte das Geschick an ihr! —

Ilse war dicht an die Mauern zurückgewichen, blieb

stehen und sah vor sich zur Erde hinab, die schlanke Gestalt stand fest, und doch war es ihr, als sei der Steinboden da unter ihren Füßen rollender Sand und sie gleite darauf hinab — hinab!

Sie fühlte kein besonderes Entsetzen darüber in sich, keine Furcht; es that auch nichts weh dabei. Weh hatte sie ja auch nicht gethan, die Sekunde, als sie hatte seitwärts vorüberschreiten müssen an der dunklen Frauengestalt, vorüber an dem Manne, der sie nicht kannte.

Nur etwas war dagewesen in ihr, über ihr, das sie, ob sie auch den Schritt nicht beschleunigte, doch traf wie ein Peitschenhieb. Sie stand wie gefesselt, und unter ihren Füßen fühlte sie den rollenden Sand.

Sie bemerkte eine dahersfahrende Droschke, sie winkte mit dem Spitzenschirm, der leere Wagen kam und hielt vor ihr. Der Boden war wieder fest, sie sprang in den Wagen, lehnte sich gegen das Polster, und die Räder rollten — rollten wie das Rad des Glücks.

Und das Glück konnte festhalten, wer nur richtig wollte. Willen haben, nicht ängstlich werden, nicht zimperlich nervös! Aber eines sollte, mußte sein. Sie mußte fort von hier, aus diesem ganzen Kreise heraus in etwas anderes hinein.

Das andere, das ihre Gedanken beschäftigte seit vierzehn Tagen, wenn das möglich wäre!

Sie war wieder daheim, saß in ihrem parfümburchdufteten Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt.

Und warum sollte es nicht möglich sein?

Es gab doch Mittel, eine Ehe zu trennen, solch eine Ehe! Sie hatte keinen positiven Hintergedanken gehabt, als sie ihren Brief an Wendelburg geschrieben, nur den starken Anreiz in sich dazu verspürt. Jetzt aber dachte sie ernstlich nach.

Gestern hatte sie eine Antwort auf ihr Schreiben er-

halten, nur ein paar kurze Zeilen, in unklarer Schrift geschrieben, die er mit seiner Verletzung entschuldigte. Im übrigen sei er in der Genesung, wolle heute seine erste Ausfahrt machen, danke für ihre Teilnahme und werde sich freuen, weiter von ihr zu hören.

Kein eleganter Brief war es, aber jedenfalls ein eleganter Wagen, in dem er seine erste Ausfahrt machte, eigene Equipage, rollende Räder des Glücks. Einem Genesenden gratuliert man.

Und Ilse nahm einen ihrer duftenden Briefbogen hervor und schrieb noch einmal an Hugo Wendelburg. Und als sie den Brief fortschickte, gab sie ihm einen Wunsch mit auf den Weg: möge er ankommen zu guter Stunde!

Zur Abendstunde kam er an — an dem Abend, als Wendelburg zum erstenmal nach dem Ueberfall wieder das Kasino aufgesucht hatte.

Sie hatten ihm gratuliert, die guten Bekannten, die ihm dort entgegenkamen, ihn an den Stammtisch führten, und er hatte den Sekt bezahlen dürfen, den man auf seine glückliche Errettung aus Todesgefahr getrunken. Sie hatten ihm auch nicht sonderlich zugesetzt mit neugierigen Fragen, und doch war es ihm gewesen, als müsse er eine der Sektflaschen nehmen und gegen die Wand schleudern. Vielleicht, daß es dann klar herausgekommen wäre, was da so dumpf und heimlich gegen ihn in der Luft schwebte.

War's denn aber nicht schon klar genug? Sie waren nicht einverstanden mit seiner Handlungsweise, nicht alle, aber die meisten. Der alte Gerichtsrat Fröbuis hatte des Eintretenden Gruß kaum erwidert, auf seinem Gesicht hatte dabei der hochmütig kalte Zug gelegen, mit dem er nach der Ergreifung des Thäters zu ihm gesagt: „Merkwürdig, Herr Wendelburg, daß Ihrer Erinnerung so ganz

entfallen war, wie man Sie am Tage des Mordanfalles mit Rache bedrohte. Ein Hinweis darauf, und der bauernswerte Rechtsirrtum, der den Verdacht auf eine Unschuldige lenkte, wäre unterblieben."

Und so urteilten, dachten so und so viele über ihn. Er sah's, er fühlte es — fast von jedem der Tische kam's aus mehreren Gesichtern auf ihn zu: „Merkwürdig, Herr Wendelburg —“

Am meisten aber sprach es dort von der langen Tafel herüber, an der die Offiziere saßen. Sie schauten nicht nach ihm, sie sahen ihn überhaupt nicht — nur einer ließ verschiedentlich den festen Blick auf ihm ruhen, so daß der neben ihm sitzende Bankier Sanders, der alte Schwäger, sagte: „Na, nach wem verdreht sich denn der Hermsdorf den Hals?“

Hermsdorf beobachtete ihn also, wohl daraufhin, inwieweit er mit seiner verletzten Schulter wieder kampfesfähig war.

Mit Ostentation bediente sich Wendelburg bei allem, was er that, nur der linken Hand und erwiderte auf Fragen nach seiner Schulterverletzung: „Noch total unbrauchbar — kann Jahr und Tag vergehen, ehe das wieder in Ordnung ist.“

- Dabei hatte er das dumpfe Wutgefühl gehabt, daß seine gesellschaftliche Stellung tief erschüttert war, und selbst sein Reichthum würde nicht vermögen, ihn oben zu halten, wenn er noch irgend einen neuen Anlaß zu Klatsch oder Skandal gab.

Seine noch nicht völlige Wiedergenesung erklärte es auch, daß er seinen Aufenthalt im Kasino nicht über den ganzen Abend ausdehnte. Er verabschiedete sich, und als er wieder heimwärts schritt, da wühlte und garte es in ihm: das hatte er ihr auch zu verdanken — ihr — ihr! Und er hatte sie müssen laufen lassen, hatte sie nicht

zurückhalten können in Hartenau, daß sie ihm Genugthuung gab, daß er sie zwang, wieder hinwegzuräumen, was sie ihm in den Weg gelegt. Aber wenn auch — eines blieb ihm doch: er hielt sie, hielt sie fest, mit seinem Willen stand er zwischen ihr und dem anderen, von dem er auch noch seine Rechnung einfordern würde.

Er war eingetreten in das elegante Vestibül seiner Villa. Der bronzene Fackelträger streckte ihm die helle Leuchte entgegen. Da vor ihm, hinter den breiten Doppeltüren, lag die Flucht der kostbaren Räume. Er trat ein in das erste, rotsammetene Empfangszimmer, drückte auf den elektrischen Knopf, und die Helle flammte auf. Dann auf dem weichen Teppich schritt er weiter hinein in den gelben Salon, und wieder goß sich auf einen Fingerdruck aus venetianischen Blüten opalfarbenes Licht herab. Und immer weiter, durch den Speisesaal, durch den türkischen Rauchsalon bis in sein eigenes, prächtiges Herrenzimmer, und überall hatte er die elektrische Beleuchtung aufstrahlen lassen. Nun stand er und schaute durch die weitgeöffneten Thüren hindurch, hinein in die glänzende Pracht seines Reichthums.

Vor seinem Schreibtisch stand er und ward des Briefes gewahr, der da auf bronzener Platte lag.

Ilse Herberts Brief — angekommen zu guter Stunde!

Wendelburg las. Den duftenden Briefkarton in der Hand haltend, schritt er noch einmal die helle Zimmerreihe hindurch.

Ja, es würde sich schaffen lassen mit leichter Mühe, daß sie ihn wieder vollwichtig nahmen, vollwichtiger als je zuvor, daß sie ihn suchten, sich hierher drängten zu seinem glänzenden Reichthum, daß sie ihn umschmeichelten, umwarben — ihn und seine glänzende Frau, die schön war und klug!

Ja, wenn — wenn! Wenn er sie wollte, die's ihn

so deutlich zeigte, daß sie nur darauf warte, ob auch er wollte.

Wollte! Ja, wenn nicht sein eigener Wille diesem Wollen entgegenstände, sein „Ich will!“ Ich will die andere halten, nicht freigeben, nicht der Freiheit zurückgeben, die sie sich ersehnte!

Aber einerlei, was er dabei wollte und nicht wollte — eines jetzt wollte er thun, was die ihm da so durchsichtig an die Hand gab. In der zweiten Hälfte des August reise sie zu einer Tante auf Besuch an die Nordsee. Sie hatte den Ort genannt, ein besuchtes Seebad.

Hugo Wendelburg war erholungsbedürftig. Wie in schweren Wolken stieg ihm oft das Blut zu Kopfe. Auch er würde ein Seebad auffuchen. Doch keine scheinbare Zufälligkeit sollte dabei obwalten. Er würde klar ihr schreiben: „Ich komme an den gleichen Ort. Darf ich Sie im Hause Ihrer Tante auffuchen?“

Was dann sich daraus ergab, wie es sich weiter gestaltete, das wollte er abwarten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Es bleibt also dabei, Adelheid! Diesmal gehst du statt meiner zu Doktor Krafts nach Baden-Baden. Dir thut eine Erholung not wie 's tägliche Brot.“

Regine Erhard sagte es in ihrem bestimmten Tone zu Adelheid, deren krankhafte Blässe in der hellen Beleuchtung des Ateliers besonders auffiel und die dennoch, wie zumeist, jedem Bemühen, ihr Pflege angebeihen zu lassen, Einwendungen entgegensetzte.

„Die Einladung war für dich bestimmt, Regine. Ich kann unmöglich erwarten —“

Die Malerin zog ihre Uhr aus der Tasche. „Für edlen Wettstreit habe ich keine Zeit, liebe Adelheid. Du

weiß, daß ich nicht fort kann von hier, wenn das junge Volk doch schon zum Herbst Hochzeit machen will, was ja auch schließlich das beste ist, denn lange Verlobungen sind mir ein Greuel. Doktor Kraft aber wird sich freuen, wenn du ihm in die Familie kommst. Ich weiß das bestimmt, sonst schüge ich es dir nicht vor.“ Sie war zu ihr getreten und hatte ihr beide Hände auf die Schultern gelegt. „Ueberlege also nicht lange, Adelheid, greif zu! Vielleicht bieten sich dir dort in der Heilanstalt Mittel und Wege, dir eine Zukunft zu gründen.“

Der feine Kopf Adelheids hob sich höher. „Wäre das möglich, Regine?“

Die Malerin preßte die Lippen aufeinander, zwang sich aber doch zu einem Lächeln. „Warum nicht, Adelheid. Doktor Kraft würde dir gewiß gern behilflich sein. Er war dir ja sofort sympathisch gesinnt. — Du nimmst also meinen Vorschlag an?“

Adelheid sträubte sich nicht länger. Sie hatte kein Recht, irgend etwas zurückzuweisen, das möglicherweise dazu half, ihrem Dasein festeren Gehalt zu geben. „Wenn du wirklich meinst, Regine, und nicht selbst beabsichtigst —“

„Kein Gedanke,“ entgegnete diese, ihren Hut aufsetzend. „Annette hat ja keine Ahnung von der Einrichtung eines Haushalts. Jedes Stück muß ich begutachten. Jetzt eben muß ich schon wieder mit ihr losziehen, um zu sehen, für welche Herrlichkeiten die paar hundert Thaler Mitgift langen.“

„Ihr geht in die Stadt?“ fragte Adelheid.

„Sawohl. Und dir möcht' ich inzwischen das Haus zum Hüten übergeben. Sieh nach, wenn es klingeln sollte, die Aufwärterin ist schon fort. Und nun leb wohl bis auf nachher!“ —

Vom Atelierfenster aus sah Adelheid noch, wie Annetten, die bereits ungeduldig vor dem Hause auf und ab

getrippelt war, sich nun im Fortgehen der großen Tante glücklich an den Arm hing.

Das war jetzt ein Jubel täglich in Haus und Garten, wenn Ottomar kam, die kleine Braut zu begrüßen. Die zwei hatten sich nun doch unter Spiel und Getändel ein echtes, rechtes Glück zusammengebaut. „Nur immer fest wollen, dann kriegt man sich schon!“

Annettens Worte klangen noch in Adelheid, als sie, ein Buch in der Hand, sich am Fenster nieder setzte.

„Nur immer fest wollen!“

Nun sollte sie zurückkehren an jenen Ort, wo ihr vor einem Jahr der Glaube gewachsen, ein festes Wollen zwinge die Welt. Wie lehrte sie dahin zurück? Kleinmütig, bezwungen, wieder auf den Krücken müder Verzagttheit.

Doch nein. Sie hatte ihr heißes Verlangen nach Glück unter ihren Willen gezwungen. Das war hinfort ihre ganze Welt.

Still senkte sie die Augen wieder auf ihr Buch hernieder. Da ließ von draußen ein rascher, fester Schritt sie plötzlich aufschauen, ihr Blick fiel durch das geöffnete Fenster auf die Straße.

Robert v. Sellen ging am Hause vorüber und zog grüßend den Hut.

Adelheid schlug das Herz bis zum Halse hinauf. Sie wußte, fühlte, daß er jetzt kommen würde. Und sie konnte sich nicht verleugnen vor ihm, er hatte sie ja gesehen, ihr Erschrecken gewahrt. Was wollte er, warum diese Besuche? Jenes Bildes wegen, an dem Regine noch immer malte, oder ihretwegen?

In den Wochen, seit sie von Hartenau hierher zurückgekehrt war, hatte sie ihn des öfteren gesehen, gesprochen und mit Befremden wahrgenommen, wie sein Benehmen zwischen düsterer Schweigsamkeit und großer Erregtheit hin und her schwankte.

Sie verstand ihn nicht. Erst als ihr klar wurde, daß Frau v. Rauhhorst auffallend deutlich ihre Beziehungen zu ihr abzubrechen begann, glaubte sie die Lösung seines wechselnden Benehmens gefunden zu haben. Wie er in Hartenau für sie eingetreten, war möglicherweise dem Major zu Ohren gekommen und hatte denselben veranlaßt, seiner Frau den Verkehr mit einer so Verdächtigten zu untersagen, dem Schwager aber Vorstellungen zu machen, die diesem das ruhige Gleichmaß seines Lebens unangenehm störten und denen er doch die Stirn bieten wollte um seines aus Mitleid gegebenen Freundschaftswortes willen.

Nun, sie wollte es ihm leicht machen. Kam er jetzt, es sollte ihr letztes Beieinander sein im Leben — ihr letztes!

Da tönte draußen die Glocke.

Ganz langsam schritt sie auf den Korridor hinaus, legte die Hand auf den Thürdrücker und ließ sie zögernd dort ein paar Augenblicke ruhen, bevor sie öffnete.

„Sie, Adelheid?“ rief Selken erfreut und bot ihr herzlich die Hand.

„Ja, ich bin hier als Reginens Stellvertreterin. Meine Freundin ist ausgegangen.“

„O — und ich wollte mich bei Fräulein Erhard nach der voraussichtlichen Vollendung des Bildes erkundigen. Wenn Sie aber ihre Stellvertreterin sind —“

Sie fiel ihm erröthend ins Wort. „In Reginens Berufsangelegenheiten weiß ich leider keinen Bescheid, Herr Doktor.“

„Sie sollen mir nur gestatten, das Porträt anzusehen, dann vermag ich schon selbst zu beurteilen, ob dasselbe zum Geburtstag meiner Schwester fertig sein wird.“

Mit einladender Handbewegung schritt sie ihm voran, dem Atelier zu.

Als sie dann eingetreten waren, schaute sie sich suchend

um nach der beiseite geschobenen Staffelei mit dem Porträt Hans v. Ramhorsts. Gemeinsam rückten sie dieselbe sodann in die rechte Beleuchtung, gemeinsam standen sie davor und blickten schweigend auf das schöne Bild des Jünglings, der seine lobende Lebensfackel in die Erde gesenkt hatte — eines Irrlichts wegen.

Tiefe Erschütterung ging über Seltens Züge. Adelheid sah es, wie die Linien um seinen Mund sich tiefer prägten, und sie hätte ihn doch packen und rütteln und es ihm zuschreien mögen: „Und dieses Irrlicht hast du auch geliebt! Du auch!“

Stumm wendete sie sich ab. Eine Weile stand er noch still versunken, dann trat auch er von dem fast vollendeten Porträt zurück. Adelheid lehnte an der Wand, und nun erst fiel ihm auf, wie sie bleich geworden war, seit er sie zuletzt gesehen.

Rasch vor sie hin tretend, beugte er sich besorgt zu ihr nieder. „Sind Sie krank, Adelheid, oder wird Ihnen das Berwinden so schwer, oder“ — seine Stimme wurde scharf — „hat Wendelburg von sich hören lassen?“

„Nein — nein!“ stieß sie angstvoll heraus, in steter, heimlicher Sorge, es könne so weit sein, daß Sellen an die Schonungsbedürftigkeit seines Beleidigers nicht mehr glaubte. Und noch einmal rief sie: „Nein, er ist ja wohl noch krank. Er ließ mir Ruhe bis jetzt, und später, wenn ich erst fort bin von hier, wird er mir vielleicht überhaupt Frieden gewähren.“

Er wiederholte stockend, klanglos: „Fort von hier, Adelheid?“

„Ich sagte es Ihnen ja bereits,“ entgegnete sie unsicher, seinen Blicken ausweichend.

„Adelheid, muß es denn sein?“

Sie schloß die Augen vor diesem Tone und neigte stumm das schöne Haupt.

„O, Adelheid! Gehen Sie nicht fort von mir!“

„Ich habe keine Wahl.“

„Und wenn Sie eine hätten, Adelheid?“

Jäh schlug sie den Blick zu ihm empor. Sein Antlitz flammte in düsterem Feuer nahe dem ihren.

„Und wenn du eine hättest, Adelheid — du als mein Liebstes auf der Welt — du —“

In seine Arme hatte er sie gerissen, an seine Brust, wo sie sein Herz pochen hörte, wo es im Nebelgrau ihrer vergehenden Sinne austauchte vor ihr, golden und leuchtend: der Becher des Glücks, ihr gereicht von seinen Händen.

Dennoch stieß sie ihn von sich, wie sie die geliebten Hände von sich stieß. „Ich will nicht — ich will keine andere Wahl. Und ich habe keine — keine, Herr v. Selken.“

„Adelheid — Adelheid!“

Den Arm um sie schlingend, war er an ihr niedergelitten, zu ihren Füßen.

„Sag mir nur ein einziges Wort, und ich stürme Himmel und Hölle, um deine Kette zu lösen! Sag, daß es wahr ist, daß du — mich liebst!“

Blutrot rieselte es ihr über Stirn und Wangen. Wenn er es wußte, wessen Bild seit Jahren in ihr Herz geprägt — wie ward es ihm verraten? Wer hatte es ihm gesagt, daß sie ihn liebte?

Hestig entriß sie sich den sie umschließenden Armen. „Es thut mir bitter weh, einen Freund verloren zu haben, Herr Doktor.“

Ihrer Stimme gelang es nicht, festen Klang zu finden. Ein Ringen und Schluchzen aus tiefstem Innern durchzitterte sie, und diese leisen, flehenden Laute waren es, die Selken Besinnung und Ruhe wiedergaben.

Schwer atmend erhob er sich. Den Kopf von ihr ab-

gewandt, vor sich hin starrend schwieg er lange, dann glitten seine Blicke zu Adelheid hinüber, die in einen Sessel gesunken war, und veränderten Toncs sagte er: „Vergessen Sie, Adelheid, daß meine Liebe mich hinriß, die Möglichkeit zu träumen, Sie könnten frei, die Meine sein.“

Er sprach ihr von Liebe. Und sie durfte nicht verstummen in betender Glückseligkeit, sie mußte reden, mit Worten die Brücke niederreißen von ihm zu ihr!

„Sie nannten ein großes, gewaltiges Wort, Herr v. Sellen — Liebe! Ich will vergessen, daß Sie es zu einem Menschen sprachen, der kein Recht hat, Liebe anzunehmen und Liebe zu verschenken. Aber — Sie wollten mein Freund sein, nicht wahr? Darf ich dem Freunde eine Frage stellen?“

„Sprechen Sie,“ klang es dumpf von ihm zu ihr.

Adelheid lehrte ihm ihr bleiches Antlitz zu, und ihre Haltung festigte sich. „Könnten Sie mir wirklich wünschen, Herr Doktor, daß sich zu der freudlosen Last meines Lebens auch noch Liebe gesellte?“

In seiner Ergriffenheit war er abermals zu ihren Füßen niedergesunken. „Ja, ja, Adelheid, ich wünsche sie dir!“

Wieder und wieder preßten sich seine stammelnden, fiebernden Lippen auf ihre Hände, die er in den seinen hielt.

„Ja, Adelheid, denn dann würdest du hoffen. Und Hoffnung ist ein Stückchen Glück! Wir beide aber, du und ich gemeinsam, wir würden uns das ganze Glück noch erzwingen! Du wirst frei sein, wenn du es sein willst! Was dir angethan wurde, löst eine Ehe, die nicht einmal bestand. Adelheid — ein Wort nur — ein einziges Wort: wenn du frei wärest, dann ... dann ...“

Adelheid trat zurück. „Ich bitte Sie, Herr v. Sellen,

mir zu ersparen, Ihnen nicht mehr danken zu können, was Sie mir Gutes thaten. Ich bin nicht frei und erstrebe nicht mehr, es auf gewaltsamem Wege zu werden. Ich denke, man wird mir jetzt Ruhe lassen. Damit bin ich zufrieden. Ihnen aber sage ich noch dies, Herr Doktor: auch wenn das Schicksal einst freiwillig meine Kette sprengte, einem Manne, wie Sie es sind, würde ich nie und nimmer den Rest meines armen Daseins darbringen — selbst dann nicht, wenn ich an seine Liebe glaubte.“

„Selbst nicht, wenn Sie an seine Liebe glaubten! — Adelheid!“

Von allem, was sie gesprochen, hatte nur das eine Wurzel geschlagen in ihm: sie glaubte nicht an seine Liebe. Er trat hin zu ihr und legte seine Hände auf ihre Schultern. „Sehen Sie mich an, Adelheid!“ Und Blick in Blick mit ihr fragte er tief und leise: „Du glaubst nicht an meine Liebe zu dir, Adelheid?“

„Nein.“ Sie senkte das Gesicht nicht vor ihm, mochte er lesen darin. Die Trauer, ihm weh zu thun, brauchte sie ihm nicht zu verbergen. „An Ihrer Seite steht nur das Mitleid, Herr v. Selken.“

„Und was — wer giebt Ihnen ein Recht zu diesem Glauben, Adelheid?“

„Das, was ich von Ihnen sah und hörte, ehe Sie mir näher traten — Sie selbst!“

Seine Hände glitten von ihren Schultern. „Sie sind hart, Adelheid. Und Sie sollten doch ein milderes Urtheil haben über einen kurzen Herzensirrtum. Da“ — seine Rechte streckte sich aus gegen das schöne Jünglingsbild drüben auf der Staffelei — „über den dort ging meine Wandlung zum begreifenden, sehend gewordenen Menschen und zur Liebe zu Ihnen, Adelheid!“

Langsam schüttelte sie den Kopf. Und Vergangenes, Verklungenes tauchte auf vor ihr. „Es ist nicht Liebe, und

darum darf ich ein Nein sagen. Es ist nicht Liebe, denn ich — ich kenne die Liebe, auch mich hat sie verwandelt.“

„Wann, Adelheid — wann?“

„An meinem Hochzeitstage!“

„Adelheid!“

Totenbleich war er von ihr zurückgewichen. Der Pfeil hatte getroffen. Sie sah es und schlug die Hände vor das Antlitz.

Da tönte ein Geräusch zu ihnen herein. Regine Erhard war von ihrem Ausgang zurückgekommen und öffnete unvermutet die Thür des Ateliers.

Adelheid stellte sich ihr in den Weg und sagte ruhig: „Herr Doktor v. Selken wollte dir seinen Besuch machen, Regine.“

Mit der Bemerkung, nur erst den Hut ablegen zu wollen, trat die Malerin nochmals auf den Korridor zurück.

Die letzten Sekunden allein miteinander!

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl — und Dank für alles, was Sie mir gethan, für jedes gute Wort.“

Ihre Hände preßten die seinen, ihre Augen schimmerten feucht.

„Lebe wohl, Adelheid!“

Sie nahm es mit sich, sein schmerzersticktes Abschiedswort, mit sich hinauf in ihr Stübchen, wo sie sich schluchzend niederwarf. Und sie würde es mit sich nehmen in die Einsamkeit, in die Welt hinaus, die sie von morgen an treunen sollte von ihm.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Rollender Sand!

Ihre Füße bohrten sich tief hinein in den weichen, weißen Strandsand, bis er ihr die schmalen, hellgrünen

Schuhe füllte, daß sie einen nach dem anderen ausziehen und leeren mußte, ehe sie weiterschritt, sich wiegend und biegend wie eine Blume im Winde, wie jene Blumen, die bizarr in großen, kühnen Linien den weißen Grund ihres durchsichtig dünnen Musselinkleides deckten.

Blaue Wasserlilien auf weißem Grunde . . . Gleitende Füße auf weißem, rollendem Sande.

Es ging sich gut und weich so im Sande. Und es war lustig, wenn ein Windstoß kam und die Körner rieseln und rollen ließ — hinab zum Meere. Es gurgelte und stöhnte, pfliff und seufzte, wie von tausend Todeskämpfen armer, gepeinigter Menschen.

Und sie schritt weiter und lachte.

Und es sollte noch lustiger werden. Wie würden die Sandkörner ihres jetzigen, öden Daseins in alle Winde fliegen, wenn sie es erreicht hatte, sich aus der Sturmflut des Lebens die Perle Reichtum zu fischen! Die schwarze, seltene, kostbare Perle. Jener nannte sie sein eigen, dem sie entgegenglitt.

Heute würde er kommen. Genau hatte er ihr Tag und Stunde seines Eintreffens in dem kleinen, eleganten Nordseebade mitgeteilt, nachdem sie ihm auf seine Anfrage geantwortet hatte, daß sie ihn des leidenden Zustandes ihrer Tante wegen leider nicht in deren Wohnung empfangen könne, aber stets nach Tische auf der Strandpromenade zu finden sei. Und heute nun würde er sie dort suchen.

Jede Männergestalt, die in ihrem Umkreise auftauchte, beobachteten spähend ihre Blicke. Sie hatte keine ganz klare Vorstellung mehr von ihm, war sich nicht sicher, ihn zu erkennen. Und es wäre doch fatal gewesen, daß einem Manne eingestehen zu müssen, dem man so viel Interesse bewiesen. Ein Lächeln kräufelte ihren Mund.

Da plötzlich sah sie jemand kommen, er schritt anders als alle anderen, die am Strande umherspazierten. Alles

an ihm war Eile, Energie. Seine Tritte mußten feste Spuren hinterlassen. Er trug einen weißen Strandanzug.

Ilse rückte den reizenden Spitzhut koketter in die Stirn — für Hugo Wendelburg.

Nun hatte er sie erkannt. Sie merkte es, wie er stehen geblieben war und zu ihr hinüberstarrte, überrascht, betroffen von ihrem Anblick, den er so lockend und licht wohl nicht im Gedächtnis getragen hatte. Doch er faßte sich schnell und kam, lebhaft schon von weitem grüßend, auf sie zugeschritten.

„Mein gnädiges Fräulein, welche Freude! Sie und das Meer auf einmal, das ist viel für einen vom Schicksal so wenig verwöhnten Mann.“

Sie biß sich auf die Lippen und reichte ihm in gewinnendster Liebenswürdigkeit die weiche Hand.

„O Herr Wendelburg, wer wird denn gleich seine Intimitäten mit der Dame Schicksal ausplaudern! Sie setzen mich zudem in Verlegenheit, denn ich hatte meine Begrüßungsrede nur aufs Gratulieren, nicht aufs Kondolieren eingerichtet.“

Er lächelte, daß seine breiten Zähne nur so blitzten. Ihre Rede gefiel ihm, und sie gefiel ihm überhaupt, die bunte, gleißende Verführung da vor ihm im Schwertliliengewande.

„Also bitte, gnädiges Fräulein, keine Unterschlagungen. Gratulationen aus so schönem Munde . . . na, Sie wissen schon —“

Zwinkernd kniff er ein Auge ein und sah sie von der Seite an.

Ja, die wußte schon, die wußte überhaupt mancherlei, die würde Hartenau ein Rätsel aufgeben, über dessen Lösung sie alle heiß werden sollten, jene Dummköpfe, die sich jetzt so kühl von ihm abwandten.

„Also“ — noch einmal hielt sie ihm die Hand ent-

gegengestreckt — „ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu, daß der Himmel Sie so gnädig aus Todesgefahr errettete.“

Hugo Wendelburg sah sie an, staunend, bewunderungsvoll. Wie weich, wie ergriffen ihre Stimme klang, wie holdselig und kinderrein sie ihn anschaute, als ob sie wahr und wahrhaftig selber glaubte, was sie da vor ihm ausführte! Ueber sein Gesicht begann es zu zucken, aus seinen Augen sprang es in die ihren hinein, in denen nun auch kleine, ausgelassene Teufelchen zu tanzen begannen. Plötzlich klang ein Doppellachen auf — das Augurenlachen der beiden, die sich fanden und verstanden.

„Was befehlen Sie, meine Gnädigste, daß wir nun thun?“ fragte Wendelburg. „Uns hier niederlassen oder noch ein Stückchen weiter herunter die Strandpromenade verschönern?“

Sie spannte den dustigen Sonnenschirm über sich aus. „Ich bin immer fürs Verschönern.“

„Ganz mein Fall,“ verbeugte er sich mit einladender Bewegung.

Dann schritten sie Seite an Seite dahin, rollenden Sand unter den Füßen. Ihse bog dicht zum Meeresufer hinüber. Es war sehr kleidsam, den heranschäumenden Wogen so nahe zu kommen, daß man zuweilen schleunigst mit allerliebstem Ausschrei und aufgerafften Röcken zurückspringen mußte, um nicht naß zu werden.

Indessen Hugo Wendelburg war zu nüchtern veranlagt, um diesem koletten Spiele mit den Wellen besonderen Geschmack abzugewinnen; zudem fing die Nähe des Meeres an, ihn seltsam zu bedrücken, so daß er zuweilen stehen bleiben und Lust schöpfen mußte, bis seiner tändelnden Begleiterin dies auffiel und sie ihn erstaunt fragend ansah.

„Strengt Sie unsere Strandwanderung an, Herr Wendelburg? Haben Sie sich doch noch nicht genügend

erholt? Mir scheint momentan wirklich, als hätten Sie sich verändert, als wären Sie leidend."

Ärgerlich verzog er das Gesicht. Er hatte es in den letzten Tagen häufig hören müssen, sein Befinden sei wohl kein gutes. Was sollte das heißen? Sah er aus wie ein Schwächling?

"Keine Idee! Ein bißchen Uebermüdung, nichts weiter. Bin die Nacht durchgereist, dann der beträchtliche Luftwechsel und nicht zum mindesten" — hier wurde sein Gesicht wieder eitel Strahlen — „das Glück, Sie wiederzusehen, gnädiges Fräulein!"

Ein schmachsender Blick unter dem überhängenden Tüllgekräusel des Hutes hervor quittierte das Kompliment. Wendelburg zwirbelte unternehmend den Bart und wagte die Bemerkung: „Da wir aber einmal bei der Veränderlichkeit der Dinge angelangt sind, gestatten Sie mir auch, gnädiges Fräulein, Sie ziemlich verändert zu finden, seit mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft wurde."

Schmollend bog sie den Kopf auf die Seite. „So viel älter wäre ich geworden?"

„So viel interessanter," verbesserte er galant. „Ja, ich muß Ihnen sogar gestehen" — ein eigentümliches Lächeln schlich um seinen Mund — „interessanter, als es sonst Damen Ihres Alters überhaupt zu sein ermöglicht ist."

Die Wendung war gut. Jetzt hatte er das Steuer des Gesprächs in ihre Hände gegeben — endlich! Und sich mit dem Reize bezauberndster Kindlichkeit umstrickend, sagte sie, die Lippen aufwerfend, weinerlichen Tones: „Ja, was habe ich aber auch erleben müssen!"

„Ich las von Ihrer Verlobung," fiel Wendelburg ohne weitere Umstände ein.

„Ja, ich war verlobt — beinahe acht Tage lang."

Wie um ihm eine Entgegnung zu ersparen, ging sie plötzlich schneller, so daß er ihr kaum zu folgen vermochte

in dem seltsamen Zustand von Beklemmung, der ihm die Brust beengte.

Immer mehr entfernten sie sich von dem besuchteren Teile des Strandes, immer mehr näherten sie sich den einsamen Dünen, wo der Wind schärfer um die gestrüppbedeckten Hügel wehte, wo die Brandung schauriger tobte, und der Möwen Geschrei unheimlich wie schadenfrohes Lachen aus den Lüften klang.

Ilse Herbert kannte keine Märchenschauer. Sobald kein Mensch mehr weit und breit zu sehen war, blieb sie rastend stehen.

„Gnade!“ flehte Wendelburg.

Mit unschuldigstem Lächeln gab sie zurück: „Ist es hier nicht wunderschön?“

„Geschmackssache, Pflaster aber fehlt der Wüstenei auf alle Fälle.“

Nun wies sie auf eine von Niedgras überwucherte kleine Anhöhe. „Wollen wir uns dort ein wenig niederlassen?“

„Aber gern,“ beeilte er sich zu versichern und streckte sich behaglich in den weichen Sand, als Ilse ihm durch die anmutige Lässigkeit ihrer Hinlagerung den Beweis gegeben, wie sie selber Bequemlichkeit zu schätzen wußte. Minutenlang sprachen sie kein Wort miteinander.

Zu ihren Füßen donnerte das ewige Meer.

Ilse hatte den Arm aufgestützt und den Kopf in die Handfläche gelegt, als sie sich plötzlich so wandte, daß sie Wendelburg gerade in das Gesicht blicken konnte.

„Ich war also verlobt,“ nahm sie das fallen gelassene Thema unvermittelt auf, „beinahe acht Tage lang. Sie wissen, mit wem. Glauben Sie wohl, Herr Wendelburg, daß es nur ein unmotivierter Einfall von mir gewesen ist, Ihnen zu Ihrer Errettung Glück zu wünschen, oder daß derselbe begründet war durch den Umstand, vorher

viel und schwerwiegend an Sie erinnert worden zu sein?"

Glutheiß stieg es ihm in Stirn und Schläfen, seine Finger zerrten ganze Büschel Gras aus ihrem losen Boden. Die Anspielung der schlauen Hege war deutlich gewesen. Sie war erinnert worden an ihn! Durch wen? Hatte sie es auch gehört von den Beziehungen Robert v. Seltens zu seiner Frau — der Frau Hugo Wendelburgs?

Die Antwort fiel ihm schwer, seine Züge waren finster. Da wurde ihm dieselbe durch Ilse erspart.

„Lassen wir sie laufen, die häßliche Vergangenheit,“ sagte sie leicht hin. „Die Gegenwart ist besser.“

„Wirklich?“ fragte er, geschickt von seinem Grolle abgelenkt. „Haben Sie die eine schon verwunden, um die andere zu preisen?“

„Die Räder des Glücks rollen,“ half sie sich diplomatisch.

„Und wohin rollen die Ihren jetzt, mein gnädiges Fräulein?“

„In eine Hoffnung, Herr Wendelburg.“

Die Irrlichtaugen funkelten ihn an; es war nicht mißzuverstehen, wohin die Räder ihres Glückes rollten.

Stumm blickte er seine Rechte an, daran der Trauring glänzte, stumm hob er sie und legte sie breit vor sich aufs Knie, daß sie den Ring sehen mußte.

Und sie sah. In naivster Unbefangenheit sogar deutete sie auf den Ring und lächelte: „Meinen Sie wohl, Herr Wendelburg, daß ich mich Ihnen hier so ruhig anvertraute, wenn ich nicht wüßte, einen verheirateten Mann vor mir zu haben?“

Er richtete sich empor und sagte: „Sie hätten Schauspielerin werden sollen, gnädiges Fräulein.“

„D“ — kindlich erfreut schlug sie die Hände zusammen und nahm ebenfalls eine aufrechte Haltung ein — „wie

Sie mich verstehen, ich wünschte selbst nichts sehnlicher, aber — ich bin eben aus zu guter Familie.“

„Schade, daß gerade Sie eine Professorentochter werden mußten!“ Er rief es aus ehrlichster Ueberzeugung, und verstoßen huschten ihre Blicke zu ihm, um zu fragen, ob es wahr sei, daß Hugo Wendelburg aus Hartenau klüger wäre als alle, an denen sie bisher ihren Zauber erprobt.

„Fräulein Ilse, reizendes Fräulein Ilse, wissen Sie aber, um was es am meisten schade ist?“

„Nun?“

„Daß zwei Menschen, die sich anscheinend so gut verstehen wie wir, einander gar nichts fein können und sollen!“

Sie verschränkte die Hände auf dem Rücken, wie es ihr eigen war, und bog kokett lächelnd das lockige Köpfschen zurück. „Ich bin nicht schuld daran, Herr Wendelburg. Ich trage nicht so etwas.“ Sie deutete auf seine Rechte.

Ländelnd hatte sie die Handschuhe abgestreift und hielt ihm jeden ihrer zehn Finger einzeln hin.

Er griff nach dem Goldfinger ihrer Linken und zog ihn an seine Lippen. „Wer den schmücken dürfte!“

Sie sagte nichts, sie sah ihm nur fest und tief in die Augen.

Da fragte er flüsternd in bedeutungsvoller Langsamkeit: „Könnte ich es sein, Fräulein Ilse?“

Ein perlendes Lachen quoll auf. „Sie — ein verheirateter Mann? — Aber Herr Wendelburg!“

Das helle Spottlachen tönte noch immer und brachte ihn um Ruhe und Besonnenheit. Ein verheirateter Mann — er! Ja, es war zum Auslachen! Voll verbissenen Grimmes begann er seinen Trauring am Finger hin und her zu drehen. Solch ein Ding saß ja doch locker, es war nicht angegeschmiedet. Sich darum auslachen zu lassen

— ein Mann wie er — reich, begehrt — wie begehrt fogar!

Ilse voll das Gesicht zuwendend, zuckte er, seine Rechte gegen sie erhebend, vielsagend die Achseln. „Mein Wille hat diesen Ring da aufgesteckt, mein Wille kann ihn wieder abziehen, Fräulein Ilse.“

Ihre kindliche Verwirrung war bis zu einem Erröten vorgeschritten, als Wendelburg mit Energie und Nachdruck in ihre allernächste Nähe rückte und in lobenswerter Kürze rasch und sachlich fragte: „Ohne jedes Hin und Her, Fräulein Ilse: wenn ich als freier Mann zu Ihnen käme, würden Sie mir gestatten, um Sie zu werben?“

Sie wiegte den Kopf und schlang in holdseliger, ratloser Unschlüssigkeit die langen Seidenhandschuhe um die Finger. „Sie sind aber nicht frei, Herr Wendelburg,“ erklang endlich ihre leise, zögernde Antwort, und als wolle sie aus unfruchtbarem Träumen gewaltsam zur Wirklichkeit zurückkehren, erhob sie sich und that ein paar schnelle Schritte vorwärts.

Aufgereizt durch ihr unerwartetes Zweifeln, Widerstreben sprang er ebenfalls auf und eilte an ihre Seite. „Ich bin frei, Fräulein Ilse, wenn ich es will — wenn Sie es wollen! Wollen Sie, wollen Sie es?“

„Ach, was vermag der Wille eines Menschen?“

„Alles!“ rief er und reckte sich auf im trotzigen, neubelebten Selbstgefühl. „Alles, wenn Wille auf Wille die Trittleiter zum Ziele ist.“

Sie schüttelte den Kopf und malte mit ihrem Sonnenschirm ein Fragezeichen in den Sand. „Ich würde meinem Willen so felsenicher nicht vertrauen, Herr Wendelburg.“

„So vertrauen Sie dem meinen, Ilse! Ich bin reich. Wir beide zusammen aber und der Reichtum wären ein dreiblättriges Kleeblatt, dem das berühmte vierte des Glückes ganz gewiß nicht fehlen sollte.“

Laut, übermütig hatte er es in Wind und Wogengebraus hinausgeschleudert und dazu Ises Hände in den feinen gehalten.

Da trat sie noch einmal vor seine Seele — die andere, Stolze, Schöne, um die er so wild und zäh mit seinem festen Ichglauben gerungen, und über die er dennoch nicht zu siegen vermocht hatte, an der er zu Schanden geworden war mit seinem Wollen.

Und noch einmal schlägt jähe Wut über sein Besinnen zusammen und growlt aus aufgewühlter Tiefe zu ihm herauf: Zu Schanden bist du an ihr geworden — zu Schanden!

Wilder Zorn packt ihn, blutigrot steigt es auf in ihm und verbunkelt ihm die Augen. „Ich will dich dennoch herabreißen. Die Sterne reißt's vom Himmel, das „Ich will“.“

Zäh bricht er ab. Seine Augen werden starr und bohren sich in die unermessliche Weite.

Dort über dem Meere steigt es auf — groß, schauerlich — eine Wolkenwand. Nein, eine Gestalt, die näher und näher kommt — auf ihn zu — Pfeilschnell.

Sein Atem stockt. Er tastet nach der Kehle, nach der Brust . . . „Luft!“ Ein Gurgeln, das niemand hört . . . „Luft . . . Ich, ich w Ich —“

Plötzlich stürzt er zu Boden wie ein gefällter Baum. Und weiter braust das Meer seinen Ewigkeitsfang. Kein Aufschrei ist hineingeklungen, kein Wort — kein Laut.

Mit schreckhaft weitgeöffneten Augen hat Ise ihn fallen sehen. Was war ihm nur? Ein Krampf, eine Ohnmacht? Er regt sich nicht, liegt still auf dem Rücken, als blicke er nach oben. Wie unheimlich!

Scheu späht sie in sein Gesicht, faßt seine erkaltete Hand.

Da schritt's aus ihrem Munde: „Tot — tot!“
Entsetzen packt sie. In besinnungsloser Hast eilt sie davon.

Der Tod — der Tod!

Dort hinter ihr — sie sieht sich nicht um. Vorwärts! Fliehen! Zu das Leben! Nicht zurückblicken — dem Tod ins Angesicht!

Grauen läuft an ihrer Seite, treibt sie fort — peitscht sie vorwärts, immer vorwärts.

Auf einen Fischer, der am Strande seine Netze flickt, stürzt sie zu und weist rückwärts, wohin sie den Kopf nicht zu wenden vermag.

„Dort, da hinten liegt ein — ein Toter!“

Und dann eilt sie weiter.

Vor dem Kurhause hat das Nachmittagskonzert begonnen.

Unter den Klängen eines Walzers bricht Ilse erschöpft zusammen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Robert v. Sellen schritt die abendlich stille Straße entlang, seiner Wohnung zu. Er kam aus seiner Gesellschaft. Da hatten sie's durchgenommen, wovon die ganze Stadt sprach. Ilse Herbert, die Knall und Fall aus dem Nordseebade, wo sie gewesen, heimgereist kam, hatte sofort ihre Habseligkeiten zusammengerafft und war heimlich auf und davon gegangen, in die Welt hinaus — „aus unwiderstehlichem Drang zur Bühne“.

In dem ersten Entsetzen über diesen Schlag hatten die Eltern nicht daran gedacht, die Wahrheit, die sich wohl ohnehin nicht hätte verheimlichen lassen, zu unterschlagen, und wie ein Lauffeuer war dieselbe durch die Stadt gegangen.

Die Komödiantin auf die Bretter, das naive Kind als Naive! Das also war das Ende, so hatte sein Nichtschwert getroffen — so wenig!

Noch einmal die ganze wilde Dual durchkostend, die er an des Neffen Leiche empfunden, hob er den Blick zu dem Sternenhimmel empor. „Hans — armer, lieber Junge — darum, darum mußt du verbluten! — Auf die Bretter — auf das Brett, das schwanke, gleitende, abwärts leitende! Und so wird vielleicht doch noch eines Tages ein Rächer dir erstehen, du armer, toter Narr. Dein Todesrächer — das Leben!“

Er betrat seine Wohnung. Sie war still und einsam, einsam wie sein Herz, das doch nicht stille war, das ächzte und schrie — nach ihr, die fortgegangen war, fort — er mußte nicht wohin.

„Sie wünscht ihren Aufenthalt zunächst geheim zu halten,“ hatte ihm Regine auf seine Frage geantwortet, als er vorige Woche die Abholung des Bildes veranlaßte.

An den Arbeitstisch tretend, um zu seiner Trösterin in der Einsamkeit, der Arbeit, sich zu wenden, fielen seine Augen auf einen Brief.

Aus Gartenau? Klopste das Leben wieder an, jenes Leben, in dem sie gestanden? Wollte Hermsdorf ihm melden, daß Hugo Wendelburg ihn zur Abrechnung erwarte?

Ja, Hermsdorf schrieb. Robert las hastig die wenigen Zeilen.

Und dann sprang er auf und schaute im Zimmer ringsum, in dem es nicht mehr einsam war und still, in dem es auf ihn eindrang, von den Wänden ihm entgegen schrie: Frei! Sie war frei!

In früher Morgenstunde schon stand Selken vor Regine. Kaum daß er sie begrüßt, stieß er hervor: „Wissen Sie schon — weiß sie selbst es schon?“

Regine erbleichte, als Selken nun berichtete. Das also war der Inhalt des an Frau Adelheid Wendelburg adressierten, mit dem Amtssiegel Hartenau versehenen Schreibens, das sie gestern abend Adelheid hatte nachsenden müssen, trotz ihres Bangens, welche neue, schlimme Botschaft darin enthalten sei!

Sie sah Selken an mit ihrem klaren, offenen Blick. Es mußte furchtbar in ihm gearbeitet haben in dieser Nacht. Er trug die Spuren davon in seinen Zügen, in dem Blick seiner fieberisch heißen Augen.

„Wo ist sie? Sie müssen es mir jetzt sagen! Sie haben sie ja auch lieb. Wo ist sie — ich muß zu ihr!“

„In Baden-Baden — bei Doktor Kraft.“

Was Regine nicht aussprach, das sagten ihr Händedruck, der feuchte Schimmer in ihren Augen.

Sommer Sonnenschein lachte über dem herrlichen Erdenfleck, an welchem Adelheid vierzehn schöne Tage verlebt hatte.

Nein, nicht verlebt! Verträumt in blütenduftender Einsamkeit des großen Parkes, der die Kraftsche Heilanstalt umgab. Noch war sie Gast bei den liebenswürdigen Freunden Reginen's, noch wollte man sie trotz all ihres Bittens unter keinen Umständen mit irgend einer Beschäftigung ermüden. Und sie war es schließlich dankbar zufrieden, Körper und Geist ausruhen zu dürfen, hatte sie doch seit einem Jahre fast keinen Tag der Ruhe gekannt.

Heute war es das erste Mal, daß ein Erinnerungszeichen aus der Welt, die draußen lag, zu ihr kam. Man brachte ihr zwei nach Urberg adressierte, von Regine ihr nachgesandte Briefe in ihre Einsamkeit. Der eine trug den Amtsgerichtsstempel von Hartenau, der andere war aus der Heimat, aus Eckartsburg.

Das amtliche Schreiben schauernd beiseite schiebend, griff sie nach dem zweiten Briefe.

Seit ihrem Erlebnis in Hartenau hatte sie kein Wort mehr von daheim gehört. Die des Nordversuches Verdächtige war eines Briefes nicht mehr wert gewesen. Was war nun jetzt geschehen, daß man sich ihrer erinnerte?

Mit zitternden Händen öffnete sie das Schreiben.

„Liebe Tochter —“

Ihre Augen weiteten sich, sie sprang erregt empor, hastig, erbebend bis ins Innerste, las sie weiter.

Der Tod hatte sie geschieden voneinander.

Stumm barg sie das Gesicht in den Händen in tiefer Erschütterung.

Sie wußte nun, was ihr das Gerichtsschreiben aus Hartenau mitzuteilen hatte.

Biel später erst vermochte sie in gefaßter Ruhe den Inhalt des mütterlichen Schreibens zu überdenken.

Nach Eckartsburg war die Kunde gedrungen, Wendelburg sei in einem Nordseebade, vom Schlage betroffen, gestorben, und nun wandte sich die Apothekerin, im Glauben, Adelheid habe bereits Kenntniss von dem Geschehenen, an sie mit der freundlichen Anfrage, ob sie denn ihr Pflichtteil an dessen Millionenhinterlassenschaft erben werde oder nicht. Verächtlich ballte Adelheid das Schreiben zusammen und zerriß es.

Sie hatte keine Eltern mehr. Arm, wie sie gewesen, wollte sie bleiben. Aber ein anderes, das sie nicht in Thorheit dahingegeben hatte, war ihr wieder geworden, kostbarer als alle Schätze der Erde. Licht sonnte es über ihrem Haupte, um ihre Glieder, von denen die Ketten fielen — die Freiheit!

Und die Hände gefaltet stürzte Adelheid auf die Knie nieder.

Nicht ein einziges Mal, seitdem Adelheid wieder in dem lieblichen Schwarzwaldorte weilte, hatte sie jene Höhe aufgesucht, wo sie vor Jahresfrist mit mutigem „Ich will!“ den Schritt zur Wahrheit vor sich selbst gethan.

Heute aber, als der inhaltschwere Tag zur Rüste ging, um mit dem aufsteigenden Morgen ein neues Dasein vor ihr auszubreiten, trieb es sie fast gewaltsam dorthin zu feierlich ernstem Rückgedenken.

Im schlichten dunklen Kleide wandelte Adelheid am Bergeswalbrande dahin. Die Stelle, da sie vor der Liebe Allmacht alle Schwachheit und Lüge von sich geworfen, kam näher und näher. Ihre Seele aber bangte ihr entgegen, denn sie hatte das Kraut Vergessenheit noch nicht gefunden, trotz allen Suchens nicht.

Jählings schlossen sich mit einemmal ihre Augen wie vor einem Abgrunde, und taumelnd sank Adelheid gegen einen Baum am Wegrand.

Von drüben über die breite Straße stürzte jemand hin zu ihr, der nichts mehr dachte, fühlte, als daß da sein Glück stand im purpurnen Abendsonnenglanze, Goldgelock um Stirn und Schläfen, Schönheit um Körper und Seele.

„Adelheid — Adelheid!“

Die Arme nach ihr ausgebreitet erblickte sie ihn und dachte an ein Wunder.

„Adelheid, ich liebe dich. Die Welt ist arm und öde ohne dich. Und du — sprich, daß es nicht wahr gewesen, was dein Mund zu mir geredet, daß du nicht glaubst — daß eine andere Liebe dich lieben gelehrt —“

„Eine andere Liebe!“

Sie lächelte ihn an, und dann fühlte sie es über ihrem Haupte hinwehen, das nüchterne, kalte Verstandeswägen: Nein, er verstand dich nicht, als du dein Herz vor ihm geöffnet. Ohne dich zu hören, hat er dich verurteilt —

ihn kann es nimmermehr beglücken, in jenem Paradiese mit dir zu leben, das du still in dir getragen seit über sieben Jahren!

„Nein.“ Ueber ihre Lippen ist's geglitten, und sie hat sich aufgerichtet vor ihm und dennoch den Sehnsuchts-
glanz in ihren Augen nicht verlöschen können, der ihm Hoffnung und Glauben gab.

„Abelheid, Liebe stürmt selbst über Liebe! Wer — was war's, das Uagewaltige an Schönheit, das dich an deinem Hochzeitstage gewandelt?“

„Du!“

Sie ruft es nicht, den stolzen Mund zusammengepreßt schreitet sie weiter, fort von ihm, in das grüne Dämmer hinein.

Er bleibt an ihrer Seite. „Abelheid!“

„Ich — ich kann und darf nicht, Herr v. Sellen.“

„Selbst mir die Wahrheit sagen dürfen Sie nicht, Abelheid?“

„Fragen Sie mich nicht, ich flehe Sie an! Warum machen Sie es mir so schwer? Warum sind Sie hierher gekommen?“

„Warum? Weil Sie frei sind, Abelheid, weil ein freier Mensch eine andere Sprache redet als einer, der in Ketten liegt, und weil meine Liebe auf diese Sprache ihr letztes Hoffen setzt. Darum, Abelheid — darum.“

Ohne Bewegung hat sie ihm gelauscht, in ihre Sinne bringt's hinein wie wilde, heiße Flut.

„Barmherzigkeit — um Sie — um mich! Es ist kein Glück —“

„Kein Glück, Abelheid? Kein Glück? Weil du nicht daran glaubst! Oder steht wirklich da ein anderes Erinnern, das selbst für echtes, treues Lieben unüberbrückbar wäre?“

Mit schnellem Schritt ist sie an ihm vorüber auf die

freie Straße hinausgetreten, atmet hoch auf und blickt sich ringsum wie in Traumverwirrenheit.

Und plötzlich geht ein Zucken durch sie hin, die Farbe kommt und flieht in ihrem Gesicht, die Rechte streckt sie vor, ein Zauberbild von sich zu scheuchen, die Linke drückt sie auf ihr Herz, das gebangt hatte vor diesem Bilde, vor diesem Wiedersehen.

Da war sie, die Stelle, wo sie einst unerkannt den Boden hätte küssen mögen, den sein Fuß zur rechten Stunde gewandelt. Und drüben ragen die Berge, zu denen sie hatte hinaufsteigen wollen, der Krücken ledig.

„Abelheid!“ Ihm ist es nicht entgangen, daß etwas sie mächtig erschüttert hat, von dem kein Wissen zu ihm gedrungen, und da stößt es jähe Todesangst aus ihm heraus: „Abelheid, hat meine Frage dich so bewegt? Abelheid, sprich, beim Lichte der ewigen Wahrheit: Was ist's, das dich an deinem Hochzeitstage gewandelt hat, wie du es nanntest?“

Langsam hebt sie die Augen auf, in denen er es leuchten sieht in dunkler, fremder Glut. Zu den Bergen schweifen sie hinüber, darüber die Sonne steht. Und da, wie allmächtiges Flügelrauschen von allen Höhen braust's zu ihr hernieder: „Ich bin die Liebe — und ich bin doch die Liebe! Befeligt aber das Weib, dem ich sein stolzes „Ich will“ in demütiges „Ich muß“ verwandelt.“

Und befeligt breitet Abelheid die Arme aus, ihm entgegen. „Du — du — du warst es — mein Allgewaltigstes — meine Liebe zu dir.“

Mit wildem Aufjauchzen hat er ihren stammelnden Mund küssend geschlossen.

„Abelheid — dich lieben — beglücken — bis daß der Tod uns scheidet — ich will's — ich will's!“



Künstlerblut.

Berliner Humoreske von Paul Oskar Höcker.



Mit Illustrationen
von Adolf Wald.

(Nachdruck verboten.)

Haben Sie eigentlich unseren Rubi, den Karikaturenzeichner, noch als Junggesellen gekannt? Nicht? D, dann muß ich Ihnen von ihm erzählen.

Das heißt — im Grunde läßt sich's gar nicht schildern, wie lustig das immer war, damals, als noch unsere ganze Tafelrunde, Rubi inbegriffen, feuchtfröhlich und bekümmernisledig fast Abend für Abend die tiefsten Probleme der Menschheit löste. Wir waren alle jung, unverlobt, durstig und im unbestrittenen Besitz eines Hausschlüssels. Und fidel!

Rubi nun gar, der war ein wahrer Goldmensch. Talentvoll, ausgelassen, gutmütig, aber freilich auch von einem Leichtsinn, nein, Sie machen sich keine Vorstellung, wie leichtsinnig der über die Schnur hauen konnte, sobald er bloß einen Fingerhut mehr als seine beiden gewohnheitsmäßigen Viertel Terlaner intus hatte!

Ich sagte ihm so oft: „Rubi, du bist ja kein notorischer Potator, beileibe nicht. Aber du kannst doch leider nur

nur

GE. UNZ.

et. (d)ce

r nur

beschämend wenig vertragen. Ich stehe dich also an, Rudi, trinke diese Flasche Heidsieck Monopol, zu der ich dich hiermit feierlichst einlade, lieber nicht mit, sondern verführe dich zu deinen heimischen Penaten."

Er erwiderte darauf mit einem vorwurfsvollen, doch stets holden Augenaufschlag: „Geh, Bundesbrüderl, wirst mich doch nit frozzeln woll'n? Du hast eh deine sechs Schoppen von dem sauren Moselzeugs da eing'fogen und drei Pilsener und zwei Schlummerpüsch noch obendrein — und jetzt willst du den Soliden spül'n, etwa du?!"

Rudi war nämlich Wiener, das heißt Lärchenfölder, und sprach immer noch zuweilen in seinem heimischen Dialekt.

Mit der mir um Mitternacht herum damals stets eigenen Logik erwiderte ich ihm: „Rudi, wenn ich einmal zwölf Glas statt zehn tränke, was ich aber nicht thue, so wärc das allerdings höchst unmoralisch von mir, weil ich bloß elf vertrage. Trinkst du dagegen fünf statt vier, so muß ich das, so leid mir's thut, für eine Ausschweifung erklären. Denn du verträgst noch nicht mal drei."

Was soll ich Ihnen sagen: mein Rudi nahm trotz dieser eindringlichen Warnung meine Einladung regelmäßig mit konstanter Bosheit an.

Und dann immer so gegen drei Uhr, vier Uhr morgens, wo es für geruhlsame Bürger doch eigentlich bald Zeit geworden wärc, nach Hause zu steigen, da überkam ihn eine schier krankhafte Sehsichtigkeit, die ihn manchmal bis zum Sonnenaufgang im Café festhielt. Uns natürlich auch. Da legte er denn los, kunsttriefend, begeistert und voll Welterfahrung: über die moderne Malerei im allgemeinen und die moralästhetisch-sozialpolitische Aufgabe der Karikaturenzeichnung im besondern. Und mit seinem fedden Bleistift, dem nichts heilig war, skizzierte er Ihnen auf der Marmortischplatte, auf seiner Manschette, in Ihrem Check-

buch, wenn Sie eins hatten und es ihm unvorsichtigerweise überließen, ja sogar auf der gespannten Kniescheibe Ihres neuen hellgrauen Beinkleids eins, zwei, drei, die herrlichsten Charakterköpfe. Und von einer Nehnlichkeit —!

Es lag sicherlich stets ein beträchtlicher künstlerischer Wert in diesen genialen Autogrammen. Aber ihre eigentümliche Placierung machte sie meistens unverkäuflich.

Und das war Rudis Verhängnis. Denn so kam er nie und niemals zu Gelde.

Aber Rudi meinte: „Schaut's, Kinder, ich brauch' ja nit mehr. Für die letzten fünfundzwanzig Täg im Monat, da muß sich der moderne Kulturmensc halt eh ein bißel knapper einrichten, — und wozu seid's denn da, wann nit, daß ich euch das Vertrauen schenk' und pump' euch an.“

Das that er ja nun allerdings nach Kräften — manchmal über unsere Kraft.

Aber da geschah eines Tages das Furchtbare, Rätselhafte, Gewaltige.

Als uns die Nachricht traf, fuhren wir alle entsezt empor. Und tagelang hernach noch bildeten wir murrende, mit dem Schickjal habernde Gruppen im Café, Unter den Linden und in der Künstlerklausur — zweie von uns gründeten eine neue freie Bühne, einer verscholl, ein anderer verstauchte sich den linken Fuß, und ich gab ein Bändchen lyrische Gedichte „Schwertlilien“ heraus. So hatte uns jegliche Selbstbeherrschung verlassen.

Es war aber auch das Wahnwitzigste, was passieren konnte: Rudi, unser Goldmensch, hatte sich verheiratet. In Steglitz.

Wie das so schnell gekommen war — er hatte uns doch noch ganz rüstig, leidlich normal und guten Muts verlassen — darüber siderte erst später etwas durch, und selbst das basierte auf freier Erfindung.

Seine junge Frau, so hieß es, sei die Tochter eines

verstorbenen Infanteriemajors, besitze weder Geld noch sonstige Schönheiten, sie sei nur auffallend energisch. Aber, mochte seine Frau sein, wie sie wollte: auf Rudi konnte bei uns von Stund an nicht mehr gerechnet werden.

Der Name seiner Frau lautete, der urkundlichen Vermählungsanzeige nach, Barbara. Schon dieser Name mußte gegen sie einnehmen. Aber ich that ihr unrecht. Sie konnte reizend sein, wenn sie wollte. Ich hab' sie nämlich kennen gelernt.

Auf einer Radelpartie kam ich eines schönen Junimorgens durch Steglitz. Da hörte ich plötzlich von einem Kaffeetisch her, aus einer schattigen Laube, meinen Namen rufen.

Ich springe ab, seh' mich um — es steht da ein schmuckes Landhäuschen inmitten eines kleinen halbwilden Bauerngartens — und wen erblick' ich?

Nein, Rudi noch nicht. Nur eine allerliebste junge Frau in einem hellen, duftigen Batistkleidchen.

„Grüß dich Gott, alter Bundesbruder!“ Das sagt aber natürlich nicht sie, sondern er, und gleichzeitig fliegt ein Skizzenbuch in die Luft, daß die Blätter wie ein Blütenregen auf den üppig wuchernden Grasboden niederflattern, die Gartenthür wird aufgerissen — und Rudi liegt an meiner treuen Männerbrust. „Jetzt, bist du ein goldiger Kerl! Ja, wo kommst denn her? — Du, Schatz, schau doch nur, wer da ist! — Was, ihr zwei kennt's einander noch gar nit? Aber so was! Gehst gleich her, Schatz, und giebst ihm ein'n Schmaß! Was — willst nit? Recht hast — giebst lieber mir ein'n! — So, und jetzt soll unsere holde Anna das Radl da hereinschaffen, du setzt dich mit uns zum Kaffee, und wir plauschen eins.“

Frau Barbara stimmte, wenn auch nicht ganz so wortreich, doch äußerst herzlich in die Einladung ein; und weiß der Himmel, sie hatte dabei einen so rührenden, lieben,

bittenden Ausdruck in den dunkelblauen Kinderaugen, daß ich nicht widerstehen konnte.

Bald saßen wir denn, tranken Kaffee und schwatzten, dazu rauchten wir alle drei, der entsetzlichen Mücken wegen, wie die Schilote, dann mußte ich mir das Innere des Landhäuschens, das auffallend bescheiden eingerichtet war, ansehen, erfuhr, daß sie einander zum Anbeißen gern



hätten, darauf zeigte er mir ein paar Skizzen und schimpfte auf die Verleger. Es war recht gemütlich.

„Ja, schaust,“ sagte er und entwarf hastig auf dem

Zigarrenkistendeckel die Bleistiftskizze eines verschlafenen Piccolo, „ich wär' ja schon dann und wann gern einmal wieder zu euch in die Stadt ins Café 'nein'kommen, aber ich trau' mich nit recht. Schaust, jekt hab' ich doch schon so lang wie ein Schneckerl im Häuserl g'hoct — das Trinken hab' ich mir ganz abg'wöhnt — und fang' ich damit jekt auf einmal wieder an, dann giebt's sicher ein Unglück. Und überhaupt — Geld ausgeben — du mein!“

Er sah seine Frau wehmütig an. Die ward ein bissel rot.

„Wieso,“ wandte ich ein, „bei deinem Fleiß und dem soliden Leben — da mußt du doch bald steinreich sein?“

„Steinreich nit, aber steinreich,“ erwiderte er und wies mit dem Daunten auf die Backsteinvilla, vor der wir saßen.

„Hm. Die Villa gehört euch?“

„Ja, die g'hoert uns. Das ist aber so ziemlich das einzige.“

Frau Barbara wollte aufstehen, aber er hielt sie zurück.

„Sei g'scheit, Schatz. Da giebt's doch nix zu genieren unter alten Freunden. — Ja, schaust, Bundesbruder, also wie wir heirateten, da haben wir uns g'sagt: was unseers bar daliegen hat, das verjukt es eh. Also wir kommen dahier vorbei, das Häusl g'fällt uns, zu verkaufen ist's, wir herein, es kost't genau so viel, als mein Schatz von den Alten her hat, und da wird also Kontrakt gemacht und auf der Stell' alles berappt bei Heller und Pfennig.“

„Das nenne ich schneidig.“

„Ja, sagst du. Aber wovon lebt man denn, meinst, wenn's man verheiratet ist?“

„Nubi!“ warf Frau Barbara schüchtern bittend ein.

Erkehrte sich nicht daran. „Wir sind ja schrecklich glücklich miteinander, die Villa ist auch sehr schön — bloß haben wir keine Wasserleitung, und die Fußböden sind

schlecht, und im Keller schimmelt alles, und man wird wohl das Dach neu decken lassen müssen — und ich möcht' um den Tod nit ohne mein liebes Weiberl das ölende Dasein mehr leben, aber — ja, da hilft nig, wir haben halt Schulden, Schulden, sag' ich dir, du machst dir keinen Begriff davon. Gestern war ein Wechsel über dreihundert Reichsmark fällig. Der soll bis heut abend bezahlt sein, sonst geht er zum Protest. Und ich krieg' doch erst morgen oder übermorgen Bargeld ins Haus. Da ist die Adreß von dem Halobri, der's jezt hat, das versligte Accept: Zwan Krawutschke in Grünau. Ach, und das wär' ja sonst alles nit so schlimm. Aber das Geld hat der alte Onkel von meinem Schatz herausgerückt, und das ist ein solcher Erzphilister. Wenn der etwas von Protest hört . . . Ach, Bärbel, paß auf, der enterbt dich jezt, das ist sicher! — Ist das nit zum Verzweifeln?"

Er malte einen Galgen an die Wand, an dem ein junges Ehepaar baumelte; der Henker, der augensunkelnd dabei stand, hatte zweifelsohne eine frappante Ähnlichkeit mit Barbaras Onkel oder auch mit Herrn Krawutschke, das konnte ich nicht feststellen.

Voll treuherziger Trauer sagte die junge Frau zu mir: „Ich hab' ihm geraten, er soll's doch noch einmal beim Verleger versuchen — dem alles vorstellen. Es ist doch bloß für ein paar Tage, des Onkels wegen. Aber manchmal ist er gar zu trozköpfig, der Rudi.“

„Beim Verleger!“ stöhnte der Karikaturenzeichner. „Wie kann ich dem jezt noch mit dem Onkel kommen? Den Onkel, den hab' ich doch neulich definitiv sterben lassen müssen, um zu seinem Begräbnis zu reisen.“

„Begräbnis?!“

„Na ja. Sonst hätt' ich doch da nicht schon wieder einen Vorschuß 'rausg'schlagen.“

Eine Weile trübes Schweigen. Frau Barbara wischte

verstohlen eine Thräne aus den hübschen glänzenden Kinder-
augen.

Plötzlich begann Rudi wieder zu lachen. „Aber daß wir bei allem Pech noch so ein Glück haben thäten, Schatz, daß ausgerechnet heut gleich in der Früh mein alter Freund und Bundesbruder da bei uns vorbeigeradelt kommen muß!“

Jetzt sprang die junge Frau plötzlich auf und jagte ziemlich unvermittelt davon.

„Halt sie, du, so halt sie doch!“ rief mir mein Freund zu. „Und beruhig sie doch schon ums Himmels willen! Gelt, du hilfst uns doch aus? Bloß bis morgen! Wie wir miteinander stehn?! — Schatz! Bärbel! Barbara! Barbitschka! So bleib doch! Er pumpt uns ja, so viel wir brauchen, er wird uns doch den Malefizkerl, den Krautwuttsche, nit auf den Hals hegen.“

Was danach geschah, das war eben nur in Rudis origineller Häuslichkeit denkbar: wir beide hinter ihr drein, durch die Küche, die Badestube, das Schlafzimmer, das Atelier, den Salon, die Treppe hinauf nach dem Boden. Wir lachen, lachen, schwitzen, rufen . . . Plötzlich kreischt Frau Barbara in einer Ecke, wo sie sich versteckt hat, hell auf: „Eine Maus! Eine Maus!“ Und wie wir noch auf dem obersten Treppenabsatz erschöpft lachend an der Wand lehnen, will sie zwischen uns durchwischen; aber wir lassen sie nicht vorbei, sie muß sich für besiegt erklären, und fröhlich eingehängt tänzeln wir zur Veranda hinunter.

„Also jetzt im Ernst, Rudi,“ begann ich. „Portemonnaie führ' ich auf Radtouren überhaupt nicht mit, sondern nur etwas loses Geld da in der Tasche. Und dreihundert deutsche Reichsmärker — ob ich die gerade heute in baribus zu Hause habe . . . ich wag' es zu bezweifeln, denn heute ist der Fünfzehnte. Aber sieh mal, ich hab' da

neulich deinem Witzblattverleger eine Sammlung fecker kleiner Meisterwerke aus meiner geschätzten Feder zugesandt — „Lustige Erinnerungen aus der Berliner Bohème“ — möglich, daß er das eine oder das andere mir abzukaufen gesonnen ist.“

„Ja freilich! Ja natürlich!“ schrie Rudi begeistert und führte dabei einen wahren Indianertanz um den Tisch herum aus, trotz der nichtswürdigen Hitze.

„Wieso natürlich?“

„Ja, da schau doch her, ich hab' ja den ganzen Schwamm schon hergeschickt gekriegt zum Illustrier'n! Also marsch hin und Kontrakt g'macht. Und laß dir einen Haufen Zeichner anweisen! — Jetzt, ich hätt' mir's doch gleich denken müssen, daß du der bist, wo das närrische Zeug g'schrieben hat!“

Ich mußte ihm ein paar komische Stellen vorlesen, Rudis Bleistift war dabei unermüdlich thätig, und wir lachten, lachten — bis das Mädchen kam und Geld verlangte, um zu Markte zu gehen. Da ward Frau Barbara rasch wieder ernst.

Das junge Ehepaar schien, nach den Markteinkäufen zu urteilen, verschwindend bescheidene Lebensbedürfnisse zu haben.

Die rührende Scene erinnerte mich an meine Pflicht. „Also, Rudi,“ sage ich, „ich schwing' mich jetzt gleich aufs Rad, und in längstens zwei Stunden bin ich wieder da.“

Rudi meinte, das könne er mir bei der Bombenhitze nicht zumuten. Da wolle er mich lieber begleiten.

„Weißt was, Schatz,“ wandte er sich an seine Frau, „und wenn ich den Mammon hab', dann setz' ich mich gleich in die Stadtbahn und bring' ihn dem Herrn Krawatschke hinaus nach Grünau.“

Und heidi war er, fröhlich pfeisend, im Haus drin, um seine Künstlerjacke mit einem flotten Promenadenröcklein zu vertauschen.

Frau Barbara stieß einen kleinen Seufzer aus. Diese ganze Transaktion war ihr peinlich. Und in ihrer naiv-zuthunlichen Art beichtete sie mir noch eine neue Sorge.

„Sie kennen Rubi ja. Er ist so fabelhaft leichtsinnig. Wenn Sie schon so gut sein und uns aus der Patsche helfen wollen, dann bringen Sie ihn doch auch gleich noch bis zur Bahn! Ja, wollen Sie?“

Ich lachte herzlich. „Aber mit Vergnügen. — Uebrigens, warum wollen Sie ihn nicht selbst begleiten, damit Sie ganz sicher sind?“

„Eine Idee!“ rief die junge Frau lebhaft, „ich begleite Sie beide!“

So kam's auch, trotzdem Rubi zuerst protestierte und ihr vorstellte: das sehe jetzt so aus, als ob er mich und sie ihn beaufsichtigen wolle.

Der erste Teil des Wegs war charmant. Frau Barbara bot unter ihrem rotseidenen Sonnenschirmchen ein ganz allerliebstes Bild. Ich konnte mich nicht sattsehen. Und alle Augenblicke wandte sich Rubi an mich, horchte mich voll Glücksgefühl in die Seite und sagte: „Was, du, ist's nit ein kompletter Engel?“

Wir hätten wohl gern alle drei die Straßenbahn, die von Steglitz nach Berlin hinausführt, benutzt, aber ich konnte das meines Zweirades wegen nicht, und trennen wollte sich das Ehepaar von mir auf keinen Fall. Die Sonne brannte so unerträglich auf die breite, baumlose, staubige Straße, daß wir einander gegenseitig leid thaten.

Endlich sagte Rubi: „Wißt's was: jetzt setzt ihr zwei euch wenigstens in den nächsten Tram, und ich führ' das Rad nach. Oder noch besser: ich hab' nämlich früher einmal zwei Radelstunden g'habt, hab's dann nur leider wieder aufgegeben.“

Richtig entwand er mir das Rad und machte ein paar Versuche aufzuspringen. Barbara und ich hielten von links

und rechts Lenkstange und Sattel fest, liefen nebenher, immer schneller, bis Rudi die Pedale verlor, zu zappeln und zu schreien anfang — und parbaurz übers Rad kippte und in malerischer Pose auf der Straße lag.



Zum Glück kam da eine Droschke an. Es war ein müder, etwas zitternder Gaul, aber wir kannten jetzt kein Erbarmen. Dem Kutscher ward ein gutes Trinkgeld versprochen, damit er das Rad auf den Bock nahm und während der Fahrt festhielt, wir ließen uns, erschöpft von der

Strapaze, auf die heißen Polster sinken, und in etwas langsamem Hoppeldirkrah trottete das altersschwache Gespann durch Schöneberg und die Westvorstadt Berlins der Potsdamer Brücke und dem Leipziger Platz zu.

Bei Frederick ließ ich halten.

„So, Kinder, hier ist ein schönes, kühles Weinrestaurant,“ sagte ich. „Gemeinsam Leid, gemeinsame Freud'. Rudi, keine Einwände, ich bitte mir aus, daß ihr meine Gäste seid!“

Schließlich nahmen sie an. Die Verlags-handlung befand sich ganz in der Nähe. Frau Barbara sollte in meiner Abwesenheit ein hübsches kleines Dejeuner nach ihrem persönlichen Geschmack komponieren. Ich bestellte beim Kellner laut eine Flasche ganz leichten Rheinwein und hinterher leise beim Oberkellner eine Bouteille Heidsieck Monopol. Und während Rudi, der mich durchaus bis zum Berleger hin begleiten wollte, von seinem Rock die Spuren der Radfahrlektion auf der Steglitzer Chaussee entfernen ließ, sprang ich in das benachbarte Blumengeschäft. Es gab da im Schaufenster zwei wunderbare Orchideen, die mit Frau Barbaras Blouse himmlisch harmonieren mußten. Erst sollten sie ja acht Mark kosten; aber schließlich kriegte ich sie doch für sieben. Viel mehr anzulegen wäre mir auch nicht gut möglich gewesen, denn ich fand überhaupt bloß sieben Mark fünfzig Pfennig in meinem Täschchen.

Das glückliche junge Ehepaar war von meiner Aufmerksamkeit wahrhaft gerührt. Wir suchten ein hübsches, Eckchen in der schattigen Veranda aus, und Barbara nahm strahlend Platz und blickte mit ihren glänzenden neugierigen Kinderaugen in naiver Freude in das Gewühl hinaus, das sich dicht an den blumengeschmückten Fenstern auf der heißen, lärmenden Potsdamer Straße vorüberschob.

Untermwegs gab mir Rudi noch ein paar Winke, wie ich den „Alten“ nehmen müsse.

Ich drängte daher jeden Anschein von Hast und Geldgier zurück, als ich in das Bureau eintrat und mit einem höflich-kühlen, diplomatischen Lächeln bat, mich dem Chef der Firma zu melden.

Ich glaubte aber wahrhaftig, ich müsse in den Boden sinken, als mir da der Kassierer bedauernd zur Antwort giebt, der Herr Chef seien heute in aller Frühe nach Karlsbad abgereist.

„Ei verflucht! Ja, aber ich habe dringend —“

„Der Herr Chef haben sich übrigens Ihre Adresse mitgenommen, Herr Doktor, um Ihnen gleich nächster Tage einen Vertragsentwurf vorzulegen.“

Ich sank ziemlich niedergeschmettert in einen Comptoirsessel. Zum Kuckuck, ich brauchte doch das Geld sofort. Denn was würde Rudi, der herzklopfend da unten wartete, für ein Gesicht machen, was würde seine arme Frau, die mit ihrem süßen, ahnungslosen Madonnengesichtchen da drüben bei Frederich auf ihr heißverdientes Frühstück wartete, dazu sagen, wenn ich mit leeren Händen ankamte? Das Schreckgespenst des Herrn Ivan Krawuttsche tauchte unheil kündend vor meinem geistigen Auge auf.

Da kam dem Kassierer plötzlich ein rettender Gedanke. Im gleichen Verlage waren doch meine „Schwertlilien“ erschienen, ein stattliches Bändchen Lyrik in Goldschnitt, — davon hatte ich bis heutigestags noch keine Abrechnung.

„Verzeihen Sie, aber es kommt sonst so selten vor, daß mal für Gedichte abgerechnet werden muß. Sie hatten ja freilich einen Bombenerfolg. Besonders in Berlin; denn seltsam, von außerhalb ist leider gar nichts bestellt worden.“ Er holte ein paar Folianten und begann zu addieren. „Also es wurden zusammen vierhundertzweiunddreißig Schwertlilien an die hiesigen Sortimentler verkauft.“

„Vierhundertdreiunddreißig Schwertlilien!“ korrigierte ich.

Er rechnete noch einmal nach und sah mich verdußt an.

„Ja, Sie haben recht: vierhundertdreiunddreißig. Woher wissen Sie das?“ Woher ich das wußte! Dieser ahnungslose Engel! Ich hatte meine Schwertlilien doch persönlich in allen vier Himmelsrichtungen bis zur Erschlaffung selbst gekauft, um meinen Namen populär zu machen, ich hatte meine härtesten Thaler dafür hingeopfert, zähneknirschend, denn das ganze Erbteil von Tante Klara ging dabei drauf!

Langsam strich ich nun meinen Autoranteil ein — drei blaue Banknoten. Das war Mammon, an dem Schweiß klebte. Denn noch eins: die Gedichte, die ich auf so vielen mühsamen Tagemärschen erstanden hatte, waren ja gewiß sehr schön und vor allem prächtig eingebunden, aber schließlich mangelten einem doch die Damenbekanntschaften, die man so zwangsweise mit Lyrik beschenken konnte, und ich trug manchmal wochenlang ein Bändchen Schwertlilien „zufällig“ mit mir herum, ohne es mit Würde los werden zu können.

Der Kassierer legte mir eine Quittung vor über zweihundertneunundneunzig Mark fünfzig Pfennig. Also nicht einmal runde dreihundert. Seufzend holte ich mein letztes Fünfgroschenstück aus der Tasche, um die Rechnung glatt zu machen, und empfahl mich.

Rubi hatte sich in den kühlen Hausflur gerettet, denn auf der Straße war es jetzt um dreiviertel Zwei geradezu unerträglich heiß und blendend zum Umfallen. Ich traf ihn in einem Wortwechsel mit dem Portier. Rubi hatte wieder einmal sein Talent nicht halten können und mit seinem unermüdbaren nichtsnutzigen Bleistift das frappant-ähnliche Porträt des Verlegers in zwei Auffassungen an der getünchten Wand verewigt: wenn er Vorschuß giebt und wenn er Vorschuß abschlägt. Die Bilder waren so hochkomisch, daß ich Thränen lachen mußte. Zur Bewichtigung debizierte ich dem grimmen Cerberus meinen gesamten Zigarrenvorrat und ein Exemplar „Schwertlilien“.

Diskret händigte ich draußen dem tiefgerührten Rudi die drei blauen Reichsklassenscheine ein, und eilig machten wir uns auf den Siegesweg zu Frederick. Ich war der erste mit der frohen Botschaft bei Frau Barbara, denn Rudi war draußen beim Kutscher geblieben, um den Fahrpreis zu berichtigen.

Bald saßen wir alle drei vergnügt beim Sekt: jetzt hatte selbst Frau Barbara nichts mehr gegen die Firma Heidsieck Monopol einzuwenden.

Gerade kam der märchenhaft schöne Hummer, und die Gläser mit dem gutfrappierten Heidsieck klangen, als ich bei einem zufälligen Blick durchs Fenster noch immer die Droschke Nr. 8247 mitsamt meinem Zweirad draußen in der Prallsonne gewahrte.

„Rudi, was ist's mit dem Manne?“ fragte ich.

„Ja, schaust, Bundesbruder,“ sagte mein Freund in einiger Verlegenheit, „der arme Teufel hat uir doch richtig nit einmal auf lumpige hundert Mark 'rausgeben können.“

Mir ahnte Unheimliches. „Rudi,“ flüsterte ich, denn wir hatten wegen unserer anfänglichen Ausgelassenheit an den Nachbarischen allgemeine Aufmerksamkeit wachgerufen, „ja, und außer den dreihundert Märkern hast du nichts bei dir?“

Er zog sein Portemonnaie. „Nein, es ist schamlos, wie sie mich ausgeräubert hab'n. Da schau her: ein blanker österreichischer Gulden, das ist aber ein Hecksfennig, weißt, ich bin ein bisschen abergläubisch, und da ein halbes Duzend Dreipfennigmarken, ein Pfandschein über der Barbara Brillantdroscherl und eine Postquittung, wo ich neulich dem Schneider eine Abschlagszahlung g'macht hab', denn schaust, das ist ein sechsköpfiger Familienvater.“

Als ich darauf auch meiner jungen hübschen Nachbarin

einen verzweifelt fragenden Blick zuwarf, blieb der der Bissen im Hals stecken, und sie fuhr gleichfalls hastig in die Tasche. Ihre schöne schlanke Hand förderte ein reizendes kleines Geldbeutelchen von funkelnagelneuem Silberdraht ans Tageslicht: es war vollkommen durchsichtig — geradezu mädchenhaft weisevoll in seiner Leere und Klarheit.

Trotz den achtundzwanzig Grad Reaumur im Schatten sank unsere Stimmung nun sofort beträchtlich unter Null.

Was thun?

Es war hier das Frühstück zu bezahlen, wir mußten den Kutscher ablohnen und schließlich doch auch noch zu Swan dem Schrecklichen nach Grünau hinaus und wieder zurückkommen.

„Kinder,“ sagte ich endlich, „es bleibt wohl nichts anderes übrig, als ich radle sofort nach Hause und frage da zusammen, was zu finden ist. Jetzt dürfen wir uns aber die Gemütlichkeit nicht rauben lassen, denn angesichts dieser Himmelsgaben da vor uns wär' das eine unverzeihliche Sünde.“

Das sahen sie ein, und bald war die Flasche geleert. Wir hatten alle drei einen geradezu infernalischen Durst, ja, einen Gaumenbrand, gegen den Hölle und Fegefeuer noch ein kühles Mailüsterl genannt werden konnten.

„Schaust, Bundesbruder,“ begann Rudi, mehr und mehr wieder aufstauend, „du bist uns heut doch grad wie ein lieb's Wunder ins Haus 'reing'schneit. — Wärbel, willst ihm nit auch du sagen? Ich weiß nit, ich bin so gerührt. Ich habe euch ja beide so lieb — so lieb.“ Er schluchzte beinahe. „Ich bin so glücklich! — Weißt, Brüderl, ganz so lieb wie mein Weiberl hab' ich dich ja freilich nit. Aber das darfst nit übelnehmen. Daß du dich doch recht bald verheiraten thätst! Schau doch bloß, wie wir zwei glücklich miteinander sind. Jetzt, regt sich denn da gar nig in

deiner verstockten Jungg'fellenföhl? — Was, Leutln, wir trinken doch noch ein zweites Flascherl, hö?"

Natürlich tranken wir noch eins, noch zwei sogar, und schwätzten, lachten — ich mußte richtig mit Barbara Brüderschaft machen und kriegte sogar einen Kuß. Rudi spannte eigens für einen Moment den roten Sonnenschirm auf, damit man's von der Straße aus nicht sah. Im übrigen zeichnete er wieder unentwegt die Weinkarte und das Menu mit den erquicklichsten Karikaturen voll. Barbara war einfach süß. Sie hatte einen der lieblichsten Sekt-schwippse, die ich je gesehen.

Da schlug's irgendwo halb Bier, und ich mußte ans Aufbrechen denken.

Rudi wollte mich wieder begleiten, aber dagegen protestierte Barbara.

„Wenn er was im Kopf hat, macht er nämlich immer Dummheiten,“ sagte sie, ihrem verwegenen blinzeln den Gemahl mit dem Finger drohend, „so war's auch damals, wo wir uns verlobt haben, sonst wär' er ja heute noch ledig.“

Darüber wollte sich Rudi nun ausschütten vor Lachen.

Ich gab Barbara schließlich recht. Sie sollten sich selber in die Droschke setzen und hübsch gemächlich durch den Tiergarten nach dem Bahnhof Friedrichstraße fahren. Ich radelte inzwischen nach meiner Wohnung am Kurfürstendamm, holte mein Geld, und wir trafen uns am Billetschalter.

„Jezzas, ist das ungemütlich: am Billetschalter soll man sich die Bein' in den Leib stehn. Kaffee haben wir eh noch keinen, also wirft schon so gut sein, Bundesbruder, und kommt nach dem Café Bauer.“

Barbara war es zu gräßlich, daß nun doch einer von den schönen blauen Scheinen gewechselt werden mußte. Aber was blieb übrig, wenn sie sich hier nicht beide als „Pfand“ festsetzen wollten?

Die Rechnung war wacker, wir ließen uns noch ein paar Havannas bringen, steckten sie an, kargten mit Trinkgeld nicht und erweckten draußen den braungekochten Koffelentfer und seinen edlen Vollblüter aus dem Mittagschlaf.

Mit einiger Mühe kriegte ich das Rad herunter, das so glühend heiß geworden war, daß man die Nadelteile kaum anfassen konnte.

Und nun feierten wir gerührt Abschied. Auch Barbara war ungemein zärtlich gestimmt. Die patriarchalische Scene lockte Publikum herbei.

„Leb wohl, Brüderl,“ sagte Rudi, als er schon in der Droschke saß, mit scheinbar brechender Stimme, „gedenke mein — vergiß mein nicht — auf Wiedersehauen! Wann wird das sein?“ Er fuhr sich über die Augen und hob den etwas schwankenden Zeigefinger zu den Telephondrähten. „Der da oben weiß es!“

Der Kutscher brachte seine Rosinante endlich auf den Trab. Ich wollte noch eine kleine Strecke nebenher radeln, sah mich aber durch den Warnungsschrei eines lebenswürdigen Passanten daran gehindert. „Ein Schutzmann — ein Schutzmann!“ gelte mir's ins Ohr. Richtig, hier war's ja verboten, Zweirad zu fahren. Ich sprang also schleunigst ab, taumelte dabei aber gegen zwei alte Damen, die gerade von einem Omnibus abgestiegen waren und hell aufkreischten.

Im selben Augenblick platzte am Hinterrad meines Zweirads der Gummireifen, der allzu lange der Sonne ausgesetzt gewesen war, mit einem lauten Knall.

„Nu schießt er auch noch!“ rief die eine der beiden Damen entsetzt flüchtend.

Was soll ich Ihnen sagen: im Nu war ich von einer lärmenden, radeschreienden Volksmenge umringt. Ein Straßenbahnwagen mußte halten, versperrte einem Roll-

wagen die Bahn, der einer Droschke, die wieder einem anderen Tram — ich sah bloß noch Geschäftswagen, Straßenlehrer, Dreiräder, Passanten, Rollkutschler, Omnibusse, Briefträger und Streichholzverkäufer, die mich in beängstigender Anzahl inmitten des lebensgefährlichen Wirrwarrs an einem der Hauptkreuzungspunkte Berlins auf einen kleinen Perron drängten.

Natürlich blieb auch das Auge des Gesetzes nicht fern und verlangte meine Fahrradlegitimation. Ich fand sie nicht, erklärte, daß ich Eile habe, daß Rudi auf mich warte und Barbara auch, erzählte sogar von dem entsetzlichen Krauttschke und dem Grünauer Wechsel des unerbittlichen Onkels, aber die Brust dieses Schergen war wie mit Eis gepanzert, und es gab eine Stelle in seinem Herzen, an der selbst das Wort Onkel ungehört verhallte.

Wie es der Volkswille heißte: ich mußte mit zur Wache.

Das Protokoll war ja bald erledigt, man schlug mich nicht in Ketten und Banden, wie ich gefürchtet, aber immerhin war es fünf Uhr geworden, als ich endlich wieder mit samt meinem Unglücksrad in Freiheit gesetzt wurde, mit der Aussicht auf eine unheimliche Menge von Strafmandaten.

Ich versuchte hernach trotz des geplakten Gummireifens zu radeln, aber man hatte des Staubes wegen unsinnig gesprengt, ich war unsicher wie noch nie. Halbwegs, am Magdeburger Platz, führte ich mein Rad in eine Reparaturwerkstätte und sprang auf den nächsten Omnibus, der gegen Westen zum Zoologischen Garten fuhr. Gerade kam der Schaffner, um mir ein Billet zu verkaufen, als mir einfiel, daß ich ja kein Geld bei mir hatte.

Es gelang mir, mich für einen hilflosen Provinzialen auszugeben, der eine falsche Richtung eingeschlagen hat, ich ließ mich von dem freundlichen Beamten, den meine Un-

erfahrenheit jammerte, darüber belehren, wie man wohl am besten nach dem Hausvogteiplatz im Centrum Berlins kommt, und bestieg hernach die nächste leer vorbeikommende Droschke — diesmal aber einen Taxameter.

Von der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche schlug's sechs Uhr, als ich vor meinem Hause anlangte.

Run schnell die drei Treppen empor; unterwegs suche ich nach meiner Entreeschlinge, richtig hab' ich sie vergessen! Ich drückte also zweimal hintereinander auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Es dauert eine Ewigkeit. Niemand kommt, um zu öffnen.

Meine Wirtzleute gingen sonst nie zu dritt aus, entweder blieb die Mutter daheim oder das Töchterpaar. Aber heute mußte mich natürlich das Pech auf jede Weise verfolgen: ich entsann mich, daß sie mir's gestern ja gesagt hatten. Sie feierten den Geburtstag ihres Schwagers, der Bierzapfer im Restaurant Seeschlößchen an der Zannowitzbrücke war.

Zannowitzbrücke, das ist Berlin O, und ich stehe hier ohne Schlüssel und ohne Portemonnaie anderthalb Meilen davon entfernt in Berlin Wildwest vor der geschlossenen Entree Thür.

Ich stürze wieder hinunter. Ob ich nicht am besten die Stadtbahn benutze, um nach der Zannowitzbrücke zu kommen? Ei sicher! Aber kann ich denn? Vorher müßte ich doch den Taxameterkutscher bezahlen! Eine Heidenwirtschaft.

„Also nach dem Café Bauer!“ ruf' ich schicksalergeben.

Um dreiviertel Sieben halte ich Unter den Linden.

Und nun eine neue nette Ueberraschung.

Meinem guten Rubi war inzwischen das Warten zu langweilig geworden, er hatte seiner kleinen Frau, die schon etwas abgesspannt und daher keine besonders unterhaltsame Gesellschafterin war, eine Unmenge Journale heranschleppen lassen, sich selbst aber aus dem Staube gemacht.

Er sei so lange nicht mehr durch die Friedrichstraße gebummelt, und er brauche Anregung, dürfe sich doch nicht dauernd vom Pulsschlag des Großstadtlebens entfernen.

Nun, als er endlich zu uns stieß, konnten wir konstatieren, daß er seinem Drang, den Pulsschlag des Großstadtlebens wahrzunehmen, in geradezu verhängnisvoller Weise nachgegeben hatte.

Es sei da dicht bei der Passage eine Versteigerung gewesen — echte Bronzen und Teppiche — das Publikum stände bis auf die Straße heraus, und noch draußen auf den Ladenstufen seien zwei Männer, die über die Köpfe der Drinnenweilenden weg eifrig mitböten.

„Rudi, was hast du denn da?“ rief Barbara, ihm ängstlich die Rede abschneidend, indem sie auf die beiden Pakete deutete, die er hinter seinem Rücken zu verbergen bemüht war.

Er strahlte übers ganze Gesicht. „Ja, ratet's einmal, Kinder, so ratet's doch! Da, Bundesbruder, das ist für dich, halt, vorsichtig, 's ist zerbrechlich — und das da ist für dich, Schatz. Und billig, Kinder, billig — rein g'schenkt, kann man sagen.“

Er hatte inzwischen eine reizende kleine französische Rippez von Charpentier und einen spanischen Gobelineinsatz ausgepackt.

„Es ist echt, thatsächlich, ihr könnt euch auf mich verlassen!“ sagte er etwas schüchtern, als er unsere entsetzten Mienen sah. „Und kost't bloß — hm — zusammen — man muß eben bedenken, es ist wirklich echt . . .“

„Rudi,“ stieß die kleine Frau fast zitternd aus, „du hast es von dem Gelde genommen, das uns dein Freund —“

„So ist recht, so ist recht. Jetzt kriegt man noch Vorwürf! Bloß weil man euch einen kleinen Spaß machen will. Es war doch ein so schöner Sommertag heut —“

wer weiß, wann man wieder einmal so sorgenfrei und lustig zusammen sein kann. Aber jetzt dank' ich. Ich danke, sag' ich!"

„Bsch, Kinder,“ beschwichtigte ich, „bloß hier keine Familienscene — da, es sieht schon alles her — ich weiß gottlob noch immer einen Ausweg. Wir fahren jetzt sofort nach dem Seeschlößchen an der Jannowitzbrücke. Der Bierzapfer dort feiert heute seinen Geburtstag.“

„Der Bierzapfer!“ unterbrach mich Rudi gereizt. „Das ist für dich also ein Ausweg? Daß der da seinen Geburtstag feiert? Und das nennt sich jetzt Großstadt! Barbara, ich sag' dir: 's giebt nur aa Kaiserstadt, 's giebt nur aa Wien!“

Ich schwiigte Blut.

Endlich hatte Barbara, die sich der Sicherheit halber den Rest vom zweiten Hundertmarkschein aushändigen ließ, die Rechnung mit dem Zahlkellner gemacht; draußen entrichtete sie an die brave Nummer 8247 eine Summe, die für eine Droschkenfahrt zweiter Klasse eine imponierende genannt zu werden verdient; und dann stiegen wir in meinen Taxameter ein.

Unterwegs erklärte ich Barbara meinen Plan. Wir würden meine Wirtin mit ihren beiden Töchtern im Seeschlößchen treffen, die mußte mir bei dem festlich gestimmten Bierzapfer ein Darlehen von circa zweihundert Mark bis morgen oder übermorgen erwirken, und dann rasch nach Grünau zu dem fürchterlichen Krawutschke!

Im Seeschlößchen mußte ich zunächst meinen Bierdurst stillen, denn die Zunge klebte mir am Gaumen. Die süße Frau Barbara aber setzte sich in dem lärm- und tabakdampf-erfüllten Hauptlokal in eine Ecke und weinte. Rudi ward davon selbst mit angesteckt, und er mußte ins Freie stürzen.

An den Bierzapfer heranzukommen, um ihm zunächst einmal zu seinem Geburtstag zu gratulieren, war vor-

läufig undenkbar. Der Mann hatte eine Riesenarbeit zu bewältigen. Er machte mir übrigens sofort einen sehr sympathischen Eindruck.

Das ganze Lokal überhaupt besaß etwas ungemein Unheimliches. Im Garten draußen, der an die Spree grenzte — es war kein richtiger Garten, mehr das, was man „möblirter Hof“ nennt — tummelten sich Kinder aller Altersstufen. Es war ein großer Volkskindergarten, für den da ein Sommerfest abgehalten wurde. Vier Mann verübten ein Konzert auf Blasinstrumenten, eine Drehorgel spielte, die Kinder sangen, von der Spree her tuteten die wackligen Dampfschiffe, die Stadtbahnzüge donnerten über das Lokal weg — es war jene lärmende Gemüthlichkeit, die aller Welt kundthat: hier war was los.

Frau Barbara war ebenso „kinderlieb“ wie ihr Gatte. Ich rief sie also herbei, damit sie zusehe, mit welchem Appetit die kleinen Krabben, Jungen und Mädels, ihre bescheidene Butterstullenmahlzeit futterten. Das rührte die kleine Frau so, daß sie sagte, wenn man für sich selbst schon so leichtsinnig viel ausgegeben habe, so solle man's doch damit wieder wettmachen, daß man auch diesen armen Enterbten etwas zukommen lasse. Rudi, der dazu stieß, war gleich mir einverstanden und murmelte zerknirscht, auf ein paar Mark mehr oder weniger, die wir dem Bierzapfer abpumpten, käm's jetzt ja doch nicht mehr an.

Und ich möchte das reizende Erlebnis, das dem folgte, wirklich nicht missen.

Barbara gab mir Geld, und wir zogen alle drei flugs in die Nachbarschaft, um Einkäufe zu machen. Ich erstand einen Korb Kirschen und Erdbeeren, die schon portionsweise auf kleinen Papptellerchen aufgestapelt waren, und nach Verständigung mit der gemüthlichen Leiterin des Kindergartens bekam jedes der blassen Kleinen einen solch unerwarteten Nachtisch vorgesetzt.

Na, der Jubel!

Dann kam Rudi an — strahlend, glücklich. Er hatte im Spielwarenlager an der Zannowitzbrücke sämtliche Fünfzigpfennigartikel geplündert. Und das war sein Haupttriumph: er hatte des guten Zwecks halber Stück für Stück um einen Sechser billiger von dem Menschenfreund bekommen.

Natürlich weckte die reichliche Bescherung Sensation unter den übrigen Gästen, und sie kamen alle, um die kleinen Geschenke zu bewundern. Ein Blondkopf zeigte stolz seine Flinte, der seine Trommel, der ein Kaninchen, das hüpfte, die wieder eine Puppe, die Mama sagte, eine Badewanne, eine ganze eingerichtete Küche — für fünfundvierzig Pfennig, es war uns beiden unsaßbar, wie die Leute das für ein solches Spottgeld liefern konnten!

Und nun kam auch noch Barbara an. Was sie brachte, schien uns über den Rahmen des Beabsichtigten hinauszugehen; aber einmal hatte sie mit der den Frauen eigentümlichen Findigkeit sofort einen Ausverkauf aufgestöbert gehabt, in dem die Waren der stillen Saison halber unter dem Einkaufspreise verkauft wurden, und dann waren die Gegenstände auch wirklich nützlich.

Für jedes Kind ein paar wollene Strümpfe und für die Mädchen noch extra je ein halbwollenes Leibchen. Bei der tropischen Hitze lag ja freilich kein akutes Bedürfnis hierzu vor, aber wir sagten nichts, um Barbara nicht zu kränken.

Aus der allgemeinen Bescherung ward ein wahres Volksfest. Man umringte uns, die Mädel knickten, ein paar wilde Jungens kletterten Rudi und mir auf die Schultern, ein Herr im Cylinder lüftete sein Inkognito, stellte sich als Stadtverordneter vor und versprach uns, über diesen Akt wahrer Humanität an unsere bezüglichen Gemeinden Steglitz und Charlottenburg zu berichten. Das erschien uns fast zu viel und beschämte uns.

Dazu ein herrlicher Sonnenuntergang, der ganze Westen über Berlin blutrot, Kinderjubiläum, und ein Leierkasten spielte das Miserere aus dem „Troubadour“. Es war ergreifend.

Aber endlich mußte ich doch mit dem Bierzapfer Fühlung nehmen.

Ja, und da denken Sie sich unseren Schreck, als wir erfuhren — der sympathische Herr, der sich hinterm Schankbüffett so aufopferungsvoll bethätigte, der war nur der Stellvertreter unseres Geburtstagskindes. Der Gefeierte selbst machte heute blau; er war mit seinen Verwandten bei seinem Freunde Lehmann zu Gast.

Wo man Lehmann treffen könne? fragte ich mit dem Mut der Verzweiflung.

Lehmann sei der Kapitän des Vergnügungsdampfers „Spreenixe“, der zwischen Friedrichshagen, Köpenick und Grünau verkehre.

Grünau! Das an sich so klangvolle Wort entlockte uns im Gedanken an den entsetzlichen Krawatschke Zähneklappern.

Grade war ein Dampfboot fällig, der „Salamander“; das zweite Klingelzeichen tönte schon von der Jannowitzbrücke herüber. Wir mußten eilen, um noch rechtzeitig an Bord zu kommen.

Hundert Kinderhände winkten uns vom Seeschlößchen Grüße nach, als das Boot abstieß, wir sahen die Kinderhelmspitzen und Blechtrumpeten im roten Sonnengold blitzen, die Fähnchen und die wollenen Strümpfe wehen, man spielte einen wohlgemeinten Tusch, und der Stadtverordnete, an seinem ergreifend hohen Cylinder kenntlich, brachte ein „Hipp! Hipp! Hurra!“ auf uns aus. *)

Hernach — auf den mehr und mehr dunkelnden Fluten der Spree dahingleitend — ward es uns aber doch wieder

*) Siehe das Titelbild.

bänglich zu Mute. Wir näherten uns Grünau und Zwan Kravutschke. Als wir abdierten, was wir noch an Bargeld besaßen, ergaben sich bloß siebenundsechzig Mark und fünfundachtzig Pfennig.

„Das langt jetzt eh' nimmer!“ sagte Rudi, der recht bleich geworden war, kummervoll. „Meine einzige Hoffnung ist die: nämlich — hm — der Spielwarenhändler da, der hat mir doch nit recht 'rausgeben können, da hat er mir ein Notekreuzlos zu drei Mark dreißig Pfennig aufg'schwaht. Bei Bräuer verkaufen sie's mit drei fünfzig und mehr, sagt er. Vielleicht daß da was 'rauskommt.“

Barbara begann es plötzlich derart zu frösteln, daß sie die Kajüte auffuchen mußte.

Als wir auf dem sonst ganz leeren Dampfer — denn wer fährt um zehn Uhr abends noch nach Grünau? — an unserem Bestimmungsort landeten, steigerte sich unsere Ratlosigkeit. Den Namen R e wagte keines von uns auszusprechen. Der „Spreenige“ waren wir unterwegs nicht begegnet, sie schwamm jetzt wohl bei Friedrichshagen.

Ich schlug endlich vor, daß wir uns dicht beim Landungsplatz in einem Restaurant niederließen und die Wasserseite im Auge behielten.

Da waren alle Tische besetzt. An dem einen, an dem auch der Wirt von Zeit zu Zeit Platz nahm, rückte man aber ein bißchen zusammen.

Wir hatten noch kein Abendbrot, und es duftete nach grünem Kal, jungem Gänsebraten und Gurkensalat.

Rudi schluckte. „Was kann das schlechte Leben helfen,“ sagte er endlich, um seine ganz still gewordene Frau aufzumuntern, „treffen wir den verfligten Bierzapfer mit seiner ölendiglichen „Spreenig“ heut nit mehr an, dann geh' ich halt ganz einfach, ehrlich und gradaus, zu dem Herrn Zwan Kravittel oder Pomatschke oder wie er heißt hin und

stell' ihm offen alles vor, wie das halt so gekommen ist, und er soll doch nit so ein Blutsauger sein, so ein habfüchtiger, und er wird doch ein Einsehen haben, jetzt, wo wir doch den ganzen Tag uns abragen, bloß für ihn, damit er nur ja seinen schäbigen Mammon kriegt, der — der — der unguete Kerl der!"

Das Lokal ward leerer und leerer, alle Ausflügler lehrten nach Berlin zurück. Die „Spreenixe“ zeigte sich aber nicht.

An unserem Tisch ward ein Skat aufgemacht. Was blieb uns anderes übrig, wenn wir Barbara noch munter halten wollten: wir spielten halt gleichfalls, natürlich bloß um die Ehre.

Endlich waren wir die einzigen Gäste. Der Wirt, ein jovialer dicker Urberliner, nahm mit an unserem Tische Platz, und da die „Spreenixe“ noch immer nicht kommen wollte, und Barbara bereits die Augen zufielen, sprang er für die hübsche junge Frau gemütlich und ohne alle Umstände in den Skat ein. Man spielte nun den Point einen Sechser. „Bloß damit det Kind 'n Namen hat!“ scherzte der gewaltige Lokalinhaber in seiner gemütlichen Art.

Aber ich kann Ihnen sagen: so hab' ich noch nie in meinem Leben einen Menschen gewinnen sehen wie den. Zehn Mark in Gold mußten gewechselt werden, dann zwanzig, dann wieder zehn.

Und der Mann freute sich, lachte wie ein Schneekönig, patzte halb mich, bald Rudi aufs Knie und erklärte uns beide für zwei famose Bierhühner. Als wir endlich unsere Beche bezahlten, gewahrten wir mit Entsetzen, daß uns pro Nase kaum mehr ein Thaler blieb. Das erschien dem trefflichen alten Herrn so hochkomisch — besonders unsere verblüfften Grimassen überwältigten ihn — daß er uns schließlich wohlwollend einen bescheidenen Kredit anbot.

„Oder wissen Se was, meine Herrschastens? Ja lass'

Ihnen von meine Olle zwei Zimmer zurechtmachen, denn schlafen Se sich man feste aus, und morgen früh, da begleit' id' Ihnen eigenhändig nach Berlin 'rin; id' hab' da



so wie so zu thun. Denn, sehn Se mal, heute nacht, da haben Se ja doch keene Verbindung nich mehr nach die Stadt."

"Uns Himmels willen, es giebt keinen Anschluß mehr?" rief Barbara entsezt emporfahrend.

„Nee. Zwölfe siebzehn jing die letzte Borortbahn, meine Dame.“

Nun schluchzte Barbara herzerbrechend. „Ach, wär' ich doch in Steglitz geblieben, auf unserem lieben Fichteberg.“

„Steglitz-Fichteberg? Hören Sie mal, da hab' ich mir grade nach einem jungen Manne erkundigen müssen, der jestern seinen Wechsel nich ausjöst hat.“

Wir rückten alle drei zitternd von dem Gastwirt fort. Vielleicht stand er mit Jwan dem Schrecklichen in irgend einer Verbindung? Unsere Blicke bohrten sich in die gutmütigen Fettsalten seines Unterkinns. Nein, ein Mann mit solchem Unterkinn war keiner Schändlichkeit fähig.

„Tja, aber ooch keene Möglichkeit nich,“ fuhr der Alte fort, „bei die zu Felde kommen! Det is, weil die Bande ja keenen Fleiß nich hat. Aber ich wees, wat ich mache: bei mir da muß der junge Mensch jetzt einfach 'ran an 'u Speck — mitsamt seine liebe Frau.“

„Aber erlauben Sie,“ sagte ich — ebenso freideweis geworden wie das junge Ehepaar, das ganz und gar die Sprache verloren zu haben schien — „wir leben doch nicht mehr in der Epoche der Schuldhast — der Leibeigenschaft!“

„Det wees ich nich! Kost und Logis soll er bei mich haben, und nich zu knapp, aber seine dreihundert Märker, die muß er bei mich abarbeiten!“

„Abarbeiten!“ entrang sich's uns ahnungsänglich, und wir sahen im Geist schon Barbara mit ihren schlanken Händchen Male erwürgen und Rudi bei Jwan dem Schrecklichen oder seinem Helfershelfer Bierfässer rollen und Stiefel wischen.

„Ja, hören S',“ stammelte der Wiener, „aber wann das jetzt kein — kein g'lernter Gastwirt ist? Ich sag' ja nig gegen Ihren Stand, beileib nit, aber wir können doch nit alle Kellner und Hausknecht' sein. Wenn's jetzt vielleicht ein Künstler wär' — gar ein Maler —“

„Det is ja jrade!“ rief der Alte energisch, sich aufs Knie patschend. „Dem werd' id die Zicken mal austreiben!“

„Allmächt'ger!“ stöhnten wir zitternd.

„Tausend Meter zahl' id ihm nich, wie die reichen Bankiers und so. Id werd' mir hüten. Aber mich und meine Oue und die Zertrud, wat die Älteste is, die muß er mich Kopp vor Kopp für hundert malen — und auf jute Leinwand, det bitt' id mir aus!“

„Malen?! Ach so — malen!“ riefen wir erleichtert.

„Ja, wat dachten Sie denn, wie so 'n Genie seine dreihundert Märker bei mich sonst abarbeiten kann? — Kennen Sie ihn vielleicht?“

Jetzt fand Rudi seine ganze bescheidene Unverschämtheit wieder. „Hören S', alter Herr, es giebt auf dem Fichteberg in Steglitz nur einen wahren Künstler — und der bin i!“

Und darauf stellte er sich vor.

Die Verblüffung unseres Gastwirts war eine ungeheure.

„Männeken, Sie sind et selber — eigenhändig? Und det is woll Ihre jeehrte Frau Zemahlin? Da haben Se also meinen Brief schon richtig jekriegt? Und sind gleich meine freundliche Einladung jefolgt? Jamost, jamost! Det sag' ich Sie aber gleich, Herr Maler: essen und trinken sollen Se, det Ihnen die Schwarte knackt, da lass' id mir nich Lumpen — aber ähnlich müssen die Bilder werden, sonst protestier' id Ihren Wechsel doch noch!“

Wir waren alle drei wie elektrifiziert emporgefahren.

„Möchten S' mir nit sagen,“ stotterte Rudi atemlos, „mit wem daß ich die Ehr' hab'?“

„Id heiße Jwan Krawutschke!“ sagte der joviale Kunstmäcen.“





Kostbares Wasser.

Ethnographische Streifzüge von Alexander Ritter.



Mit 10 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Uon der ungeheuren Wassermenge der Ozeane, die über zwei Dritteile der Erdoberfläche bedecken, stammt alles Wasser der festen Erde, auch unter der Form von Wasserdampf in der Luft, wie von ewigem Schnee und Eis auf den Gipfeln der Hochgebirge. Durch die von der Sonnenwärme bewirkte Verdunstung steigt bekanntlich fortwährend ein Teil des Meerwassers empor und verteilt sich in das Luftmeer, um aus diesem wiederum als Regen, Hagel und Schnee, Luft und Tau auf und in die Erde zurückzukehren. Hier bieten diese Niederschläge nun den Anlaß zu örtlichen Quellen, Seen und Flüssen und allerorts zu Grundwasser. Die Ströme aber leiten aus dem Innern des Landes das Wasser zum Meere zurück, von dem aus der ewige Kreislauf aufs neue beginnt.

Nach neueren Berechnungen schätzt man die Gesamtmenge von Regen und Schnee, die im Laufe eines Jahres aus den Wolken zur Erde niedergeht, auf 122,000 Millionen Kubikmeter, wovon sich 25,000 Millionen durch die Flüsse wieder ins Meer ergießen. Trockneten alle Ozeane plötzlich aus und empfangen sie kein Wasser weiter unmittel-

bar vom Himmel, während sonst alles beim alten bliebe, so würde es 45,000 Jahre dauern, bis sie sich allein durch die Wasserzufuhr der Flüsse wieder bis auf den heutigen Stand gefüllt hätten.

Sowohl nach Häufigkeit wie nach Menge sind die Niederschläge höchst ungleich über die verschiedenen Gebiete unserer Erdoberfläche verteilt. Während in gewissen Gegen-



Gang zum Brunnen im Orient.

den der Regen fast die Regel, und Trockenheit eine Ausnahme bildet, sind in anderen Teilen die Niederschläge so selten, daß man fast von völliger Regenlosigkeit sprechen kann.

Nur dort, wo Regen und Schnee genügende Wassermengen liefern, können Menschen, Tiere und Pflanzen ge-

deihen. In den regenlosen Zonen giebt es nur Wüsteneien, in denen der Mensch, wenn er sie zu durchschreiten wagt, allen Qualen des Durstes ausgesetzt und vom Untergange bedroht ist. Vollkommener Wassermangel reißt auch den Organismus erheblich rascher auf als Mangel an festen Nährstoffen. Aus alledem folgt, daß das Dasein aller Geschöpfe ebensosehr an das Vorhandensein von Wasser gebunden ist wie an das von Luft, Licht und Wärme.

„Als naturgemäßeßtes und deshalb auch von jeher am

meisten gepriesenes Trinkwasser galt allen Völkern das Quellwasser, das von selbst aus der Erde tritt," sagt Dr. J. Herm. Baas. „Im Wesen ist es nicht anders als an höher gelegenen Orten eingesichertes Meteorwasser (Regen und Schnee), das auf einer undurchlässigen und



Kabyllinnen mit ihren Wassergefässen auf dem Wege zum Flusse.

von oben nach unten schräg verlaufenden inneren Bodenschicht tiefer fließt und auf diesem Wege einer natürlichen Filtration unterworfen wird, ehe es kühl und klar zu Tage tritt. Wir Bewohner des regen- und schneereichen Nordens haben kaum einen Maßstab für die Wohlthat, welche eine Quelle in wasserarmen Ländern, zum Beispiel in Arabien, Palästina oder gar in der Wüste, ist, können aber doch begreifen, warum die dort spärlichen und meist sogar brackigen Quellen von den Orientalen in Lied und Wort begeistert

dem Auge der Geliebten oder gar Gottes verglichen werden, wenn wir die Schilderung eines Nachtigal lesen, der auf seiner berühmten Reise (in die Tubuländer) dem nahen Verdurstungstode mit all seinen phantastischen Qualen, die zehnmal schlimmer als die Schrecken des drohenden Hungertodes seien, ins Auge sehen mußte."

In solchen regenarmen Gebieten ist das Wasser, das bei uns selbst jedem Bettler in reichster Fülle zu Gebote steht, ein unendlich kostbares Gut, das oft mit Gold aufgewogen wird, und ein Gegenstand steter Sorge. Ungemein verschieden sind die Mittel, durch welche die Bewohner solcher Länder sich den unentbehrlichen Labetrunk oder das nötige Bewässerungsmaterial für ihre Ländereien zu verschaffen suchen, und es ist von hohem Interesse, bei einer Rundschau durch fremde Länder einige besonders charakteristische davon kennen zu lernen.

Neben dem Wasser zu Tage tretender Quellen war von jeher am meisten begehrt das reine Grundwasser, das sich überall da bildet, wo unter wasserdurchlässigem Obergrund sich in gewisser Tiefe eine undurchlässige Schicht befindet, auf der sich das von oben eindringende atmosphärische Wasser ansammelt und fortbewegt. Die älteste Art der Wassergewinnung ist die durch Brunnen, einfache Gruben, oder in kultivierten Gegenden, wie schon im ältesten Aegypten, gemauerte Cylinder, die bis in die oft sehr tiefliegende wasserführende Erdschicht hinabreichen. Im ganzen Orient liegt es noch heutzutage wie zur biblischen Zeit den Mädchen und Frauen ob, in Thongefäßen das Wasser für den Hausbedarf vom Brunnen zu holen, wo ein solcher vorhanden ist.

Wo es keinen Brunnen giebt, muß der Wasservorrat aus dem nächsten Flusse geholt werden. In manchen Gegenden von Kabylien liegen die Niederlassungen oft viele Kilometer von solchen Wasserläufen entfernt; unermüdlich



Wassersund in der Wüste.

wandern aber die mit Krügen beladenen Weiber dorthin, um das unentbehrliche Naß zu schöpfen.

Zu den beinahe regenlosen Gebieten gehört die Sahara in Nordafrika, die größte Wüste der Erde. In ihrem Gebiete, das beinahe so groß ist wie ganz Europa, giebt es nur einen einzigen Wasserlauf, der das ganze Jahr hindurch Wasser führt: der Wabi Draa an der Nordwestgrenze. Alle übrigen verschwinden, sobald sie in die Sandregion eintreten, setzen sich aber größtenteils unterirdisch fort. Oft fließt das Wasser 60 Meter tief unter felsigem Boden, mitunter stößt man aber schon in ganz geringer Tiefe darauf, was schon mancher dem Verschmachten nahen Karawane Rettung gebracht hat. Die Reisenden füllen ihre Schläuche damit und leiten dann die hervorquellende Flüssigkeit in eine rasch aus Steinen gebildete Rinne, damit auch die Pferde oder Kamele trinken können.

Wenn von unseren in China befindlichen Truppen so oft über den Mangel an Trinkwasser geklagt wird, so ist dieser nicht auf das Fehlen von Flüssen zurückzuführen, sondern vielmehr darauf, daß die in beispielloser Weise verunreinigten Wasserläufe vielfach für Europäer einfach ungenießbares Wasser führen. Die Chinesen werfen allen Unrat und sonstige Unreinlichkeiten, ja sogar die Tierkadaver ohne Umstände ins Wasser, dessen schmutzige, faulige Flut erst gekocht und filtriert werden muß, bevor ein Europäer oder Amerikaner sie trinken mag. Die Bewohner des himmlischen Reiches haben ein viel einfacheres Reinigungsverfahren.

Quer durch Shanghai, diesen größten Handelsplatz Ostasiens, zieht sich ein Flößchen, das sich dort in den großen Wufungfluß ergießt. Jener Wasserlauf gleicht aus dem angegebenen Grunde innerhalb der Stadt oft geradezu einer Kloake, allein trotzdem sieht man die Chinesen daraus Wasser schöpfen. Sie tragen die dort gefüllten Eimer an einem



Wasserschöpfende Chinesen in Shanghai.

auf der Schulter ruhenden Joch und leeren deren Inhalt in große Thongefäße aus, die unweit davon am Ufer des Flusses stehen. Dort bleibt das Wasser längere Zeit den Sonnenstrahlen ausgesetzt und soll dann ohne Schaden für die Gesundheit zu genießen sein. Allerdings ist ja die Sonne die wirksamste Zerstörerin aller Fäulniskeime, die wir kennen, und ihre Strahlen vernichten Bazillen und Mikroben in ziemlich kurzer Zeit.

Aegyptens einziger Fluß ist der Nil, und sein Wasser für das Gedeihen des Landes und seiner Bewohner so notwendig, daß er ehemals als Gottheit verehrt wurde. Der vom Flusse bei seinem jährlichen Anschwellen den angrenzenden Ländereien zugeführte Schlamm ermöglicht allein den Ackerbau in jenen heißen Gebieten. Allein selbst wenn der Nil die höchste Höhe seines Wasserstandes erreicht hat, überflutet er nicht die ganzen Uferlandschaften, sondern überall muß das Wasser durch zahllose Kanäle weiter geleitet werden. Ferner bedarf es während der Zwischenzeit von einer Ueberschwemmung zur anderen einer unablässigen künstlichen Bewässerung der ausgedörrten Felder, wenn nicht aller Pflanzenwuchs zu Grunde gehen soll. Jene wird durch unzählige Schöpfmaschinen bewerkstelligt, deren einfachste Form, die sogenannten Schadûfs, eine Art Ziehbrunnen, unseren Chausseeschlagbäumen ähnlich, darstellt. Am einen Ende hängt ein Eimer aus Ziegenfell oder Bastgeflecht, während das Gegengewicht am unteren Balkenende ein Klumpen getrockneten Nilchlammes bildet. Wenn die Felder sehr hoch über dem Spiegel des Stromes liegen, werden mehrere Schadûfs etagenförmig übereinander angebracht. Zu ihnen kommen, namentlich in Oberägypten, Tausende von Sakiyen oder Schöpfrädern, die durch einen Graben mit dem Nil oder einem Kanal des Flusses in Verbindung stehen. Die senkrecht stehenden Räder sind an ihrer Peripherie, nach Art unserer Baggermaschinen, mit



Wie man verunreinigtes Wasser in China reinigt.

Thongefäßen versehen, die den aus dem Graben geschöpften Inhalt an die kleinen Bewässerungsrinnen abgeben. Das Auf- und Absteigen der Thongefäße bewirkt ein durch einen Ochsen oder Büffel in Bewegung gesetztes Horizontalrad.

In ähnlich primitiver Weise bewässern auch die Japaner ihre Reisfelder, nur daß dort die Stelle des Ochsen der fleißige Landbauer gewöhnlich selbst vertritt. Wenn der



Ägyptisches Schöpfrad (Sakiye).

Wasserlauf oder Teich, auf den er während der trockenen Jahreszeit angewiesen ist, zu tief liegt, als daß man sein Wasser direkt auf die Felder leiten könnte, so wird ein senkrechtcs Schaufelrad hineingestellt. Dieses Rad versetzt der Bauer in Umdrehung, indem er, mit der Rechten sich mittels einer langen Stange im Gleichgewicht haltend, mit den Füßen auf die Schaufeln tritt. Letztere schöpfen das emporgehobene Wasser in eine hölzerne Rinne, die es zu dem Reisfelde hinleitet.

Nach dem bisher Ausgeführten kann es uns nun keineswegs wundernehmen, wenn in heißen Gegenden das Wasser vielfach zu einer Ware, die man bezahlen muß, zu einem Handelsartikel wird.



Künstliche Bewässerung der Reisfelder in Japan.

In den meisten türkischen Städten spenden die öffentlichen Brunnen nicht allzu reichlich Wasser, in vielen Fällen auch nur zu gewissen Stunden, während sie in der übrigen Zeit verschlossen werden, um das kostbare Maß zu sparen. Wenn das Wasser läuft, kommen die Wasserhändler hin



Cürkische Wasserverkäufer.

und füllen ihre Schläuche, um deren Inhalt dann in allen Straßen mit dem Rufe: „Wasser! Wer will Wasser?“ feilzubieten.

In allen großen Städten des Orients, wo ein Trunk

frischen Wassers eine stets begehrte Wohlthat ist, bildet der Wasserverkäufer, Salka oder Beya el-ma, mit dem Ziegenschlauch (Kirbe) und den klappernden Trinkschalen eine charakteristische Straßenfigur. Gar nicht selten wird ein solcher von jemand, der ein gutes Werk zu thun beabsichtigt,



Ein Wasserhändler und sein Kamel in den Strassen von Kairo.

gedungen, um unentgeltlich Wasser an die Durstenden auszuverteilen.

Auch in den Straßen von Kairo sind die Wasserhändler in großer Anzahl vertreten. Häufig begegnet man auch einem Salka, der sich nicht mit einem selbstgetragenen Schlauch begnügt, sondern eine große Tonne voll Wasser einem Kamel aufgeladen hat. Mit seinem sanften und gemessenen Gange folgt das Tier dem voranschreitenden Führer durch die Straßen der ägyptischen Hauptstadt.

Auch in den meisten spanischen Städten sehen wir den

Wasserhändler, der dort Aguador heißt, die Straßen durchwandern. Ueberall ertönt sein Ruf: „Agua! Qui en quiere agua?“ (Wasser! Wer will Wasser?) oder: „El aguador! Agua! Azucarillos!“ (Hier ist der Wasserkäufer! Wasser! Flaschen!) In der einen Hand trägt er ein großes Thongefäß mit Wasser, in der anderen einen Behälter aus Weißblech oder Kupfer mit Flaschen oder einigen Gläsern. Denselben Typen begegnet man in den Städten Zentral- und Südamerikas, die ehemals unter spanischer Herrschaft standen. Im italienischen Straßenleben spielt der Acquajuolo gleichfalls eine Rolle in solchen Städten, die sich noch keiner genügenden Wasserleitung erfreuen.

In gewissen Gegenden auf der Insel Madagaskar, wo das Wasser selten ist, pflegt man es in dem hohlen Inneren langer Bambusröhre, die an dem einen Ende verschlossen sind, aufzubewahren, worin es sich gut hält. Wenn ein Kind trinken will, nimmt die Mutter ein solches Rohr und hält ihm das offene Ende hin, bis es seinen Durst gestillt hat.

Wohl die originellste Art der Wasserversorgung, die es überhaupt giebt, findet man bei den Bakalahari in der großen südafrikanischen Wüste Kalahari. Wenn ihre Weiber neuen Vorrat holen wollen, so suchen sie eine feuchte Stelle auf, wo sie unter dem Sande Grundwasser vermuten dürfen. Jede bringt in einem Sack oder Netz auf dem Rücken 20 bis 30 Wassergefäße mit, aus hohlen Straußeneiern bestehend, davon jedes an dem einen Ende ein kleines Loch hat. An Ort und Stelle graben die Weiber ein langes Schilfrohr, an dem unten ein Büschel Gras befestigt ist, möglichst tief in den Boden ein und stampfen dann den feuchten Sand ringsum wieder fest. Saugen sie nun stark an dem oberen Ende des Rohres, so bildet sich unten ein luftleerer Raum, worin das Wasser sich sammelt, um in kurzer Zeit bis zum Munde emporzusteigen. Ein Straußeni nach dem



Ein Bambusrohr als Wasserbehälter auf der Insel Madagaskar.

anderen wird neben dem Schilfrohr auf den Boden gestellt, einige Zoll unter dem Munde der Saugenden. Ist der Mund voll Wasser, so wird dies durch einen Strohhalm in das Innere des Gefäßes geleitet und so Ei um Ei gefüllt. Der ganze Vorrat muß solcherart erst durch den Mund des Weibes wie durch eine Pumpe gehen. Daheim wird es sorgfältig vergraben und nur in winzigen Quantitäten verausgabt, da das Wasser in jenen dürren Regionen äußerst selten ist.

Wir sind gewohnt, mit dem Raß, das uns Wasserleitungen, Pumpen, Brunnen, Flüsse und Quellen im reichsten Maße spenden, geradezu verschwenderisch umzugehen. Der dem Verdursten nahe Reisende in der Wüste dagegen würde gern den allerhöchsten Preis für einen Labetrunk zahlen. Es ergibt sich daraus, daß das Wasser je nach Ort und Umständen das Gewöhnlichste und Wertloseste wie das Seltenste und Kostbarste sein kann.





Ingenieur Bernhard.

Novelle von H. Noël.



(Nachdruck verboten.)

Immer mehr und mehr füllte sich der Sophiensaal, anscheinend hauptsächlich mit Damen, denn die Fräcke der Herren und die wenigen Uniformen nahmen lange nicht so viel Raum ein, als die hellen Damenkleider selbst in diesen schlanken Jahren der Mode erforderten.

„Mädchen, nichts als Mädchen!“ sagte Herr Edfhof, hinter dem Stuhle seiner Tochter stehend, während eine Ballmutter nach der anderen mit einer oder mehreren Töchtern an ihnen vorüberrauschte. „Große Konkurrenz! Und diese Unmasse von Novizen schiebt die früheren Jahrgänge unter alte Eisen. Ich sage das natürlich nicht für dich, Natalie. Denn altes Eisen —“

„Wäre ein bißchen stark,“ ergänzte Natalie gelassen.

Wenn sie nun auch schon ihre siebente Ballsaison begann, sie hatte ja ihren ersten Ball im siebzehnten Jahre mitgemacht — freilich, den Reiz der Neuheit hatten die Dinge verloren. Und sie selbst, sagte sie sich mit leisem Seufzer, wohl auch.

„Monsieur Carlotto scheint noch nicht anwesend zu sein,“ sagte der Papa, die wogende Menge mustern. „Ich hätte gedacht, daß er uns bereits empfangen würde.“

Wenn es dir nichts macht, sehe ich mich ein wenig nach ihm um.“

„Wie du willst,“ entgegnete die Tochter gleichgültig.

Herr Eckhof entfernte sich mit schlenderndem Gang, einmal hierhin, einmal dorthin grüßend.

Natalie blickte ihm nach. Er sah noch so gut aus wie immer, der Papa. Hochgewachsen, mit breiten Schultern und eleganter Haltung, das noch reiche Haar, dem das Brenneisen nicht fremd war, sorgfältig frisiert, das Grübchen am Kinn frisch ausgerasiert. Das Blau seiner Augen blieb ihm so treu wie das Schwarz des Haars; er hatte nur etwas Fett angefetzt, ohne doch noch gar zu stark zu sein. Man hielt ihn gewöhnlich für ihren Mann, nicht für ihren Vater. Ja, dekorativ war er, der Papa.

Natalie brach ihre Gedankenreihe ab, um nicht die unvermeidliche Fortsetzung zu denken. Mehr nicht.

Da sie allein saß, fiel Natalie auf. Die anderen Balldamen rechts und links blickten zweifelnd zu ihr hinüber. Sie wußten nicht, wie sie sie einreihen sollten, diese schlanke vornehme Erscheinung in dem Ballkleid von entzückender Einfachheit. Selbst wenn einem alle Farben stehen, wie sie Natalie Eckhof zu ihrem feinen Hautton und dem zarten hellen Wangenrot standen, kam man in den Ballfarben bald herum, und nachdem sie Weiß, Creme, Gelb, Rosa, Blau und Seegrün verbraucht hatte, trug sie diesmal ein poetisches Ballkleid aus einem eigenen blassen Vila. Ein Hauch und Traum von einem Kleide!

„Vila ist doch keine Mädchenfarbe!“ sagten die Ballschwestern rundum. „Und keine Gardedame!“

Natalie fand dies gar nicht so entsetzlich. Sie war es gewöhnt. Die Tante, der es oblag, sie zu bemuttern, besaß ein entschiedenes Talent, vor solchen schlaflosen Nächten krank zu werden.

Sie blieb nicht lange allein. Allerlei bekannte junge

Herren traten herzu, um einen kleinen Geschäftsabschluß auf einen oder zwei Tänze mit ihr zu machen, ein paar Phrasen loszulassen und dann weiterzueilen, um andere Tanzabmachungen für ihr Büchlein zu sammeln. Die „doppelte Buchführung Terpsichorens“, wie Karl Otto Belten das einmal genannt hatte, ging recht flott von statten. Nur grün waren sie, ihre Tänzer, grün! Sie wurden nie älter. Es kam ihr fast vor, als bewahre man sie von Fasching zu Fasching unter Verschuß, daß sie sich so unverändert erhielten. Was machte es? Zum Tanzen waren sie gut genug.

Heute war sie indessen gar nicht des Tanzens wegen gekommen, sondern weil Papa sich einbildete, daß Karl Otto Belten sich gerade an diesem Abend erklären würde.

Da saß sie nun und wartete auf den Werber, dem dieser heutige Abend eine letzte Gelegenheit unter vielen bieten sollte.

Natalie wußte, daß ein gewisser Mut dazu gehörte, um sie zu werben. Ja, wenn Papa seit zwanzig Jahren von den zehn- oder gar zwölftausend Gulden, die er als Kommissionär englischer Häuser jährlich verdiente, etwas für sie zurückgelegt hätte, stünde es anders um sie. Das hatte er jedoch nicht gethan, und wenn er einmal starb — hoffentlich und wahrscheinlich erst sehr spät! — hatte sie nichts zu erwarten. Und doch war sie an Komfort und Wohlleben gewöhnt, und ihr ganzes Wesen derart, daß man sie nicht leicht in kleinlichen Verhältnissen sich denken konnte. Sie brauchte einen vermöglichen Mann.

Karl Otto Belten, Prokurist in einem Welt Hause, mit großem Einkommen und Privatvermögen, konnte eine uninteressierte Heirat eingehen und bedurfte einer für die Welt erzogenen Frau. Natalie übte, wie sie fühlte, eine starke Anziehung auf ihn aus, und obgleich er einer von den Bedenklichen war, hätte er sich wohl schon längst

für besiegt erklärt, wäre sie ihm nur mehr entgegengekommen.

Die Klugheit riet ihr dies auch, aber sie konnte es nicht über sich gewinnen. Sie ließ ihn herankommen. Das ging langsam. Vielleicht war es nun wirklich so weit.

Sie war sich darüber klar: wenn er sie heute abend fragte, würde sie nicht nein sagen. Aber mit welchen Gefühlen nahm sie eine solche Wendung vorweg? So hatte sie sich das wahrhaftig nicht gedacht.

Vorläufig war er noch immer nicht da, und die Tanzbewerber drängten sich dichter um sie. Vorsichtig vergab sie nicht alle Tänze, trotz des Unmutes, der in ihr aufstieg.

Die Ballmusik sollte beginnen. Das Hin- und Herschießen der Komiteemitglieder legte sich. Schon holten die Tänzer ihre Damen, so daß immer mehr Lücken in die Reihen der hellen Damenkleider gerissen wurden.

Plötzlich zuckte Natalie zusammen. Nicht sehr weit von ihr stand Belten vor einer umfangreichen Ballmutter, die rechts von sich eine sehr magere, links eine sehr „mollerte“ Tochter sitzen hatte. Die Magere war nicht übel, kam jedoch nicht zur Geltung, weil die Jüngere gar so üppig blühte.

Natalie kannte die Familie vom Sehen. Fabrikant Peregrin. Schwerreiche Leute. Die schöne junge Tochter blickdumm. Das war wieder ein Schachzug Beltens, um ihr zu zeigen, daß sie nicht allein auf der Welt sei. Sie sollte ängstlich werden. Sie wurde aber bloß unwillig.

Nun begann der Tanz wirklich. Der Tänzer, mit dem sie die Eröffnungspolonaise tanzen sollte, kam, sie zu holen, und sie wandelte mit ihm hinter den anderen Paaren drein. Es war ein junger Jurist, der, wie er ihr erzählte, keine Nacht schlief und oft in einer und derselben mehrere Bälle besuchte.

„Heiliges Feuer der Jugend!“ spöttelte sie. „Macht es Ihnen denn so vielen Spaß?“

„Aufrechtig, Fräulein, das frag' ich mich gar nicht. Wenn ich es recht bedenke, entspringt das eher einer Art Pflichtgefühl. In der Jugend hat man die Pflicht, sich zu unterhalten. Also unterhalte ich mich, selbst wenn es mich langweilen sollte.“

Natalie lächelte zerstreut. Sie waren jetzt in der Nähe des Saaleinganges angelangt, wo befrachtete Herren noch eifrigst die Ankommenden begrüßten. Hier stand eine ganze Hecke von schwarzen Fräcken. Bloße Zuschauer. Nataliens Blick fiel zufällig auf einen jungen Mann, der suchend in die Menge starrte. Ein überlanger Schlanker mit dickem, mattem Blondhaar und einem kleinen Schnurrbärtchen, das keine Linie des charaktervoll geschnittenen Gesichtes verdeckte. Der ziellose Blick der hellen Augen fing sich an Nataliens Erscheinung. Groß und staunend blieben sie an ihr hängen, nachdem es wie ein Blitz in ihnen aufgezündet hatte.

Natalie merkte es. Hier hatte ihr Anblick eingeschlagen.

Nach dem Ende der Polonaise führte ihr Tänzer sie an ihren Platz zurück und stand noch einen Augenblick plaudernd. Er riß Wiße, allein Natalie fand diese lange nicht so gut, wie sie ihm selbst vorkamen, und dann war sie zerstreut. Sie beobachtete nämlich Welten, der endlich auf sie zusteuerte.

Er machte keine üble Figur. Nicht sehr groß, doch stattlich, das volle Gesicht von nicht unschöner Blässe, viel feuchtbläuliches Weiß um die dunklen Augensterne, die stechend, aber auch warm blicken konnten. Allerdings mehr sinnens als herzswarm. Aber unsympathisch war ihr Welten nicht. Physisch nicht. Was sie oft abstieß, waren die kleinen Charakterzeichen.

Raum hatte der erste Tänzer Natalie verlassen, so stand auch schon einer der Komiteeherrn vor ihr mit dem langen blonden Jüngling, auf den ihr Blick vorhin so unabsichtlich gefallen war.

„Gestatten, gnädigstes Fräulein. Herr Ingenieur Bernhard bittet, Ihnen vorgestellt zu werden.“

Dann schloß er davon.

„Haben Fräulein noch einen freien Tanz?“ fragte eine tiefe weiche Stimme.

Natalie zögerte unmerklich. Drei Tänze hatte sie für Belten aufgehoben. Sie fand das jetzt zu viel.

„Die erste Française, wenn Sie wollen.“

Stumm streckte er die Hand aus, nahm die Tanzordnung und trug seinen Namen ein: „Robert B.“

Statt sich dann dankend zu entfernen, blieb er stehen.

„Darf ich bitten, mein Fräulein, mich Ihrer Frau Mutter vorzustellen?“

Er blickte dabei auf die Dame neben ihr, eine schlanke, fein aussehende, unsäglich verwitterte Dame in dunkler Seide und Spitzen, die er zu ihr gehörig glaubte.

„Bedaure, ich habe leider keine Mutter mehr. Bloß mein Vater ist mit. Er steht dort.“ Mit einer unbestimmten Kopfbewegung deutete sie die Richtung an.

„Ach,“ sagte der junge Mann in einem Ton, der Bedauern verhehlte und auch kündete, „keine Mutter mehr!“

Diesem Tone gegenüber fühlte Natalie das Bedürfnis, etwas Skeptisches, Scharfes zu sagen: „Es ist ein Unglück. Aber man liebt lebende Eltern doch nie so wie tote. Die haben keine Schwächen. Man behält alle seine Illusionen.“

Die grauen Augen des jungen Mannes richteten sich ernst und groß auf sie. „Es giebt Eltern, über die man keine Illusionen zu hegen braucht,“ sagte er langsam.

„Sie haben solche?“

„Die besten!“ Und er lächelte anmutig wie ein Mädchen. Der strenge Kandidatenkopf, wie Natalie ihn bei sich nannte, schien dadurch ganz verwandelt. Eine knabenhafte Harmlosigkeit sprach aus den Charakterzügen.

„Haben Sie schon viele Tänzerinnen engagiert?“ fragte Natalie, um eben etwas zu sprechen.

„Noch gar keine außer Ihnen.“

„Dann werden Sie sich beeilen müssen.“

„Ich will mich zumeist mit dem Zusehen begnügen. Ich hätte überhaupt nicht getanzt, wenn ich — wenn ich nicht Sie gesehen hätte, Fräulein — vorhin, dort! Ich mußte Ihnen nachlaufen!“

Sie lächelte, weil er so offen und geradezu sprach, und unverhohlene Bewunderung aus seinen Augen leuchtete. Kein Zweifel, eine Eroberung! Eroberungen auf den ersten Blick waren ihr natürlich nichts Neues. Bloß in den späteren Stadien stockte es. „Man sollte denken, ich verliere bei näherer Bekanntschaft,“ dachte sie.

Als sie nach dem nächsten Tanz, den sie mit einem Freiwilligen getanzt hatte, zu ihrem Platz, einem Eckisch an der untersten Reihe einer der Längsseiten des Saales, zurückkehrte, fand sie den Blondin, wie sie ihn verlassen hatte, neben ihrem Stuhl aufgepflanzt.

„Haben Sie meinen Platz für mich bewacht?“

„Das war wohl kaum nötig. Ich hatte nur keine Veranlassung, von da fortzugehen. Ich kenne hier niemand als Sie.“

Natalie lachte herzlich auf: „Und mich kennen Sie so sehr genau! Aber das Komiteemitglied kannten Sie doch?“
fiel es ihr ein.

„Keine Spur! Ich packte nur den ersten besten, der das Abzeichen trug, am Ärmel und bat: „Stellen Sie mich der jungen Dame in Lila vor.“ Er war ein komischer Kerl. „Was Lila? Wo Lila? Eine junge Dame in Lila hat es nie gegeben.“ Aber ich ließ nicht locker. Es ist doch lila, Ihr Kleid?“

Seine plötzliche Unsicherheit belustigte sie: „Beruhigen Sie sich, farbenblind sind Sie nicht, sonst —“

„Guten Abend, Fräulein!“

Papa Eckhof hatte nun glücklich Herrn Velten abgefangen, und da stand er nun, sich förmlich verneigend, während der blonde junge Mann zurücktrat.

„Ich habe mir schon die Augen nach Ihnen ausgeschaut. Konnte Sie nicht finden.“

„Mich übersieht man leicht. Ich bin ja so klein!“

„Die Damen! Immer empfindlich!“ lachte Herr Eckhof.

„Na, sehen Sie zu, Velten, daß Sie wieder in Gnaden aufgenommen werden. Ich drücke mich.“

„Er drückt sich häufig, der Papa!“ sagte Velten mit dem schnarrenden „r“, das seiner Sprache ein sarkastisches Gepräge gab. „Beneidenswerte Natur! Immer noch zwanzigjährig!“

„Besser zu lange jung als zu früh alt!“

„Gilt das mir?“ fragte Velten. „Neben einem Manne wie Ihr Papa fühle ich mich freilich alt.“ Er sagte das, als läge ein Verdienst darin, sich alt zu fühlen. „Und welchen Tanz haben Sie mir aufgehoben?“

„Die erste Quadrille können Sie haben.“

„Und die Rotillonquadrille?“

Jrgend etwas drängte Natalie zu der knappen Antwort: „Schon vergeben!“

„So—oo? Ich glaube mich darauf pränumeriert zu haben.“

„Davon weiß ich nichts.“

„Sie sind heute schlecht aufgelegt, Fräulein.“

„Nicht daß ich wüßte.“

Sie war es wirklich nicht. Es reizte sie nur, ihn zu verstimmen. Er merkte das und rächte sich.

„Sie hat sich zum Erstaunen gemauert, die kleine Annie Peregrin.“

„Die war immer hübsch, selbst im undankbarsten Alter,“ entgegnete sie ruhig.

„Wo bleibt das „Aber“? Denn wenn Mädchen einander loben, kommt das immer nach. Nicht? Nun, Annie konnte es nicht lassen. „Eine schöne junge Dame, Fräulein Eckhof,“ sagte sie vorhin „aber —““

Natalie fragte nicht nach diesem Aber, und er brannte doch so darauf, es vorzutragen, denn es war sein Aber.

Sie sprachen noch eine Weile miteinander, Natalie hochmütig-gelassen, Belten gereizt. Er hatte sich ihr absichtlich langsam genähert, sie sollte etwas warten. Und nun sie ihn deswegen kühl empfing, ärgerte es ihn wie ein Unrecht, und als ein vorübergehender älterer Herr ihn ansprach, benutzte er die Gelegenheit, um sie zu verlassen. Mit beflissenster Liebenswürdigkeit nahm er den Herrn unter dem Arm und entfernte sich mit ihm.

Die Musik begann eben, und sofort stand Robert Bernhard wieder da, denn es war der Tanz, den sie ihm zugefagt hatte.

Sie erhob sich und schüttelte die Gedanken ab. Nichts da! Auf dem Ball giebt es kein Innenleben. Sie wandte sich nach außen.

Ihr junger Tänzer tanzte nicht besonders, aber man sah, daß es ihm Vergnügen bereitete, mit ihr zu tanzen. Beim Walzer ginge es besser, sagte er.

„Der nächste Tanz ist ja ein Walzer. Erbarmen Sie sich irgend eines Mauerblümchens!“

Er schüttelte den Kopf: „Ich tanze heute nicht, außer mit Ihnen.“

„Sie sind entschieden ein Original, Herr —“

„Bernhard,“ ergänzte er.

„Ihr Name ist weniger originell und paßt gar nicht zu Ihnen.“

„Da läßt sich nichts machen.“ Er lächelte plötzlich: „Wenn er Ihnen nicht gefällt, mein Name, mir würde der Ihrige jedenfalls gefallen.“

„Sieh, wie schlau!“

Sie lachten beide.

„Ich heiße Natalie Eckhof,“ sagte sie, als er sie zu ihrem Sitz führte.

„Natalie?“ wiederholte er träumend.

Bei ihrem Platz stand eine Gruppe: ihr Vater und Hofrat Klettenborn. Belten trat eben hinzu. Ihr Begleiter empfahl sich.

Der alte Hofrat machte sich gleich an sie mit überschwenglicher Bewunderung.

„Na ja, der Alte!“ dachte Belten. „Die Alten verderben die Frauenzimmer mit ihrer Ritterlichkeit.“ Er ließ dem Hofrat gegenüber eine Bemerkung fallen, die Natalie sehr heiter stimmte. Sie brauchte eine Aufmunterung. Der Verkehr mit Belten legte sich so drückend auf das Selbstgefühl. Aber nicht von dem alten Herrn kam ihr im Grunde die erhöhte Stimmung, sondern von dem jungen, dessen spontane Huldigung die Wunde heilte, die Beltens Davieren und Zaudern ihrer Eigenliebe schlug.

Eckhof bemerkte die kühle Strömung und bemühte sich vergebens, die Atmosphäre zu erwärmen.

Auf Beltens Züge sank immer mehr der Bann der Empfindlichkeit.

Während der Quadrille befand er sich in so frostiger Stimmung, daß es viel Mühe gebraucht hätte, ihn zum Tauen zu bringen, und Natalie gab sich nicht die geringste. Und doch war sie mit dem Vorsatz gekommen, heute, wenn's not that, von ihrem Sockel herunterzusteigen.

Am Ende der Quadrille war Belten zu dem Entschluß gelangt, heute keinesfalls noch etwas zu sagen. Dadurch gewann er innerlich wieder die Oberhand, und das scheuchte seinen Mißmut ein wenig. Er kam sogar beim nächsten Tanz um eine Extratour und führte Natalie mit der Würde des Empfindlichen, der nicht verhöhnt, aber großmütig ist.

vor Robert Bernhards Augen davon, der eben auf diese Gelegenheit gewartet hatte.

Dann, als der Tanz zu Ende war, ging Belten. Er tanzte nun mit Mathilde Peregrin.

Bei der Polka kam der Ingenieur zur Extratour zu recht. Sie tanzten jedoch nur kurze Zeit, dann promenierten sie ein wenig im Nebensaal und ließen sich schließlich plaudernd auf einem stillen Plätzchen unter Dekorationspflanzen nieder.

Natalie blickte staunend zu dem jungen Manne auf. „Bloß um jemand zu suchen, sind Sie auf den Ball gekommen?“

„Nun ja, seine Mutter hatte gesagt, mein Freund sei hier. Ist ihm aber gar nicht eingefallen. Die Bälle sind ihm bloß eine bequeme Erfindung, wenn er der Mutter nicht sagen will, wohin er geht. Ich konnt' mir das auch vorher denken, aber ich hab' mir's eben nicht gedacht. Und anders war's ja auch nicht gut möglich. Ich mußte hierher kommen.“

„Um mich zu sehen?“ Sie fragte das in so leichtem Tone, daß er den Kopf senkte. „Glauben Sie denn an eine Vorsehung, die nichts anderes zu thun hat, als einen gewissen jungen Mann auf einen gewissen Ball zu schicken, wo er ein gewisses Mädchen sehen muß?“

„Lachen Sie mich nicht aus!“ bat er leise. „Aber wenn etwas eingetroffen ist, was man nicht mehr ungeschehen denken möchte, dann muß man sich wohl sagen: Es hat sein müssen! — Wenn ich nur nicht zu spät komme! Sie sind doch nicht etwa schon verlobt?“

„Ich bin nicht verlobt.“

Er murmelte etwas, was wie „Gott sei Dank!“ klang. Natalie lächelte ironisch in sich hinein.

„Ich weiß sehr gut, was Sie denken,“ erriet der Ingenieur. „Ob unverlobt oder nicht, ich krieg' Sie ja doch nicht, meinen Sie.“

„Etwas Aehnliches dürfte ich wohl gedacht haben.“

„Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied, wenn jede Hoffnung von vornherein unmöglich ist.“

„Und was wollen Sie denn eigentlich hoffen? Sie sind doch noch so jung.“

„Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt.“

„Doch schon! — Nun, sehen Sie. Ich werde im Sommer vierundzwanzig, bin also viel zu alt für Sie.“

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Heutzutage heiraten die Männer spät,“ fuhr sie fort.

„Doch zumeist nur, weil es ihre Lebensstellung nicht gestattet, eine Familie zu gründen. Bei mir fällt das weg.“

„Sie haben wohl sehr viel Geld?“ fragte Natalie spöttisch.

„Nein,“ gestand der junge Mann zaudernd. Er blickte sie ernst an. „Das nicht. Aber eine schöne Stellung hab' ich. Ich bin Maschineningenieur in einer großen Maschinenfabrik und habe fünftausend Mark Gehalt.“

„Alle Achtung! Sie müssen sehr tüchtig sein! — Nun sehen Sie aber, Herr Bernhard, Sie sollten, wenn Sie heiraten, eine Mitgift bekommen, und ich bin arm wie eine Kirchenmaus!“

„Desto besser!“ sprang es ihm rasch von den Lippen.

Natalie lächelte trüb. Der da machte einen großen Satz über das Hindernis, vor dem Welten sich schon seit einem halben Jahre drehte und wandte, ohne es zu nehmen.

„Eine Kirchenmaus, noch dazu mit erschwerenden Umständen. Bewöhnt und anspruchsvoll.“

„Ich bleibe ja nicht bei dem Gehalt stehen,“ tröstete der Ingenieur. „Ich hab' eine Zukunft. In zehn Jahren wird es schon ganz anders sein.“

Natalie lachte plötzlich auf. „Sie kennen mich erst seit einer Stunde,“ erinnerte sie.

Bernhard zog gelassen seine Uhr: „Bald zwei.“

„Was wissen Sie von mir?“

„Ich würde mich — unbedenklich — schon heute abend an Sie binden, überzeugt, keinen Fehlgriff gethan zu haben.“

Erwartungsvoll blickte er sie an, aber Natalie kam es auf einmal ganz unsinnig vor, daß sie sich in ein solches Gespräch einließ.

„Jetzt hat der Spaß lange genug gedauert,“ sagte sie, sich erhebend. „Der Tanz wird auch gleich wieder beginnen. Führen Sie mich an meinen Platz zurück.“

Er gehorchte und verließ sie dann schweigend, während Natalie nachdenklich zurückblieb. Berrückt mochte solches Drauflosgehen sein, allein die Frauen lieben diese Art Tollheit. Sie konnte sich innerlich nicht genug wundern über den blonden Jungen. Es war ein Widerspruch in ihm. Schüchtern und erröthend wie ein Mädchen und kühn wie ein Husar, blond wie ein Nordländer und feurig wie Romeo. Wie paßte das zusammen?

„Was will denn der lange Bursche, der immer um Sie herumstreicht?“ fragte der eben wieder auftauchende Belten.

„Tanzen.“

„Und Hofmachen.“

„Vielleicht.“

„Haben Sie das noch nicht satt, den ewigen Flirt? Er starrt Sie in unausstehlicher Weise an, der Bengel. Dort steht er wieder.“

Eifersüchtig sind Naturen seines Schlages immer. Sofort nahm Natalie innerlich für den Jüngeren Partei. Sie war nun eher freundlicher gegen den jungen Mann, der natürlich bei nächster Gelegenheit wieder herantrat, und stellte ihn sogar ihrem Vater vor.

Der Ingenieur warf einen scharf prüfenden Blick auf den Vater der jungen Dame, ganz und gar nicht den schüch-

ternen Blick des angehenden Verehrers, dem der gestrenge Papa der Bewunderten Gegenstand der Ehrfurcht und Scheu ist, sondern einen recht durchdringenden, der leicht den Seelengrund Herrn Eckhofs erreichen mochte.

Als der Kotillon nahte, meldete sich Belten nochmals um den Tanz.

„Sagen Sie doch Ihrem Tänzer, Sie hätten sich geirrt, der Tanz sei schon vergeben gewesen.“

Hätte er dies in bittendem oder vorschlagendem Tone gesagt, so würde ihm Natalie willfahrt haben, da sie doch den Tanz noch frei hatte. Aber er stellte es als Forderung auf, in einem unangenehmen Tone, der sie verdroß.

„Thut mir leid, das geht nicht!“ antwortete sie kühl.

Sie starrten sich einen Augenblick an, abwehrend Natalie, Belten beinahe feindselig.

„Dann muß ich mir eben eine andere Tänzerin suchen,“ sagte er und machte Kehrt.

Sie folgte ihm ruhig mit den Blicken, wie er sich weiterbewegte.

Nach einer Pause, während der sie ihn aus den Augen verloren hatte, bemerkte sie ihn dann plötzlich im Gespräch mit einer Dame, die sitzend weit über ihre Nachbarinnen hervorragte. War das nicht jene gewisse Frau Hollbrand, mit der sein Name vor einigen Jahren immer zusammen genannt wurde? Ah, schön! Wenn er nun vielleicht mit der zum Kotillon antrat!

Und sie selbst hatte noch immer keinen Tänzer.

„Wollen Sie den Kotillon mit mir tanzen?“ fragte sie Robert Bernhard, den sie mit einem Blick herangewinkt hatte.

Er verbeugte sich schweigend, doch begannen seine Augen zu strahlen, und um diese Freude zu dämpfen, entfuhr es ihr herb: „Das soll keine Gunst sein. Es paßt mir nur eben in meine Ballstrategie.“

Wieder nahm er diese Bemerkung stumm zur Kenntniß. Auf dem wunderhübschen Mädchen Gesicht, das so anbetungswürdig lächeln konnte, gewährte er die Spuren eines verhaltenen Ungewitters, und er wartete, bis der Sturm innen sich legte.

„So oder so!“ sagte er endlich: „Ich bin doch ein Glückspilz. Was frag' ich danach, warum ich Glück habe? Nur beim Unglück fragt man nach dem Grund.“

Sie wandte sich ihm wieder zu und lächelte besänftigt.

„Ein so gescheiter Junge und doch so verrückt!“

„Manche Tollheit ist besser wie manche Klugheit.“

Sie sah betroffen auf ihn. Er hatte fast wie aus ihrer Seele gesprochen.

„Und dann bin ich gar nicht verrückt. Selbst das scheinbar Tollste hängt oft noch stramm an der Kette der Logik. Ich möchte Ihnen das gern noch heute erklären.“

Man sammelte sich zum Rotillon, und Natalie nahm den Arm des blonden Ingenieurs mit einem wärmenden Gefühl der Beruhigung, sicher, daß sie jemand neben sich hatte, der ihr wirklich wohl wollte.

„Er ist eigentlich mein einziger Trost heute,“ dachte sie.

Mit leisem Lächeln schritt sie an ihrem Vater vorüber, der bei ihrem Anblick an des Blondens Arm grenzenloses Erstaunen verriet.

Und dort ging auch Belten, am Arm eine ihn überragende Gestalt in einem Plüschkleid von neuester Modifarbe. Eckhof kannte diese Juno mit dunklem Haar, dunklen Augen und dunklem Teint vom Sehen und wußte, was man von Belten und Frau Hollbrand gesprochen hatte. Nun tanzte er den Rotillon mit der?

Verblüfft starrte Eckhof dem Paare nach. Und er konnte nicht einmal von Natalie Aufklärung verlangen, denn er selbst führte eine Dame mit Riesensaphiren, denen man Ehrfurcht schuldig war.

Herrgott, mußte Natalie sich ärgern!

Herr Eckhof täuschte sich indessen. Im Gegenteil, sie sprach ganz ruhig mit ihrem Cavalier, und während sie in das gute junge Gesicht blickte, war ihr, als fühle sie nach einem erstickenden Hauch wieder frische Luft.

Sie suchte ihre Gedanken ganz von Belten abzuziehen und sich mit ihrem Tänzer zu beschäftigen.

„Hatten Sie dem Freund, den Sie suchten, denn etwas so Dringendes zu sagen,“ fragte sie, „daß Sie ihn bis auf den Ball verfolgten?“

„Ich wollte Abschied von ihm nehmen.“

„Abschied? Verreisen Sie? Wohin?“

„Nach Amerika.“

Sie starrte ihn an und lachte, wie man aus Ueber- raschung lacht: „Nach Amerika? Sie reisen nach Amerika? Wann denn?“

„Morgen abend,“ sagte er zaudernd.

„Was haben Sie dort zu suchen?“

„Ich werde von der Firma geschickt. Geschäftsangelegenheiten. Es entschied sich plötzlich, daß ich fahren sollte statt eines anderen. Deshalb wollte ich Alfred aufsuchen und kam hierher.“

Er verstummte, sie bedeutungsvoll anblickend.

„Das ist noch toller als alles übrige.“

„Im Gegenteil. Es erklärt alles andere. Es ist das fehlende Vermittlungsglied. Vielleicht hätte sich nicht jeder gleich in den Frack geworfen. Aber ich dachte mir, da sehe ich gleich noch einen Ball. Es war ja mein Schicksal, das mich gerufen hat. Daher auch die Ueberstürzung. Ich mußte Ihnen ja alles sagen. Wenn ich heute nacht nicht einen gewissen Eindruck auf Ihr Gedächtnis machte, so war ich morgen spurlos daraus verschwunden. Was wissen Sie noch von Ihren fremden Tänzern der letzten Bälle?“

Er hatte nicht unrecht. Nun war der Eindruck gemacht.

Freilich war er auch in einer Schicksalsstunde vor sie getreten, in einer jener Stunden, die im Gedächtnis haften. Was damit zusammenhängt, kommt mit in die Erinnerungskammer. Sie konnte ihn nie wieder ganz vergessen.

„Deshalb auch hab' ich Sie so angestarrt, um mir Ihr Bild besser einzuprägen. So, wie Sie da sind, müssen Sie mit mir übers Meer.“

„Eine lustige Toilette für das große Wasser!“ scherzte sie. „Sind es wichtige Geschäfte, die Sie zu besorgen haben?“

„Hauptsächlich schwierige.“

„Na, ich danke.“

Er lächelte. „Ich bin ein ganz kühler Kopf. Die Geschäfte werden nicht darunter leiden. Und vorher liegen noch etwa vierzehn Tage vor mir, wo ich mich bloß mit meinen Gedanken zu beschäftigen habe. Da kann ich an Sie denken.“

„Praktischer Mensch! Er hat sich eine Zerstreung angeschafft für die Ueberfahrt. Also morgen nach Amerika? Und heute noch die Kotillondummheiten?“

Sie heftete den erhaltenen goldenen Stern an den Frack ihres Tänzers. „Geht der auch mit?“ fragte sie schalkhaft.

„Selbstverständlich.“

„Ich weiß nicht, ich habe heute gar keine Lust, dieses Geschlüpfe und Gehüpfe mitzumachen. Der Tanzordner wird mit den weißen Damen einen Buchstaben bilden und mit den rosafarbigem einen anderen. Solches Mosaikbild sieht sich von oben besser an. Die Steinchen selbst haben wenig Freude daran.“

Bernhard stimmte zu. Es war gewiß besser, abseits mit ihr zu stehen, während Natalie es als Gewinn betrachtete, in den Verschlingungen und Verkettungen des Tanzes weder Welten noch Frau Hollbrand begegnen zu müssen.

Das Hinauschlüpfen aus der Kette war nicht eben schwer. Auch fand man leicht einen Platz, weil so viele ältere Damen mittanzten. Natalie stieg zu der obersten Sitzreihe empor, von wo aus man das Tanzgetriebe am leichtesten überblicken konnte, und Robert Bernhard stand oder saß abwechselnd neben ihr, immer bloß sie ansehend.

„Wenn der Kotillon aus ist, seien Sie vernünftig und gehen Sie nach Hause,“ riet Natalie. „Vor einer Reise soll man sich ausschlafen.“

„Schlafen kann ich morgen abend genug im Coupé.“

„Folgen Sie und fahren Sie nach Hause,“ mahnte sie. „Ich bleibe auch nicht mehr lang.“

„Erlauben Sie mir, morgen zu Ihnen zu kommen, um Abschied zu nehmen?“ fragte er geradezu.

Natalie schwieg eine Weile. Es war im Grunde ein sehr natürlicher Schritt vorwärts nach all der Vertraulichkeit dieser Ballnacht. Und sie fühlte so freundlich für den jungen Mann.

„Wenn Sie es durchaus wollen, erlaube ich es Ihnen. Aber eine Ballnacht und der Tag darauf, die gleichen sich nicht. Morgen heißt es vernünftig sein.“

„Bin ich Ihnen antipathisch? Oder — lieben Sie den anderen?“

Er hatte noch keine Bemerkung über Belten gemacht, und doch sagte er „den“ anderen.

„Ich liebe „den“ anderen nicht,“ entgegnete sie gleichmütig. „Sie sind mir auch nicht antipathisch. Wie könnten Sie? Sie scheinen ein so guter Mensch. Mit der Zeit würde ich Ihnen wahrscheinlich herzlich gut werden — wie eine ältere Schwester.“

Er ließ dieses Wort ungerügt hingehen, obgleich es ihm nicht gefiel. „Dann gestatten Sie, daß ich morgen komme. Es geschieht auf meine Verantwortung. Keine

Verpflichtung soll Ihnen daraus erwachsen. Ich will nicht sagen, Sie hätten mir Hoffnung gegeben."

Er bat so artig, mit den Augen noch mehr als mit den Lippen.

"Meinetwegen. Vielleicht hilft es. Ich sehe nämlich abscheulich aus nach einem Ball."

"Das kann ich mir denken," meinte Bernhard trocken. „Hastig forschte er nach der Adresse und bat um Angabe der Stunde, zu der er kommen dürfe.

"Nicht vormittags," wehrte Natalie. „Da bin ich noch nicht anzuschauen. Nachmittags, sagen wir um Drei. Paßt Ihnen die Stunde?"

Er nahm lebhaft an, dankbar und erfreut.

Der Rotillon war vorüber. Bernhard ergatterte noch ein Bouquet und brachte es Natalie, damit sie nicht ganz leer ausgehe, dann geleitete er sie an ihren früheren Platz, wo sie ihn rasch verabschiedete: „Adieu! Auf Wiedersehen morgen!"

Er beugte sich über ihren Handschuh und ging dann gehorsam.

Sie sah seine längliche Gestalt sich in ruhiger Haltung durch die Gruppen der Ballgäste dem Ausgange zuwinden, und als sie inmitten anderer Fräulein verschwand, fühlte sie sogar etwas wie ein leises Bangen, als erwache sie aus einem reizenden Traum zu nüchterner Wirklichkeit.

Sie hatte ihr Geschäft nicht gut besorgt heute. Ihr Ziel lag jetzt ferner denn je. Aber sie machte sich nichts daraus. Welten war ihr gründlich verleidet.

Edhof kam heiter, sie zum Souper zu führen, doch Natalie erklärte ihm, nach Hause fahren zu wollen.

Er starrte sie verblüfft an. „Aber gerade in der Tanzpause kann sich noch alles schlichten. Es ist eine Stunde Zeit. Welten wird sich zu uns gesellen — natürlich."

„Entzieh ihn seiner Gesellschaft nur ja nicht!" mahnte

Natalie. „Nein, Papa, ich will kein Souper. Ich fühle mich abgespannt und möchte nach Hause.“

Edhof schüttelte wohl den Kopf, fügte sich jedoch, und da er Belten nirgends erblickte, verließen sie ohne Abschied von ihm den Ballsaal.

„Da muß erst Gras wachsen über dieser Nacht,“ dachte Natalie, „ehe ich ihn wieder in Gnaden annehme.“

Unten vor dem Portal, als sie einen Augenblick auf den Wagen warten mußte, bemerkte sie eine lange Gestalt im Schatten des Vorbaues auf der Straße stehen. Nun war der noch da und hatte gewartet, bis sie wegfuhr!

Von Herrn Edhof ungesehen, nickte sie beim Fortfahren leicht dem jungen Mann zu, der bis auf den Fahrdamm vorgetreten war, um noch einen Blick auf sie zu gewinnen, dann rollte sie durch die Nacht davon, noch die Musik verworren im Kopfe und noch verworrenere Nachempfindungen im Gemüte.

* * *

Sie erwachte mit einem unberechtigten festlichen Gefühl, das sie sich nicht erklären konnte oder wollte.

„Ich bin doch ein rechter Hans im Glück, der sich freut, seinen Goldklumpen los geworden zu sein,“ dachte sie.

Edhof hingegen befand sich, wie er selbst gestand, „in hundsmiserabler Stimmung“, war aber zum Glück dabei mundfaul, so daß er wenigstens nicht brummte.

Die Tante war noch krank; Nesi, die Seele des Hauses, hatte einen Besuch ihres nichtsnutzigen Neffen empfangen, was bei ihr immer Ebbe im Beutel und einen moralischen Kater im Gemüte zurückließ.

Natalie selbst hatte kaum ein wenig physischen Kater. Bläß war sie wohl, und Ringe hatte sie unter den Augen, indessen war sie sich bewußt, daß sie dies nur mäßig entstellte, und daß die Augen, vor denen sie gestern so viel

Gnade gefunden hatte, sich heute nicht enttäuscht von ihr abwenden würden.

Um elf Uhr brachte man ihr ein Körbchen mit eingesehten Weilchen, die das Zimmer süß durchdufteten. Im ersten Moment glaubte sie, es sei von Belten, und suchte nach der Karte. Als sie jedoch keine fand, fühlte sie sich sicher, daß Belten nicht der Spender sei. Es lag nicht in seiner Art, so versöhnlich zu sein. Und besonders schickte er nichts anonym. Der lange Ingenieur hatte sich das geleistet.

Als der Vater zum Mittagessen nach Hause kam und sie auf ihrem Zimmer aufsuchte, machte ihn der Weilchenduft sofort aufmerksam.

„Von Belten natürlich! Siehst du?“ Er sog den Duft tief ein.

Natalie lachte nur hell auf. Der Glaube machte ihren Vater wohlgelaunt, und so sagte sie nichts, denn in schlechter Laune war er ungenießbar.

„Kann ich ein paar haben für mein Knopfloch?“

„Nein, Papa, das geht nicht!“ schlug sie die Bitte ernst ab.

„Du Geizige! Na, nimm dir was, so hast du was!“

Es gelang ihm jedoch nicht, seine Theorie in die Praxis umzusetzen, denn sie wehrte seine Raubversuche ebenso geschickt wie energisch ab. Das verbesserte seine Stimmung noch, und das Mittagsmahl verlief sehr angenehm. Edfhof fand Natalie entzückend. Gerade als ob sie ihn erobern wollte.

„Wenn du mit anderen so wärst! Bei dem alten Papa ist es nicht nötig, der mag dich so auch.“

Nach Tisch giug Natalie ein wenig zur Tante hinüber, der sie vormittags nur einen flüchtigen Besuch abgestattet hatte. Frau Wegelsberg, die Tante, hatte eine eigene Wohnung auf demselben Flur wie Edfhofs inne.

Nun befand sie sich bereits besser und verlangte einen Ballbericht. Die Mitteilung, daß nichts vorgefallen sei, überraschte sie.

„Und ich glaubte sicher, ich würde dir heute gratulieren können!“ sagte sie, sich enttäuscht wieder in die Kissen zurückfallen lassend.

„Wer weiß? Vielleicht ist erst recht Anlaß zum Glückwünschen,“ meinte Natalie achselzuckend.

„Das kannst du selbst nicht denken.“

„Warum? Ich habe doch noch nichts versäumt.“

„Nun ja, gewiß. Aber dein Papa —“

„Ist es für ihn so erfreulich, mich los zu werden?“

Die Tante warf sich auf ihren Kissen hin und her: „Laß mich ganz offen sprechen. Jetzt ist er noch ein recht fester Mann. Wenn du bald heiratest, könnte es sein —“

Natalie sah sie groß an: „Warum hätte er sich dann nicht schon längst wieder verheiratet?“

„Deinetwegen natürlich. Er opfert sich ja nicht gerade übermäßig gern, mein Herr Bruder, und er hätte wohl manches für dich thun können, was er nicht gethan hat. Vielleicht ist er auch nicht ausschließlich deinethalben Witwer geblieben. Er genoß dabei sein Leben weit freier. Nun ist er aber nicht mehr so jung, er kann das Schmetterlingsgefalter ganz gut schon aufgeben. Wenn du ihn verläßt, hat er kein Heim, er kann sich noch recht gut eines gründen. Aber dann lieber früher als später.“

Natalie sah dies ein. Ihrem Vater blühte gewiß noch ein langes Leben, und es kam die Zeit, wo er häuslicher werden würde.

So zerstob für sie die Einbildung, daß es immerhin gewonnene Zeit für ihn sei, wenn sie länger bei ihm bleibe. Es war im Gegenteile verlorene Zeit.

Die Aufwartefrau der Tante meldete nun, daß jemand drüben sei. Natalie konnte sich leicht vorstellen, wer dieser

jemand sei. Sie verließ die Tante daher, um sich in ihre eigene Wohnung zurückzugeben.

Am Rechen der Vorzimmerwand hing ein langer Ueberrock, bei dessen Erblicken Natalie lächelte. Der junge Mann kam ihr eben recht. War er ihr nicht schon gestern als ein Stimmungsverbesserer erschienen? Heute hatte sie einen solchen wieder recht notwendig.

Drinne im Eßzimmer stand die lange Gestalt im schwarzen Anzug vor dem entfernteren Fenster und blickte hinaus. Beim Geräusch der sich öffnenden Thür wandte der Ingenieur sich um, kam rasch auf Natalie zu, verbeugte sich tief und ergriff dann mit einem Aufleuchten im Blick die gebotene Hand, auf die er sich bückte.

So bescheiden, ehrerbietig und so liebevoll zugleich hatte ihr noch niemand die Hand geküßt.

Dann richtete er sich auf und sah sie lange und fest an. Durch und durch.

„Erkennen Sie mich heute wieder? Im Hauskleid und verfatert?“

Er nickte, ohne den Blick von ihr zu wenden.

„Er fängt schon wieder an, mich auswendig zu lernen!“ spottete Natalie. „Wenn Sie mir eben jetzt auf der Straße begegnet wären, in der Winterjacke und mit Hut und Schleier, wer weiß, ob Sie mich erkannt hätten!“

Er wies diesen Zweifel mit einer leichten Handbewegung von sich. „Selbst wenn Sie mir gleichgültig wären, noch in zehn Jahren.“

„Ich möchte nicht darauf schwören. Aber kommen Sie, setzen Sie sich!“

Sie führte ihn nicht in den Salon nebenan, von dem man durch die geraffte Portiere ein Gemisch von Vergoldung, erdbeersfarbigem Plüsch und reseada Atlas gewahrte, sondern zum Teppichsofa, das die Wand zwischen dem Fenster und der Thür zu ihrem Zimmer einnahm.

Bernhard nahm am Fensterende Platz, so daß er das Licht im Rücken hatte, wogegen Natalie in vollster Beleuchtung saß, wenn auch der nicht überhelle Tag nur weißlichgraues Licht durch die Scheiben fallen ließ.

„Warum gingen Sie heute nacht nicht sofort nach Hause?“

„Ich konnte nicht,“ versicherte der junge Mann. „Ich mußte warten, bis Sie fortgefahren waren. Und auch nachher konnte ich nicht gleich heim. Es trieb mich herum, als ob ich einen unserer Motoren verschluckt hätte. Es war eine wunderbare Nacht, der Himmel voller Sterne. Aber schließlich ging ich doch heim und habe sogar geschlafen.“

„Und geträumt?“

„Ich weiß nicht. Ich glaube, ich weckte mich selbst mit einem Ruck, damit ich an Sie denken könne. Gern hätte ich heute früh alles meiner Mutter erzählt, aber das thut ich erst, wenn Sie mir Ihr Jawort gegeben haben. Sonst erfährt sie nie etwas.“

Natalie hörte ihm wie im Traume zu. Es war ihr wieder so verwunderlich zu Mute wie in der Nacht. Solange er nicht da war, war sie kühl und vernünftig, wenn er aber so sprach, wirkte seine Tollheit beinahe ansteckend.

„Sie haben sich also Ihren Anfall nicht ausgeschlafen?“

„Nein,“ sagte er hart. „Heute weiß ich es erst gewiß. Wenn ein Wille zwingend wirken kann, werden Sie meine Frau.“

Sie sah ihn mit lächelndem Erstaunen an. An seiner Willenskraft zweifelte sie heute nicht mehr, man brauchte bloß seine Stirne zu betrachten. Und daß es Strohfeuer sein könne, dachte sie auch nicht mehr. So sehen die Wetterwendischen nicht aus.

„Sie sind so ernst, und doch steckt ein ungeheurer Leichtsin in dem, was Sie da reden,“ tadelte sie. „Ich sagte

es Ihnen schon, Sie wissen ja nicht, was für Fehler ich habe.“

„Daß Sie ein Engel sind, brauch' ich mir gar nicht einzubilden. Es wäre anmaßend, zu verlangen, daß gerade Sie keine Fehler haben sollten.“

„Aber es könnten gerade die sein, die Sie am wenigsten vertragen, am tiefsten verabscheuen. Es ist wirklich mehr als tollkühn, wenn man nur eine einzige Seite eines Wesens kennt, zu sagen: dieses paßt mir ganz.“

„Wenn man einen Menschen lieb hat, nimmt man ihn eben in Bausch und Bogen mit seinem Guten und seinem Bösen. Und das weiß ich, Sie müssen gut und gemütvoll sein. Sonst könnten Sie nicht diese seelische Anmut besitzen. Sie könnten nicht so blicken, nicht so lächeln.“

„Man kann ein liebenswürdiges Naturell haben, und dabei bleibt doch Spielraum für schwere Mängel des Herzens und der Seele,“ sagte Natalie mit einem leisen Furchen der Stirn. Sie liebte die innere Einker nicht übermäßig, sie fand dabei nicht so sehr viel Erfreuliches. War es die Erziehung, das Weltleben, die Verhältnisse? Sie fühlte ihre innere gute Anlage bereits beträchtlich verdunkelt. Wenn sie in sich hineinblickte, gewahrte sie sehr viel Schatten.

Sie glaubte nicht an das Gute, sondern suchte bei jeder That nach eigennütigen Beweggründen und Zwecken; ihr Mitleid war zahm, besaß nur gerade die Kraft, sie das Unglück bedauern zu lassen, ohne sie doch zum Helfen anzuspornen. Eigensüchtig war sie, verstand die Menschen gar nicht, die für ein großes Ziel lebten, nicht bloß für sich selbst. Und besonders besaß sie keine Liebeskraft; an keinem Menschen hing sie mit allen Fasern ihres Herzens.

Sie hatte dies alles ungefähr laut bekannt und setzte hinzu: „Ich sage Ihnen das nicht, weil ich Vergnügen an der Zerknirschung verspüre, ich mache mich auch nicht aus Koketterie schlecht, damit Sie besser von mir denken. Nein,

in diesem Moment wenigstens bin ich ehrlich. Ich fühle nur, daß meine Seele alt und zermürbt ist im Vergleich mit der Ihrigen, die, jung und frisch, eine Schwungkraft besitzt, die mich in Erstaunen setzt."

"Jung und frisch? Nun, meinetwegen!" lächelte Bernhard. "Ich bin eben ein Glückspilz, dem noch nichts schief gegangen ist. Ich hatte keine Ursache, skeptisch und mißtrauisch zu werden. Jetzt, jetzt freilich" — er blickte sie zweifelnd an — "jetzt kann es mir geschehen, daß mir der höchste Wunsch versagt wird."

"Was machen Sie dann?"

"Ich weiß nicht, was ich dann thäte. Verbittern ließe ich mich nicht. Ich würde Ihnen nicht einmal grollen, denn der Fehler läge doch an mir, weil ich Sie nicht zu gewinnen verstand."

Er senkte den Kopf und blickte vor sich hin, dann sprang er plötzlich auf.

"Aber noch ist es nicht so weit. Noch gehören Sie keinem anderen. Ich will mich in diese Hoffnungslosigkeit gar nicht hineindenken. Es ist unfruchtbar, einen künftigen Schmerz vorauszunehmen. Und mir diese einzige Stunde verderben? Nein!"

Er lehnte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und blickte entschlossen zu Natalie hinüber.

"Ich habe aber auch nur diese eine Stunde, um vernünftig und offen mit Ihnen zu sprechen," sagte Natalie, gleichfalls aufstehend und zu ihm tretend. "Ich bin ein Weltkind. Nicht nur, daß ich keinen Geschmack an der Armut finde, ich bin auch gar keine Frau für einen Mann mit geringen Mitteln. Es sieht bei uns nicht aus wie bei Fürsten, aber verwöhnt bin ich doch wie eine Prinzessin. Die Resi ist schon fünfzehn Jahre bei uns und besorgt das Hauswesen ganz allein. Nur kommandieren darf ich, und wenn sie grade will, folgt sie sogar. Aber

etwas anrühren? Ein Staubtuch in die Hand nehmen? Das darf ich nicht. Sie ist eitler auf meine Hände als ich selbst."

Sie zeigte lächelnd ihre schlanken weißen Hände. Der junge Mann nahm sie rasch in die feinigsten und streichelte sie bewundernd, bis sie ihm sie entzog.

"Ja, hübsch sind sie," gestand Natalie lachend, „aber arbeiten können sie nichts. Nur Klavierspielen, malen und dergleichen. Keine Suppe kochen, keinen Strumpf stricken. Könnten Sie denn ein solches Mädchen brauchen?"

"Ja," beharrte er verstockt. Sein Blick fiel auf ein Bild von ihr, das in einem Rahmen von venetianischer Mosaik auf dem Aufsatz des Dekorationssofas stand. Ein Bild in einem reizenden Ballkleid mit bloßen Schultern und kokettem Lächeln.

"Schenken Sie mir ein solches Bild," bat er.

"Nein, das nicht, ein anderes."

Sie ging nach links in ihr Zimmer. Da entdeckte sie die Beilchen auf dem Tisch.

"Ich hab' Ihnen noch gar nicht gedankt," rief sie hinein.

"Wofür?"

"Für die Beilchen. Da stehen sie."

Die Thür war offen, so daß er von seinem Standpunkt aus einen Teil des Zimmers sah. Die Garnitur aus mattgrünem Stoff stand gerade gegenüber der Thür an der Längswand des Zimmers, und auf dem Tische vor dem Sofa konnte er den Beilchenkorb erblicken.

Sie nahm aus dem Spiegelschrank links neben der Thür die Photographiekassette, die nicht leicht war, und da er sie diese nach dem Tisch tragen sah, machte er unwillkürlich ein paar Schritte vorwärts, um ihr die Last abzunehmen.

"Stellen Sie sie nur hierher. Sonst darf kein männliches Wesen herein, wissen Sie?"

Er blickte sich um und begriff, wo er stand. Die lichten matten Holzmöbel gaben dem Zimmer ein ausgesprochenes Mädchenstubengepräge. Das weiche, satte und doch stumpfe Blau der Vorhänge stimmte fein zu dem Graugrün des Möbelfstoffes und zu dem Holzton, und der ganze Eindruck des Zimmers that den Sinnen wohl. Ein dämpfender, beschwichtigender Zauber umfing den Eintretenden.

Um so harmonischer wirkte der Raum, als der spielerische Land, mit dem sonst junge Mädchen wohl ihr Zimmer anfüllen, hier gänzlich fehlte.

Robert Bernhard war zu bescheiden, um sich hier recht umzusehen, aber es ward ihm so wohl zu Mute in diesem Raum, der ihr Leben umrahmte. Einen Augenblick dachte er nicht mehr an das Bild, allein Natalie öffnete die Kassette und fing an, in den Photographien zu kramen.

Sie hatte reizende Bilder. Es war, als ob die Photographen darin gewetteifert hätten, ihrer Schönheit gerecht zu werden.

Der junge Ingenieur wählte selbst eins aus, ein einfaches Bildchen in einer schlichten Bluse. Es war das Bild, das ihr am meisten glich.

Nun sollte sie auch etwas drauffschreiben. Sie ging zu ihrem zierlichen Damenschreibtisch in der Fensterede und schrieb lächelnd ein paar Worte.

Er las über ihre Schulter: „Zur stummen Reisebegleitung. Natalie.“ Und das Datum. Mit einer kühnen, schlanken, feinen Schrift.

„Da haben Sie selbst noch einen Fehler von mir, den ich selbst erst heute entdecke. Ich bin inkonsequent. Da rede ich Ihnen zu und wünsche, daß Sie mich schleunigst wieder vergessen, und dabei schenke ich Ihnen ein Bild. Ueberhaupt sollte ich zu Ihrem Besten sehr schroff und ablehnend gegen Sie sein und bin es noch niemand gegenüber so wenig gewesen. Das macht: Sie sind in einem

Augenblick in mein Leben getreten, wo ich nicht ich selbst war.“

„Im Gegenteil. Wo Sie es vielleicht mehr waren denn je,“ behauptete er fest. „Machen Sie sich nur keine Vorwürfe! Die Strenge hätte Ihnen auch nichts genützt.“

Er steckte das Bild in seine Briefftasche.

„Ist sonst niemand darin?“ fragte Natalie.

„Doch!“ Er zog die Tasche wieder heraus und öffnete sie. Zwei Bilder waren da einander gegenüber eingefügt, offenbar seine Eltern. Die Mutter ein stolzes, herbes und doch weiches Frauengesicht, der Vater ein Charakterkopf, bei dessen Erblicken Natalie lachend ausrief: „Gott, wie englisch!“

Robert Bernhard lächelte. „Kennen Sie viele Engländer?“ fragte er, die Briefftasche wieder einsteckend.

„Genug! Papas Geschäftsfreunde sind es zumeist.“

„Und Sie sprechen gut englisch?“

„Natürlich. Ich habe zehn Jahre eine Engländerin gehabt.“

„Das ist schön! Das kann ich brauchen!“ lobte er.

Sie lachte: „Und Sie?“

„Ich spreche gut genug englisch, um mich drüben verständlich zu machen,“ erklärte er leicht hin.

Die kleine Standuhr auf dem Aufsatz ihres Schreibtisches schlug Bier. Der junge Mann blickte beinahe feindselig hinüber.

„Ja, jetzt nützt es nichts mehr,“ sagte er zögernd; „durch kein Zureden weicht der Zeiger zurück. Ich muß gehen.“

Es dämmerte schon stark. Zusehend sanken sich Schatten auf das freundliche Zimmer. Noch einmal blickte der Ingenieur um sich, dann erhob er sich. In seinem Blick lag Unruhe, und sein ganzes Wesen zeigte eine verhaltene Bewegung. Er brauchte Natalie nicht zu sagen, daß er sich

schwer losriß. Zaudernd, mit dem Gefühl ringend, das ihn bestürmte, blickte er auf sie herab.

Natalie lächelte ihm beruhigend zu. „Sie kommen ja zurück,“ tröstete sie. „Und bald, nicht wahr?“

„Ja, wenn ich wüßte, daß ich Sie so wiederfinde, wie ich Sie verlasse. Aber wenn ich wiederkehre —“

„Es wäre der beste Fall,“ sagte die weltliche junge Dame aus ihr heraus, „wenn Sie mich verheiratet wiederfänden.“

Er trat von ihr weg, zu Boden blickend, mit einem so finsternen Gesicht, daß sie rasch hinzusetzte: „Es wird ja nicht sein.“

„Wird es nicht sein?“ rief er mit einem Aufflammen im Auge. „Ich habe kein Recht, es zu verlangen. Aber wenn Sie nur versprechen wollten, daß Sie sich in meiner Abwesenheit nicht — verloben. Sechs Wochen oder zwei Monate —“

Diesmal trat Natalie zurück, als hätte sich der Boden vor ihr aufgethan. Schritt um Schritt war sie in diese Kinderei hineingetappt, und sie sah erst in diesem Augenblick ein, wohin das führte. Es war zwar nicht wahrscheinlich, daß Welten in der nächsten Zeit um sie anhalten würde, aber sie wollte sich doch nicht binden. Bernhard wartete vergebens auf das Wort, das nicht kam.

„Aber schreiben dürfen Sie mir, wenn Sie angekommen sind. Leben Sie wohl!“ Sie gab ihm die Hand, auf die er einen Augenblick seine Lippen drückte.

„Sie schreiben mir auch? Ja?“ bat er. „Noch nach Hamburg! Bitte!“ Und als sie dies versprach: „Geben Sie recht acht auf den Vallen und auf dem Eise, damit Sie sich nicht erkälten.“

„Ja, ja, was hab' ich denn früher gethan, als ich noch keinen solchen Mentor hatte? Also eislaufen und tanzen darf ich doch?“

„Gewiß. Wenn Sie nur auch — zuweilen — eine Minute an mich denken.“

„Soll pünktlich besorgt werden,“ scherzte sie.

Er stand noch eine Minute und starrte sie an. Dann ließ er ihre Hand los, die er krampfhaft gehalten hatte, rannte mehr, als er ging, ins Vorzimmer und riß seinen Rock vom Nagel.

Natalie stand dabei, wie er das weiße Halstuch umlegte, auf dem die Mutter bestand, wie er sagte, und den Rock zuknöpfte.

Sie bemerkte seinen starren Gesichtsausdruck, der von männlich unterdrücktem Schmerz sprach.

„Gott, Gott!“ sagte sie und hob die Hände. „Und dabei sind es noch nicht einmal vierundzwanzig Stunden! Gestern um diese Zeit haben Sie noch nichts von mir gewußt. Bedenken Sie das!“

„Das ändert gar nichts, wenn ich es auch bedenke. Eine Minute verändert das Leben. Immer sind es nur die Minuten, die die Umwälzungen bringen. Und diese Minute gestern, in der ich Sie erblickte, war entscheidend.“

Sie standen jetzt an der Außenthür. Ihre Hand ruhte wieder in der seinigen, die eiskalt war. Er blickte sie stumm an, als wolle er noch einmal ihre Züge in sich aufnehmen.

Und plötzlich, ganz unwillkürlich dem inneren Anstoß folgend, weil sein Anblick ihr weh that und sie trieb, seinen Trennungsschmerz zu lindern, sagte Natalie: „Nein, mit dem Gesicht sollen Sie nicht auf die Reise. Gott weiß, was für Dummheiten Sie machen würden. Sie sollen keine Unruhe spüren. Ich werde nicht heiraten, mich nicht verloben während Ihres Fernseins.“

Seitlich von dem breiten Vorzimmerfenster fiel das Licht auf ihn, und sie konnte beobachten, wie sein Gesichtsausdruck sich verwandelte.

„Danke!“ flüsterte er. „Danke!“ Er drückte ihre Hand fester an sich und legte rasch einen Arm um ihre Schultern. Wie um eine Stelle zu suchen, wo er sie küssen konnte, ohne sie zu belästigen, zog er sie an sich und drückte seinen Mund auf ihr Schläfenhaar. Im nächsten Moment hatte er sie losgelassen und war hinaus, und Natalie stand allein im Vorzimmer, wie betäubt.

Was hatte sie da gethan? Bloß um den guten Jungen zu beruhigen, weil er so unglücklich aussah, hatte sie sich gebunden! Was nun?

Ihre Betroffenheit dauerte nur einen Augenblick. Dann hob sie den Kopf entschlossen: „Ich hab's versprochen und ich werde es halten.“

Es war ihr im Grunde selbst leichter zu Mute, jetzt wenigstens für Monate hinaus zu wissen, was sie nicht thun würde.

Als sie abends dem Vater gegenüber saß, empfand sie sehr deutlich, was ein schlechtes Gewissen heißt. Edhof fing immer wieder von Belten an, und sie konnte ihre Gedanken nicht bei diesem Gegenstand erhalten. Selbst ihr Groll gegen Belten und seine gestrigen Verstöße hatte keine rechte Kraft, und sie drückte sich darüber so zahm aus, daß ihr Vater sie auf dem besten Wege glaubte.

Nach unruhig verbrachter Nacht — der tiefe Schlaf, der sonst nach Ballnächten kam, hatte sich nicht einstellen wollen — brachte ihr Resi einen Brief von unbekannter Handschrift, die sie doch gut zu kennen glaubte.

„Teures Fräulein! Ehe ich reise, noch tiefen Dank für Ihr Versprechen. Sie haben mir mehr damit gegeben, als Sie zu geben gedachten. Aber jetzt lästern Sie sich noch und sagen Sie, Sie sind nicht gut! Haben Sie es denn nicht aus reiner Güte gethan? Ich weiß das und folgere nicht mehr daraus, als Sie zugestehen wollten. Eine Galgenfrist ist es darum doch. Verzeihen Sie mir auch meine

letzte Verwegenheit, und bitte, bitte, nehmen Sie Ihr Versprechen, mir auch zu schreiben, nicht zurück. Nicht wahr? Noch nach Hamburg eine einzige Zeile

Ihrem dankbaren

Robert."

Unten stand der Name des Hotels, und auch ein kleines Bild von sich hatte er beigelegt, so ganz er selbst, daß es zum Lachen war.

Sie suchte einen Platz dafür, zur Hand und doch versteckt. So kam sie darauf, es hinter ein anderes Bild zu stecken, das unter einer Glasplatte auf ihrem Schreibtische stand. Das Bild einer Freundin im Pierrettenkostüm. Dahinter war „er“ sicher.

Später am Vormittag fand sie, daß sie nichts zu thun habe, und aus bloßer Langeweile setzte sie sich an den Schreibtisch, nahm einen Bogen ihres feinen mattgrünen Briefpapiers und schrieb ein paar Zeilen an Herrn Robert Bernhard, Centralhotel in Hamburg.

Sie sollten bloß neckisch sein, doch es mengte sich unversehens auch der Gemütston hinein. Daß entsprang dem Bewußtsein, daß sie niemand hatte, mit dem sie von inneren Zuständen sprechen konnte. Weder die Tante, noch der Vater vermochten oder liebten es, sich in die Seele eines anderen zu versehen.

Wenn sie Belten heiratete, würde sich daran nicht viel ändern. Der kümmerte sich auch immer nur um seine eigene Gemütsverfassung.

* * *

„Die Beilchen waren ja gar nicht von Belten,“ verkündigte Herr Eckhof in den nächsten Tagen unwirsch. „Es war recht unklug von dir, mich da so hineinspringen zu lassen. Was brauchste er zu wissen, daß du von einem anderen Blumen bekommst? Wer mag das nur gewesen sein? Der lange Schlagetot, der dir nicht vom Leibe wich?“

Sie suchte die Achseln, und er verlangte keine genauere Antwort.

Täglich bekam sie jetzt ein langes Schreiben. Das erste aus Berlin, die nächsten aus Hamburg, alle voll warmen Dankes und bescheidener Verehrung und auch voll Bitten, ihm bald nach Amerika zu schreiben, so daß er den Brief sofort nach seiner Ankunft erhalte.

Und Natalie ließ sich bewegen und schrieb ihm.

Mit Robert Bernhards Einschiffung in Hamburg endigte natürlich vorläufig der Briefwechsel, und ein mehrwöchentliches Verstummen trat ein. Sie hatte Zeit, sich zu besinnen und zu erkalten.

Edthofs hatten jeden ersten und dritten Montag des Monats ihren Empfangsabend. An dem ersten, der nach dem Balle fiel, war Belten nicht gekommen; für den zweiten ließ Herr Edthof es sich angelegen sein, ihn ganz besonders aufzufordern, so daß er nicht umhin konnte, zu erscheinen.

Natalien wurde eingeschärft, nur ja recht freundlich zu sein. Sie versprach es gleichmütig.

Als Edthof vor Ankunft der Besuche das Aussehen seiner Tochter beaugenscheinigte, nickte er zufrieden. Sie sah wunderschön aus. Was der Mann sonst noch wollte?

Er fand auch später an ihrem Benehmen nichts auszusetzen. Sie war wirklich liebenswürdig. Er konnte nicht wissen, daß gerade das heute jeden Zwang von Nataliens Wesen nahm, daß sie sich frei wußte von Heiratsgedanken. Sie wollte jetzt siegen, nicht erobern.

Der Umgang mit Menschen wie Belten, die man behandeln muß wie ein rohes Ei, ist eine schwere Nervenprüfung. Heute aber, dank jenem Versprechen, das der blonde Junge ihr abgelockt hatte, brauchte sie sich den Kopf nicht darüber zu zerbrechen, was Belten angenehm oder nicht an-

genehm berühren würde, das gab ihr eine innere Ueberlegenheit, die sich in ihrem Benehmen äußerte.

Sicher erscheint der Mensch im besten Licht, wenn er sich nicht Mühe giebt, so zu erscheinen, und Nataliens Laune wirkte an diesem Nachmittag denn auch bezaubernd. Aber gerade dies war nicht geeignet, Belsten zu befriedigen. Er hatte sich eine Art von reuiger Sünderin vorgestellt.

Schon wieder war sie anders, als er erwartet hatte. Er sah eine neue Persönlichkeit vor sich und rätselte unbefriedigt an ihr herum.

Als er sich entfernte, begleitete Natalie ihn ins Wohnzimmer.

„Wie stehen wir eigentlich miteinander?“ fragte er, als sie ihm zum Abschied die Hand reichte.

„Sie meinen?“ Sie zog ihre Hand zurück.

„Das war doch neulich ein stummer Krieg.“

„Sie führen einen stummen Krieg,“ entgegnete sie leichtthin.

„Ach, ich bin es, der angefangen hat?“

„Nun, ich vielleicht?“

Er konnte unmöglich in gutem Glauben sprechen, aber er gehörte nun einmal zu den Menschen, bei denen es nicht aus dem Walde zurückhallen soll, wie sie hineintrufen.

„Lassen wir das!“ riet sie. „Schließen wir Waffenstillstand.“

„Meinetwegen, Waffenstillstand, denn Frieden wollen Sie, wie es scheint, gar nicht.“

Er empfahl sich mit vieler Würde.

„Nun?“ fragte Eckhof, als sie zurückkehrte. „Du hast ihn doch hoffentlich nicht wieder froissiert?“

„Froissiert“ war ein Wort, das Herr Eckhof gern benützte. Natalie hingegen konnte es nicht leiden, und so zuckte sie bloß die Achseln.

Bald nachher bekam sie ein Paket Schriften aus New York. Robert Bernhard hatte, wie sich zeigte, während der Ueberfahrt ein Tagebuch gehalten, worin er das Leben und Treiben auf dem Schiffe beschrieb. Von der Abfahrt an fand sich hier alles: Wind und Wetter, die Tageseinteilung und die kleinen Ereignisse, das Schiffspersonal und die Gesellschaft, Stimmungen und Beobachtungen, alles mit Gemüt und trockenem Humor wiedergegeben.

Es war eigentlich ein reizendes kleines Buch, das sich da angesammelt hatte, und als Natalie es empfing, war ihr, als habe sie die Reise mit ihm gemacht. Den Schluß bildete ein lebhafter und warmer Dank für diejenige, die durch ihre Großherzigkeit entfernt hatte, was seine Geistesfreiheit beeinträchtigt haben würde. Er schilderte ihr den Gemütszustand, in dem er die Reise angetreten hätte, ohne jenes Versprechen.

„Ich hätte nichts gesehen und gehört, gemerkt oder beobachtet, nicht die Stimmung des Augenblicks erfasst, sondern die meinige wie einen Schatten über alles gebreitet. Blind und taub wäre ich dahingefahren, denn vor allem gehört zur Aufnahmefähigkeit ein gewisses inneres Gleichgewicht. Wenn Unruhe die Seele beherrscht, gleiten die äußeren Einwirkungen spurlos ab, und die Frische und Kraft der Eindrücke ist dahin. Daß ich meine Reisebilder mit empfänglichem Gemüt aufnehmen konnte, danke ich also Ihnen. Wenn ich auch noch keine Hoffnung für die Zukunft zu hegen wage, und Sie vollkommen freie Herrin Ihres Entschlusses bleiben, so haben Sie mir doch bereits so unendlich viel gegeben, daß ich Ihnen ewig dankbar sein muß.“

Nach diesem Paket kamen die langen Briefe wieder beinahe täglich.

Einen davon übergab der Briefträger einmal Herrn Edhof selbst, und dieser trug ihn zu seiner Tochter hinein,

verwundert fragend: „Seit wann korrespondierst du denn mit Amerika?“

„Wie du siehst, korrespondiert Amerika mit mir,“ entgegnete Natalie gelassen. Sie sah sich jedoch genötigt, dem Vater Auskunft zu geben, wer ihr aus New York schrieb.

„Das merkte ich damals gleich,“ meinte er, „daß es den tüchtig gepackt hat. Aber solchem unreifen Jüngling hättest du gar nicht erlauben sollen, dir zu schreiben.“

„Da läßt sich nichts machen. Gegen den Briefträger ist man wehrlos.“

Der unreife Jüngling! Es waren denn doch nicht die Briefe eines solchen. Von seiner Liebe kam fast nichts darin vor. Jetzt schilderte er das Getriebe der Großstadt. Auch von seinen geschäftlichen Angelegenheiten schrieb er, deutlich und bündig, damit sie auch in dieser Weise theilhaben an dem, was ihn betraf. Er fand in diesen Berichten den richtigen Mittelweg zwischen falscher Bescheidenheit und Selbstlob in seiner jugendlichen Freude am Erzielten.

Sie lernte ihn auf diese Weise besser kennen als im persönlichen Verkehr, denn sie sah ihn an der Arbeit, im Umgang mit den Menschen, in Verhältnissen, wo er auf sich selbst und die Hilfsmittel seines Geistes und Charakters gestellt war.

Er sprach mit solcher Kraft aus diesen Blättern zu ihr, daß sie sie manchmal ganz ärgerlich weglegte. „Man sollte das gar nicht lesen! Der Junge verführt einen über die halbe Erbkugel hinweg.“

Sie hatte ihm auf seinen langen Reisebericht einen sehr netten Brief geschrieben, weil es einfach gar nicht anders ging, und in der Antwort wurde er denn auch sofort keder und wärmer.

Zum erstenmal gestattete er sich die Ueberschrift: „Teuerstes Fräulein!“ und sprach von seiner Sehnsucht nach ihr, wie sie ihn auf Schritt und Tritt begleite, in

seinen Geschäften jedoch nicht hindere, sondern klärend und erleuchtend auf seine Ideen wirke. —

Unterdessen machte die Sache mit Belten keinen Schritt vorwärts. Man traf sich hie und da und that ganz freundlich miteinander. Natalie schien weniger hochfahrend, und Belten nicht mehr verlegt, aber jedes beharrte auf seiner Stellung, und Herr Echhof wurde schließlich ganz nervös dabei.

Er wußte sich kein klügeres Mittel, als Belten herauszustreichen, womit er zu Nataliens heimlichem Ergötzen einen Akt besonderer Selbstlosigkeit beging, denn Belten, das wußte sie, liebte den Papa nicht. Dieser als ausnehmend lebenswürdiger Mensch hätte den Gedanken nie gefaßt, daß jemand ihn nicht möge und gar einer, für den er alle bethörenden Register seines Wesens zog. Beltens Abneigung hatte jedoch eine doppelte Grundlage: er, der bei aller Selbstliebe und gerade wegen dieser sich mit allerlei Dingen quälte, empfand einen heimlichen Neid auf diese glückliche Natur, die unerquicklichen Gefühlen mit Meisterschaft aus dem Wege zu gehen verstand. Und dann sah Belten in Echhof den Mann, der an seinem Zwiespalt schuld war. Hätte er für eine Mitgift seiner Tochter gesorgt, so brauchte er von einem anderen Manne kein Opfer zu fordern.

Die Ungebuld Echhofs in dieser Heiratsgeschichte brachte Natalie zur Ueberzeugung, daß die Tante richtig vermutet hatte. Es handelte sich dabei nicht um sie, sondern um ihn. Um seinetwillen sollte sie bald heiraten. Aber mußte es deshalb Belten sein?

Nesi wurde nun häufig damit überrascht, daß das Fräulein anfang, sich mehr um die Wirtschaft zu kümmern. Man konnte nicht mehr ins Zimmer treten, ohne sie mit Aufräumen beschäftigt anzutreffen; sie studierte angelegentlich das Haushaltungsbuch, und als sie gar in der Küche erschien, um sich am Kochen zu beteiligen, kannte Nesis Erstaunen keine Grenzen mehr.

Außerdem begab sie sich zu einer ehemaligen Schulfreundin, die eine Anstalt für Schnittzeichnen und Kleidermachen besaß, um bei ihr die Elemente der Bekleidungskunst zu erlernen. An einem Regentag arbeitete sie sich eigenhändig einen älteren Hut um, was ihr so gut gelang, daß die Tante ihn für ein Erzeugnis der Modistin hielt.

Bei alledem folgte Natalie keiner bestimmten Absicht, sondern sie ließ alles im Dunkeln. Nur das eine war ihr klar, daß ihr Erziehungssystem zu den Mitteln, über die sie einst verfügen sollte, in keinem Verhältnis gestanden hatte. Wenn man einem Kinde kein Vermögen geben kann, muß man es wenigstens in der Kunst unterrichten, es zu entbehren, nicht sich darauf verlassen, daß ein anderer es ihm geben würde.

Und Kochen und Nähen war im ganzen nicht so schrecklich langweilig, wie sie gedacht hatte. Es kam nur darauf an, in welcher Stimmung man es that.

So vollkommen ließ sich das Geheimnis nicht bewahren, daß Edhof nicht gemerkt hätte, seine Tochter fange an, sich ernstlicher auf den Hausfrauenberuf vorzubereiten. Leider aber verstand sie es noch immer nicht, die entscheidende Wendung herbeizuführen.

Dabei wurde Natalie von Tag zu Tag schöner. Nicht daß sie so gut ausgesehen hätte, was man landläufig so nennt. Sie war eher blaß, und das Gesicht schmal. Allein sie hatte an Ausdruck und Beseeltheit gewonnen. Ihre Augen strahlten ein eigenes Licht aus, und ihr Wesen schien derart beschwingt, daß es dem Vater oft auffiel.

Jede Gelegenheit, sie der staunenden Menschheit vorzuführen, war ihm immer erwünscht gewesen, und er nahm deshalb gern an, als ein Freund ihn einlud, abends mit seiner Tochter in seine Gründerloge ins Theater zu kommen. Ueberdies war es eine Premiere, und er wußte, daß Belten die Premieren zu besuchen pflegte.

Belten befand sich wirklich im Parkett und war danach in der Lage, zu beurteilen, wie sehr Natalie die Blicke auf sich zog.

Er kam in den Zwischenakten ins Foyer herauf, um Edhofs zu begrüßen und sich mit ihnen zu unterhalten. Edhof meinte, er habe irgend etwas auf der Seele liegen, weil er ungewöhnlich ernst aussehe. Natalie dagegen empfand mit feinem Instinkt die Ursache dieses Ernstes. Sie wußte, nie noch hatte sie einen solchen Eindruck auf Belten gemacht. Menschen wie er müssen immer vergleichen. Und dies war hier leichter als im Ballsaal und fiel ungleich mehr zu ihren Gunsten aus als dort.

Vielleicht sagte er sich heute zum erstenmal, daß er unrecht gehabt hatte, von Natalien ein Entgegenkommen zu fordern, wie nur rücksichtslose Männerjägerinnen es zeigen, und daß solche Ware wie sie sich dem Käufer nicht aufzudrängen braucht.

Er blickte sie heute so eigentümlich an, als seien ihm plötzlich die Augen aufgegangen. Indessen, was macht das? Er trat immer wieder zwei Schritte zurück, wenn er einen vorgethan hatte.

Um so betroffener war sie, als sie des anderen Tages gegen Mittag zu ihrem Vater hineingebeten wurde. Edhofs Gesicht strahlte so ausdrucksvoll, daß sie sofort alles wußte, noch ehe sie einen Blick auf Belten geworfen hatte, der neben dem Schreibtisch saß und sich bei ihrem Eintritt gemessen erhob.

„Ich brauche dir vielleicht nicht zu sagen, mein Kind,“ begann Edhof lächelnd, „was Herr Belten hier sucht. Junge Mädchen haben ihre eigenen Fühlhörner, mit denen sie derlei erraten. — Nun, nun, was ist?“ rief er plötzlich erschrocken, denn seine Tochter war so bleich geworden, daß er fürchtete, sie werde ohnmächtig.

Belten warorgetreten und griff nach ihrer Hand, aber

ehe er noch ein Wort sprechen konnte, erhob sie die ihrige abwehrend, und der zuversichtliche Freier, der mit der Möglichkeit einer Ablehnung gar nicht gerechnet hatte, erleichte nun seinerseits, denn er las es ihr vom Gesicht ab, daß sie im Begriff stand, nein zu sagen.

Herr Eckhof sagte nicht so schnell. „Die freudige Ueberraschung,“ entgegnete er, „wird —“

„Freudige Ueberraschung nennen Sie das?“ fragte Belten bitter. „Sie kennen doch Ihre Tochter? Sehen Sie sie doch an!“

„Was?“ stammelte Herr Eckhof.

Beide Männer starrten Natalie an, aber gerade diese Blicke gaben ihr ihre Haltung zurück.

„Sie sehen, wie peinlich es mir ist,“ begann sie, sich zu Belten wendend. „Aber daran läßt sich nichts mehr ändern. Ich bin in der letzten Zeit zu der Einsicht gekommen, daß es mir nicht möglich ist, Ihre Frau zu werden.“

„Erlaube mir, Natalie,“ fiel Eckhof ein.

Belten wandte sich sofort scharf gegen ihn. „Lassen Sie doch das Fräulein sich äußern!“

„Es hat nämlich eine Zeit gegeben, wo ich ja gesagt hätte,“ fuhr Natalie fort. „Aber alles, was geschehen soll, muß zu einem bestimmten Zeitpunkt geschehen, nicht früher, nicht später. Sie haben den Moment versäumt. Ich mache Ihnen daraus keinen Vorwurf,“ setzte sie hastig hinzu, „es ist vermutlich besser so — für beide Teile.“

Belten stand starr. Daß es ihr unangenehm war, konnte man leicht sehen. Sie triumphierte nicht. Aber was hatte er davon?

Eckhof konnte sich nicht länger halten: „Natalie, was thust du, du wirfst doch nicht —“

Bittend hob Natalie die Hände zu ihm: „Das ist eine Sache zwischen mir und dem Herrn Belten, Papa. Ich

muß doch mein Inneres kennen. Damit wäre Ihnen wenig gedient — nicht wahr? wenn ich Sie der Versorgung wegen nähme?“

Herr Edfhof zuckte innerlich. Natalie hatte dies so vertrauensvoll gesagt, daß in Belten ein rasendes Bedauern aufstieg. Jetzt erst fand er sie recht reizend, und nun war es vorbei. Er hatte sie falsch beurteilt, es war ihr um keinen vorteilhaften Handel zu thun gewesen, und darum schien ihm nun sein mißtrauisches Zögern sinnlos.

„Es ist also ein anderer dazwischen gekommen?“

Sie widersprach nicht.

„Aber da läßt man einen Mann doch nicht so hineinrennen! Man warnt ihn doch!“ rief er mit bebenden Lippen.

„Warnen? Wie konnte ich denken, daß es dessen bedürfte?“ fragte Natalie. „Seit mehreren Monaten hatten Sie sich von uns zurückgezogen. Ich mußte denken, Sie hätten jeden Gedanken an mich aufgegeben. Welche Veranlassung hätte zu einer Warnung, wie Sie sagen, vorgelegen?“

Das war so wahr, daß er schweigen mußte, und in die Pause stürzte sich Herr Edfhof wie in eine Bresche.

„Ein anderer?“ rief er aufgeregt. „Ich weiß von keinem anderen. Wo sollte der herkommen? Es nähert sich ihr doch kein Mensch, und aus der Entfernung —“

Er stockte plötzlich. Wie ein Blitz schlug eine Idee in seinem Kopfe ein, so daß er nicht weitersprechen konnte.

„Gönnen Sie ihr Zeit zur Einsicht,“ wandte er sich an Belten. „Ich werde ihr den Kopf schon zurecht setzen.“

„Das können Sie halten, wie Sie wollen,“ entgegnete Belten schroff. „Auf Intervention zu meinen Gunsten verzichte ich jedoch. So schlimm steht es denn doch nicht um mich, daß ich eine junge Dame nur durch väterliche Einwirkung gewinnen kann. Und jetzt will ich die Herr-

schaften nicht länger stören in ihrer weiteren Auseinandersetzung."

Er verbeugte sich steif und ging zur Thür. Eckhof stürzte ihm nach, und Natalie hörte noch, wie er sich draußen in Beschwichtigungsversuchen erging.

Langsam begab sie sich in ihr Zimmer zurück. Merkwürdig, welchen Weg sie doch gegangen war in den letzten Monaten! Und sie war ganz ruhig. Denn sie hatte so handeln müssen.

Als Eckhof seine Tochter in ihrem Zimmer aufsuchte, hatte er seine Haltung bereits geändert. Die Rolle des grollenden Wüterichs stand ihm nicht, sein Zorn verrauchte rasch, und er sah ein, daß mit Heftigkeit hier nichts zu richten sei. Niedergeschlagen und mit unglücklicher Miene kam er herein und ließ sich schlaff in einen Sessel fallen.

"Du hast deinem Vater einen harten Schlag versetzt, Natalie, einen harten Schlag." Er nickte wiederholt mit dem Kopfe.

Natalie glaubte ihm das gern. Aber war schon in seinen guten Stunden immer etwas Böse in seinem Wesen, so zeigte sich dies jetzt noch viel deutlicher, und sie konnte seinen Schmerz nicht recht ernst nehmen.

"Nimm es dir nicht zu Herzen, Papa! Wer konnte auch denken, daß Belten auf einmal losplätzen würde?"

"Wäre er doch vor Monaten losgeplatzt!" rief Herr Eckhof. "Damals hättest du ihn genommen, sozusagen mit Handkuß. Was hat sich denn geändert in der Zwischenzeit? Wem zu lieb, um Gottes willen, wem zu lieb stößt du dein Glück von dir?"

"Mein Glück?" Sie zuckte die Achseln. "Ich wäre nicht glücklich geworden mit Belten. Aber du hast recht. Ich hätte ihn genommen damals, ehe ich etwas Besseres kannte."

"Da hört aber doch alles auf!" brach Eckhof los. "Wo

ist das Bessere? Soviel ich auch nachdenke, ich weiß keinen Menschen, auf den meine Vermutung fallen könnte. Die einzige Spur geben mir diese Briefe aus Amerika, denen ich wahrhaftig keine solche Bedeutung zugesprochen hätte. Du belohnst mich schlecht, Natalie, für die Freiheit, die ich dir gelassen habe. Ein Mensch, den du ein einziges Mal gesehen hast!" Er stöhnte schmerzlich auf. „Ein Grünschnabel! Und was sonst noch? Ja, richtig, Maschinist! Großartig!"

„Was willst du, Papa?" entgegnete Natalie mit leisem Beben. „Es ist so. Daß ich dich betrübe, thut mir leid, aber ich konnte den anderen nicht mehr nehmen. Und wenn ich mich in ein bescheidenes Leben schicken muß, ist es meine Sache. Glaube nicht etwa, daß ich einen Zuschuß von dir verlange. Nichts als deine Einwilligung, wenn es einmal so weit sein wird.“

Herr Eckhof sprang auf. „Und das zählt nicht, daß ich meine Tochter, die mein Stolz und meine Freude war, ihr Leben in dieser Weise zu Grunde richten sehe? Ich werde mich nicht mehr unter die Menschen trauen. Nie hast du Dummheiten gemacht, Natalie, aber die giebt aus! Die giebt aus!"

Trotzdem war er schon teilweise beruhigt.

„Vor allem werde ich mich jetzt nach diesem Herrn erkundigen. Maschinenfabrik Morton sagst du? Ja, der Name klingt. Wenn er da nicht das letzte Rad am Wagen wäre! Nun, die nähere Adresse find' ich im Telephonbuch, noch heute fahre ich hinaus. Wann kommt er denn zurück aus Amerika, der junge Herr?"

„Ich weiß es nicht. Jedenfalls bald, er mag schon auf der Heimreise begriffen sein.“

Sie hatte nämlich bereits nahezu vierzehn Tage keine Nachricht mehr von Robert Bernhard. Die letzte enthielt bloß die Mitteilung, daß er wahrscheinlich noch acht bis zehn

Tage in Amerika bleibe und diese Zeit zu einem Abstecher in die nächsten großen Städte benutzen wolle. Aber zu schreiben gedenke er vor seiner Abreise nicht mehr. Und so wußte sie nun nicht einmal, ob und wann er sich eingeschifft habe, und der Umstand befremdete sie.

Warum sollte er gerade in den letzten Tagen keine Zeit für sie finden, wo er doch mitten in der Abwicklung seiner Geschäfte immer Zeit für sie gehabt hatte?

Eckhof schüttelte, als sie ihm dies erklärte, bedenklich den Kopf; während des Mittagessens konnte sich Natalie aber wenigstens davon überzeugen, daß der Verdruß seinen Appetit nicht geschädigt hatte.

Nachmittags verschwand er zur gewöhnlichen Zeit. Da die Tante zu ihrer Tochter gereist war, saß Natalie den ganzen Nachmittag allein. Sie hegte keinerlei Unruhe, es war ihr bloß unangenehm, daß Papa Robert nachforschte. Sie hatte ihm die größte Vorsicht eingeschärft, hoffentlich nicht vergebens. Nun er über den ersten Ruck hinaus war, war für ihren Vater die Sache halb überstanden, denn bei Naturen seines Schlages war der erste Eindruck der heftigste.

Die Hauptsache war für ihn doch nur, daß sie sich überhaupt verheiratete.

Es wurde ziemlich spät am Abend, ehe Eckhof wieder auftauchte, und dann erschrak sie über seine verstörte Miene und seinen unheimlich glänzenden Blick.

„Das kommt davon,“ begann er mit ungewohnter Heftigkeit, „wenn ein Mädchen keine Mutter hat und einen so butterweichen Vater. Schöne Geschichte das! O mein Gott, wie soll ich es ihr nur sagen?“

Wenn er tragisch wurde, das vertrug sie nicht. „Geh, geh, Papa, was ist denn los?“

Er setzte sich nieder und blickte sie starr an. „Armes Kind! Das Lachen wird dir gleich vergehen. Es war schon ziemlich spät, als ich abkommen konnte, die Arbeit

in der Fabrik hatte bereits aufgehört. Das war mir eben recht, denn ich wollte ja meine Erkundigungen möglichst wenig auffällig machen. Ich wandte mich also an einen im Hof der Fabrik stehenden Mann, der, wenn ich nicht irre, das Thor eben schließen wollte. Eine Art Hausmeister oder Wächter. Den fragte ich also, ob Herr Ingenieur Bernhard bald von der Reise zurückkomme.“

„Und er antwortete?“

„Dreimal mußte ich fragen. — „Bernhard? Bernhard? Bernhard? Es giebt keinen Ingenieur Bernhard in der Fabrik Morton. Niemand dieses Namens. Es ist überhaupt kein Ingenieur der Firma verreist. Einer war fort in Belgien, der heißt Müller und ist ein älterer Herr.“ — Gar viel war aus dem mürrischen Menschen überhaupt nicht herauszubringen. Aber so viel steht fest, dein langer Jüngling ist nicht bei der Fabrik Morton und nicht in deren Auftrag nach Amerika gereist.“

„Aber dort ist er!“

„Gott weiß warum!“ rief Eckhof vielsagend.

Natalie suchte ungeduldig die Achseln. „Er hat mir genau von den Geschäften geschrieben, die er dort auszuführen hatte. Solche Details erfindet man sich nicht.“

„Gerade das ist verdächtig. Sonst hätte er vermutlich etwas Besseres gewußt, als dir von Maschinenangelegenheiten zu schreiben. Der Portier meinte schließlich, vor einigen Monaten sei ein Maschinist ausgetreten, ein sehr großer Blonder. Vielleicht meinte ich den. Das wird er wohl sein, deine großartige Eroberung. Heute abend war nichts mehr zu machen, der Direktor und die Subdirektoren — alle fort. Die Chefs selbst sind verreist — in Italien.“

„Ich finde es sehr überflüssig, daß du ihn und uns durch solche Nachforschungen kompromittierst,“ sagte Natalie. „Dahinter steckt nur ein Mißverständnis. Es wird sich alles erklären, wenn er zurückkommt.“

„Wenn er zurückkommt! Er hat sicher die besten Gründe, nicht zurückzukommen,“ versicherte Eckhof bedeutungsvoll.

„Was glaubst du eigentlich? Daß er durchgegangen ist nach Amerika?“ fragte sie hastig.

„Es ist nicht unmöglich. — O, mein unglückseliges Kind!“

„Sei ganz ruhig, Papa! Eher sind wir beide Defraudanten. Hast du dir denn sein Gesicht nicht angesehen?“

„Alle Hochstapler sehen ehrlich aus und haben ein einnehmendes Wesen. Sonst wären sie von vornherein zu dem Geschäfte untauglich.“

Natalie lachte kurz auf. „Hochstapler!“ Sie griff sich mit beiden Händen an die Schläfen. „An dem Menschen ist kein Falsch!“

„Als sein Name!“ ergänzte der Papa spitz.

„Der vielleicht!“ gestand sie tonlos zu.

„Ein falscher Name hat noch nie etwas Gutes bedeutet. Morgen gehe ich zu dem Direktor.“

„Nein, Papa!“ rief Natalie lebhaft. „Morgen nicht! Du unternimmst nichts, ehe er mir nicht wieder ein Lebenszeichen gegeben hat.“

„Da könnten wir lange warten.“

„So warte noch wenigstens acht Tage.“

Eckhof zuckte die Achseln. „Wenn du es wünschest — meinestwegen. Wenn du aber in diesen acht Tagen nichts von ihm hörst, dann setze ich meine Nachforschungen fort. Ich thäte es schon jetzt, wenn etwas dabei zu erzielen wäre. Aber der sitzt in Amerika sicher wie in Abrahams Schoß und läßt nichts mehr von sich hören. Du wirst mir noch kommen und mich bitten, die Sache mit Belten wieder ins Gleiche zu bringen.“

Er erhob sich und ging in sein Zimmer. Im Grunde war er nicht so hoffnungslos. Wenn Natalie jetzt bald zur Einsicht gebracht wurde, in was für eine Sackgasse sie

sich da verrannt hatte, dann konnte noch alles gut werden. Na ja, dazu war der Papa zu brauchen, die mutwillig zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen! —

Natalie verbrachte die Nacht nicht so ruhig, wie sie gehofft hatte. Sie glaubte zwar fest an Robert, fühlte aber doch den Boden unter sich wanken. Daß der Name Bernhard nicht der seinige sei, mußte sie nun annehmen, sonst würde man ihn in der Fabrik gekannt haben. Ihre Unruhe wurde so quälend, daß sie mitten in der Nacht aufstand und die Reisebeschreibung, sowie das Bild Roberts aus dem Schreibtisch holte. Und je länger sie las, desto vollständiger legte sich der Aufruhr ihrer Seele. Alles dies hatte er sich nicht erfunden, so schrieb kein Betrüger. Was immer auch dahinter steckte, aus diesen Augen blickte ein ruhiges Gewissen.

Es blieb ihr zunächst nichts übrig als eine heftige Sehnsucht nach dem Entfernten.

Sie konnte es nicht erwarten, ihn Aug' in Auge zu erblicken, und mußte sich doch darauf gefaßt machen, daß es eine längere Zeit dauern würde.

Ihres Vaters mitleidig sorgende Blicke beim Frühstück machten sie noch nervöser. Mit leisem Auftreten, als sei Natalie eine Schwerkranke, ging er um sie herum. Mittags wiederholte sich das. Schließlich entfernte er sich wie gewöhnlich, um sich ins Kaffeehaus zu begeben, und Natalie kehrte zu dem Fensterstuh in ihrem Zimmer zurück, immer mit demselben Gedanken beschäftigt, wie man sich stets aufs neue versucht fühlt, einen verwickelten Knoten zu lösen.

Plötzlich gegen vier Uhr stieß Resi die Thür auf, die vom Speisezimmer in das Nataliens führte. „Fräulein, der Herr ist wieder da!“

Der Herr? Natalie fuhr verwirrt empor. Welten? Sie erhob sich schwankend und blickte durch die Thür, die Resi halb offen gelassen hatte, in das Speisezimmer hinein.

Dort, nahe vom Eingang stand eine hohe schwarze Gestalt, bei deren Anblick sie einen leisen Ruf ausstieß. Er! Er!

Sie machte einen Schritt vorwärts. Er verbeugte sich stumm. In dem Moment jedoch, als Nesi die Thür hinter sich geschlossen hatte, kam er mit ausgestreckten Händen und einem wahren Freudenlicht in den Augen auf sie zu, die sich kaum rühren konnte. Ehe er noch ihre Hände ergriffen hatte, lag sie aber schon in seinen Armen. Keines von ihnen wußte, wie es geschehen war, aber da lag sie halb lachend, halb schluchzend, und in den nächsten Augenblicken küßte er sie mit stürmischer Wiedersehensfreude zum Ersticken.

„Natalie! Natalie!“ Sie hob den Kopf von seiner Schulter, wo es sie noch immer zwischen Lachen und Weinen geschüttelt hatte, und blickte ihm forschend in die Augen. Er entzog sich diesem Blicke nicht, kam ihm vielmehr entgegen, denn auch ihn drängte es, ihr tief ins Auge zu blicken und dort zu lesen, daß er diesen Empfang nicht der Ueberrumpelung durch den Moment verdanke. Wohl war seine Hoffnung gewachsen mit dem Licht der Tage, aber daß er schon so weit war, hatte er nicht zu ahnen vermocht. Er hatte erst alles daran setzen wollen, um sie zu gewinnen. Daß sie schon gewonnen sei, das hatte er nicht zu hoffen gewagt.

Aus seinen Augen strömte eine wundersame Befriedigung auf sie nieder. Die letzte Sorge, die selbst der treuherzige Blick seines Bildes nicht zum Verstummen gebracht hatte, schwand. Man konnte ihm nicht ins Auge schauen und irgend welche Unruhe hegen.

Welcher Mensch, der etwas auf der Seele gehabt hätte, wäre so glücklich gewesen? Sein ganzes Wesen strahlte Entzücken aus.

„Mein, Natalie! Mein! Und ich, der fürchtete, ich würde

mit einem Handkuß vorlieb nehmen müssen! Wenn ich jetzt noch Fräulein sagen müßte! Ich Esel hab' so gebangt während der Ueberfahrt. Wenn du nicht Wort gehalten hättest! Und ich finde dich so, ich darf dich lieb haben, dich im Arm halten!"

Er wollte sie gar nicht los lassen, aber sie machte sich frei und zog ihn an der Hand nach dem Sofa. „Komm, setz dich und erzähle mir, wieso du auf einmal da bist.“

Vorerst starrte er sie bloß glücklich lächelnd an. Sie nannte ihn du, und das Duwort floß ihr so leicht von den Lippen wie ihm.

„Nicht wahr, das hab' ich schlau gemacht?“ fragte er lachend. „Als ich dir zum letztenmal schrieb, war ich schon nahe daran, mich einzuschiffen, und ich wäre auch schon längst zurück, wenn sich die Ueberfahrt nicht durch Sturm verzögert hätte. Auch hatte ich noch in England zu thun.“

„Schlechtes Wetter hattet ihr?“

„Miserables. Recht grauslich war es. Seekrank bin ich zwar nicht geworden, aber sehnsuchtskrank. Doch jetzt bin ich bei dir, und du bist so gut. Rein zum Verrücktwerden ist's vor Freude! Du meintest immer schon, ich sei toll, aber diesmal schnappe ich wahrhaftig fast über.“

Sie betrachtete ihn lächelnd. Seine Freude verjagte die letzten Schatten, doch waren die Aufregungen des vorhergegangenen Tages nicht spurlos verflogen, sie blieb blaß, und in ihren Augen lag etwas, was ihm schließlich auffiel.

„Was hast du, Natalie?“ fragte er besorgt. „Fehl' dir etwas? Du hast mich ja so unerwartet und unverdient herzlich empfangen, aber etwas hast du doch gegen mich. Oder sonst was? Nicht? O sicher! Ich spür' es ja. Geh, lächle wieder, sieh mich an, daß ich an mein Glück glauben kann!“

„So ganz glücklich bist du? Hast gar keine Zukunftsorgen?“

„Jetzt? In dieser Stunde? Wie könnt' ich da an etwas anderes denken als an dich? Aber ich habe überhaupt keine. Denk nur an nichts, du wirst schon sehen, wie alles gehen wird.“

Er schlang von neuem den Arm um sie und liebte sie stürmisch, sie an sich drückend und in den Armen wiegend wie ein Kind.

Natalie duldete seine Zärtlichkeit mit träumerischem Lächeln. Sie wollte ihm den Freudenrausch dieser Minuten nicht stören, sie wollte selbst nichts von dem wissen, was ihr noch ein Schleier verbarg.

„Sag, wie ist es gekommen, daß du mich so lieb empfangen hast?“ forschte er leise. „In deinem letzten Brief war noch nichts, was mich auf mein Glück vorbereitete. War's bloße Ueberraschung, und bereuest du es jetzt, weil du so still bist?“

„Ein bißchen Ueberraschung war wohl dabei,“ gestand sie lächelnd, „aber ich bereue nichts. Wie immer es auch kommen mag, ich bin dein.“

„Wie immer es auch kommen mag? Willst du Not und Elend mit mir teilen?“ fragte er mit zärtlichem Spott, der sie ein wenig befremdete. „Sieh, jetzt bist du ganz die, die mich auf der Reise begleitete.“ Er zog die Brieftasche hervor. „Du glaubst nicht, was für eine Gesellschaft sie mir gewesen ist.“

„Und die Amerikanerinnen?“ fragte Natalie.

„Ach die!“ machte er leichtthin. „Ich hatte gerade Zeit für sie. Du weißt ja, es gab zu thun genug.“

„Aber du konntest alles nach Wunsch schlichten?“

„Nicht alles. Doch ist die Geschichte noch ganz gut ausgegangen.“

Und er ließ sich harmlos in Einzelheiten ein, ohne zu ahnen, mit welchen Empfindungen Natalie ihm zuhörte. Es war unmöglich, nicht alles für echt und wahr zu halten,

was er vorbrachte. Und doch, warum hatte der Mann in der Fabrik nichts von einem Ingenieur Bernhard gewußt?

„Jetzt machst du schon wieder ein so nachdenkliches Gesicht,“ tabelte der junge Mann, ihre Hand streichelnd. „Du siehst ja drein, als wärst du weit weg von deinem Bob. Und ich hab' dir noch so viel zu sagen — Dinge, zu denen ich mir erst Mut fassen muß.“

Sie blickte ihn tief an. Sehr schuldbewußt sah er dabei nicht aus. Allein sie atmete doch auf. Endlich ein Wort, das in die Bahn der Eröffnung einlenkte. Und sie wollte ja, daß er von selbst sprechen, bekennen sollte.

Aber er entfernte sich gleich wieder von dem Thema und sprach davon, wie ungeduldig er gewesen sei, weil er sie nicht sofort von der Bahn aus auffuchen konnte.

„Ich mußte doch zuerst in die Fabrik. Da gab es so viel Geschäftliches zu erledigen, daß ich nicht früher abkommen konnte. Aber dann ging es in rasender Eile hierher.“

„Und deine Mutter? Hat sie eine rechte Freude an dir gehabt?“

„Noch nicht.“ Er lächelte etwas verlegen. „Sie ist nämlich nicht da, meine Mutter und mein Vater auch nicht. Sie erwarteten mich erst in einigen Tagen.“

Ihr war es, als würde irgendwo in ihrer Seele ein dunkler Schleier weggezogen, so daß sich ein Ausblick ins Helle öffnete, aber sie konnte diesem aufstauchenden Gedanken nicht nachhängen, denn draußen im Vorzimmer vernahm sie Geräusch.

Eckhof war draußen mit jemand Fremdem; sie legten eben die Oberkleider ab. Vermutlich führte er den Besuch in sein Zimmer, möglich war es aber immerhin, daß er hier hereinkam, und so hielt sie es für geraten, dem Geliebten ihre Hand zu entziehen und ihm Stille zuzuwinken.

Es war nur eben Zeit gewesen, denn die Schritte lenkten sich nicht nach Edhofs Zimmer, sondern der Mittelthür zu, und Natalie hatte just eine genügende Entfernung zwischen sich und den jungen Mann gelegt, der ebenfalls aufgestanden war, als die Thür sich öffnete, und ein kurzer dicker Herr eintrat, der sich ein wenig aufs Geratewohl verbeugte. Hinter ihm drein kam Edhof mit einer gewissen Spannung in der Miene. Als er den Besucher seiner Tochter bemerkte, zuckte er zusammen. Der jetzt doch zurück aus Amerika! Sehr unerwünscht. Hatte er doch diesen Herrn da, der ihn wegen einer geschäftlichen Auskunft im Kaffeehause aufgesucht hatte, eigens darum unter allerlei Vorwänden nach Hause geschleppt, um ihn Natalie gewissermaßen als Kronzeugen vorzustellen. Er besaß eine Gießerei in der Nähe der Mortonschen Fabrik und kannte die Verhältnisse derselben wie das Personal. Edhof beabsichtigte, durch ihn dem angeblichen Ingenieur Bernhard nachzuspüren.

„Gestatte, liebe Natalie. Herr Schedler — meine Tochter.“

Schedler verbeugte sich formgerecht vor Natalie und machte hierauf eine zweite Verbeugung in der Richtung des jungen Mannes.

„Herr — hm, Herr —“ Edhof war einigermaßen in Verlegenheit, den Menschen vorstellen und mit seinem falschen Namen obendrein. Er blickte den jungen Mann herausfordernd an, ob er wohl die Stirn haben werde, bei dem falschen Namen zu beharren.

„Hier, hoffe ich, ist die Vorstellung überflüssig,“ erklärte Schedler, „ich wenigstens habe die Ehre, Herrn Morton junior bereits zu kennen.“

Morton? Edhofs Gesicht ging beinahe aus den Fugen vor Ueberraschung. Es war peinlich anzusehen, wie er damit kämpfte, sein Erstaunen zu bewältigen. Dagegen

zeigte ein scheuer Seitenblick dem jungen Manne, daß Natalie bei der plötzlichen Aufklärung keine Miene verzogen hatte. Ihr Blick hing nur am Vater, mahnend, daß er sich zusammennehmen möge.

„Auch ich erinnere mich,“ sagte der junge Mann höflich zu Schedler. „Sie sind ja beinahe unser Nachbar.“

Der Fabrikant verbeugte sich. „Herr Morton waren verreist? In England, hörte ich.“

„Von dort komme ich. Vorher war ich in New York.“

Ein Gespräch über Amerika war jetzt gleich im Gange.

Natalie bat den Neuangekommenen, Platz zu nehmen, und man reichte sich um einen viereckigen Tisch. Edhof und Schedler saßen den Fenstern gegenüber, Robert drehte diesen den Rücken zu, und Natalie saß rechts von ihm an der Seitenwand des Tisches.

Die ganze Zeit über streifte ihn kein Blick von ihr. Und auch er war ganz verwandelt. Angesichts des Mannes, der ihn in seinem wahren Kreise kannte, benahm er sich höchst gefest. Er hatte etwas Kühles, Gehaltenes, eine besondere Ruhe und Ueberlegenheit im Wesen. Jetzt auf einmal fielen die Schuppen von Edhofs Augen.

„Wo hatte ich nur meine Gedanken?“ fragte er sich.

„Jeder muß merken, daß das ein in großen Verhältnissen aufgewachsener Mensch ist. Ein solches Benehmen hat man in diesen Jahren nur, wenn man im Leben eine Stellung einnimmt wie die, deren er sich bewußt ist.“

Herr Schedler kam bald auch auf Roberts Eltern zu sprechen.

„Nach der stürmischen Ueberfahrt, die Sie hatten, wird Ihre Frau Mama besonders glücklich gewesen sein, ihren Einzigen wieder zu begrüßen?“

„Meine Eltern sind noch in Bordighera.“

„Noch nicht zurück aus Italien? Frau Mama ist doch nicht leidend?“

„Nicht gerade. Sie hatte nur eine kleine Erkältung.“

„Eine so ausgezeichnete Dame — der Schutzengel des Bezirks,“ erklärte Herr Schedler.

„Sie ist wirklich sehr gut, meine Mutter,“ versetzte der junge Mann einfach.

Das Gespräch erlitt nun eine Pause, und Schedler bat, ob Herr Echhof nicht das Geschäftliche mit ihm abmachen wolle.

Echhof erhob sich übereifrig und geleitete den Besuch durch den Salon nach seinem Zimmer.

Robert Morton war ihnen bis zur Thür gefolgt. In dem Augenblick aber, als jene beiden den Salon durchschritten und die Ausgangsthür hinter sich geschlossen hatten, wandte er sich um und der gravitatische junge Mann verwandelte sich in einen übermütigen Jungen.

„Natalie, weißt du, daß du mich nicht ein einziges Mal angeblickt hast, solange der Mensch da war?“

Er kam mit ausgestreckten Händen auf sie zu, die ernst und mit stillem Vorwurf im Blick mitten im Zimmer stand.

„Nicht böse sein! Nicht böse sein!“ Er wollte ihre Hände fassen, aber sie entzog sie ihm.

„Aber warum denn das alles? Weshalb damals auf dem Ball den falschen Namen? Man sollte denken, Sie seien bloß hingekommen, um mich zu — zu — täuschen.“

Er hörte von der ganzen Rede nur ein Wort. „Sie sagst du mir jetzt wieder, Natalie — Sie?“ rief er schmerzlich. „Magst du denn den Robert Morton nicht?“

„Herr Robert Morton hat ein recht mutwilliges Spiel mit meiner Gläubigkeit getrieben,“ sagte sie sanft, aber nachdrücklich. „Der kleine Ingenieur mit geringem Gehalt, der eine Zukunft hat.“

„Ich bekleide thatsächlich eine Stelle, die nur gering bezahlt ist,“ entgegnete Robert. „Es war keine Lüge. Als ich die Geschichte damals anfang, wußte ich noch nicht,

wohin das führen würde. Mich reizte bloß das Inkognito. Wenn du aber jetzt bloß den Robert Bernhard geliebt hast und den Robert Morton nicht mehr liebst —"

"Sie haben Eltern, die ganz sicher andere Ansprüche an Sie stellen," sagte Natalie.

"Aber, Natalie, hast du denn nicht gehört, daß meine Mutter ein Engel ist? Und mein Vater ist auch ein Engel. Die werden den dritten Engel nicht unglücklich machen, besonders, wenn er so viel Geschmacß beweist. Wo ist denn geschwind ein Spiegel?"

Sie wies ihn mit einem schwachen Lächeln zur Ruhe und setzte seinen Versuchen, sie in die Arme zu fassen, ernstlichen Widerstand entgegen.

"So ein ehrliches Gesicht und diese Komödie!"

Es gelang ihm nun doch, sich wenigstens ihrer Hand zu bemächtigen. „Komm, setz dich wieder zu mir, ich erklär' dir alles!" bat er, sie zu dem Sofa ziehend. Sie nahm dort neben ihm Platz, aber nicht mehr in der früheren vertraulichen Nähe.

"Siehst du, Geliebteste," begann er ernsthaft, „ich bin eine thatkräftige Natur und mehr dazu angelegt, mir eine Stellung in der Welt zu erobern, als eine fertige hinzunehmen. Kurz, bloß der Sohn meines Vaters zu sein, dazu tauge ich nicht. Ich wäre recht gern ein Selbmademan. Statt dessen haben schon die Großväter für mich gearbeitet, und wohin ich komme, bin ich nichts als ein verdienstloser glücklicher Erbe. Meine Persönlichkeit gilt nichts, der Name alles. Deshalb nenne ich mich, wo es angeht, Bernhard. Es ist im Grund auch mein Name, nämlich mein zweiter Taufname. Robert Bernhard Morton heiß' ich. Damals auf dem Ball schwankte ich einen Augenblick. Es war doch leichter, als Morton Eindruck zu erzielen. Aber gerade deshalb entschied ich mich für Bernhard."

„Und die Briefe?“

„Die kann man sich ja unter jedem Namen kommen lassen. Für ein anständiges Trinkgeld kann man sich nennen, wie man will.“

„Und daran dachten Sie nicht, daß ich erfahren könnte, es gäbe keinen Ingenieur Bernhard in der Fabrik draußen?“

„Das erfährst du? Und was dachtest du? Ich sei ein Betrüger. Und doch kamst du mir so entgegen? Nie im Leben verzeß ich dir das, daß du dich mir in dem Augenblick schenkest, wo ein solcher Verdacht auf mir ruhte.“

Natalie widerstand nicht länger. Sie ließ sich in die Arme schließen und erwiderte die Umarmung des Geliebten.

„Und wozu hab' ich jetzt kochen und maschinennähen gelernt und meine Hüte selbst aufpußen?“ fragte sie schmolend. „Alles für den Bernhard!“

„Das alles hast du gelernt?“ fragte Robert erstaunt. „Und alles für ihn? Wirßt du nun auch dem Morton gut werden?“

„Ach, es war doch nur eine schlecht aufgeklebte Etikette,“ meinte Natalie. „Der wirkliche Bernhard hätte nie so auftreten können, wie du austratest.“

„Dann ist es also doch Morton, der dich erobert hat? Gott sei Dank, ich fing schon an, meinen Rivalen zu hassen!“

* * *

Herr Edhof hatte seinen Besuch entlassen und kam nun mit einem halb verlegenen, halb erwartungsvollen Lächeln in das Speisezimmer zurück.

„Es scheint, Sie lieben das Inkognito, Herr Morton,“ sagte er.

„Ich hätte es auf alle Fälle noch heute aufgegeben,“ antwortete Robert. „Darf ich hoffen, Herr Edhof, daß Sie gegen die Wahl Ihrer Tochter nichts einzuwenden haben?“

„Gewiß nicht. Ich bin ein wohlzogener und gehorsamer Vater und hätte schließlich auch Herrn Ingenieur Bernhard acceptieren müssen. Daß ich Morton junior weitaus vorziehe, kann mir wohl nicht sehr verübelt werden. Ein Gutes hat es ja. Nataliens können Sie sicher sein, sie schlug gestern die beste Partie aus, die sich ihr noch geboten hat.“

„Vater!“

„Ja, ich weiß, ich soll wieder nichts reden. Es handelt sich nun bloß noch um Ihre Eltern. Was werden sie sagen?“

„Ja und Amen, und zwar freudigen Herzens. Mein Vater sagte schon oft zu mir: Heirate jung und heirate die, zu der dein Herz dich zieht!“

„Deine erste Thorheit ist großartig ausgefallen,“ sagte Edhof später zu Natalie. „Ich hätte nicht gedacht, daß du derart auf die Butterseite fallen würdest. Nun wirst du freilich eine viel reichere Frau wie als Frau Belten.“

„Und eine viel glücklichere, Papa, weil eine geliebtere.“





Die Frieseninsel Sylt.

Eine Sommerfahrt von Reinhold Ortmann.



Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

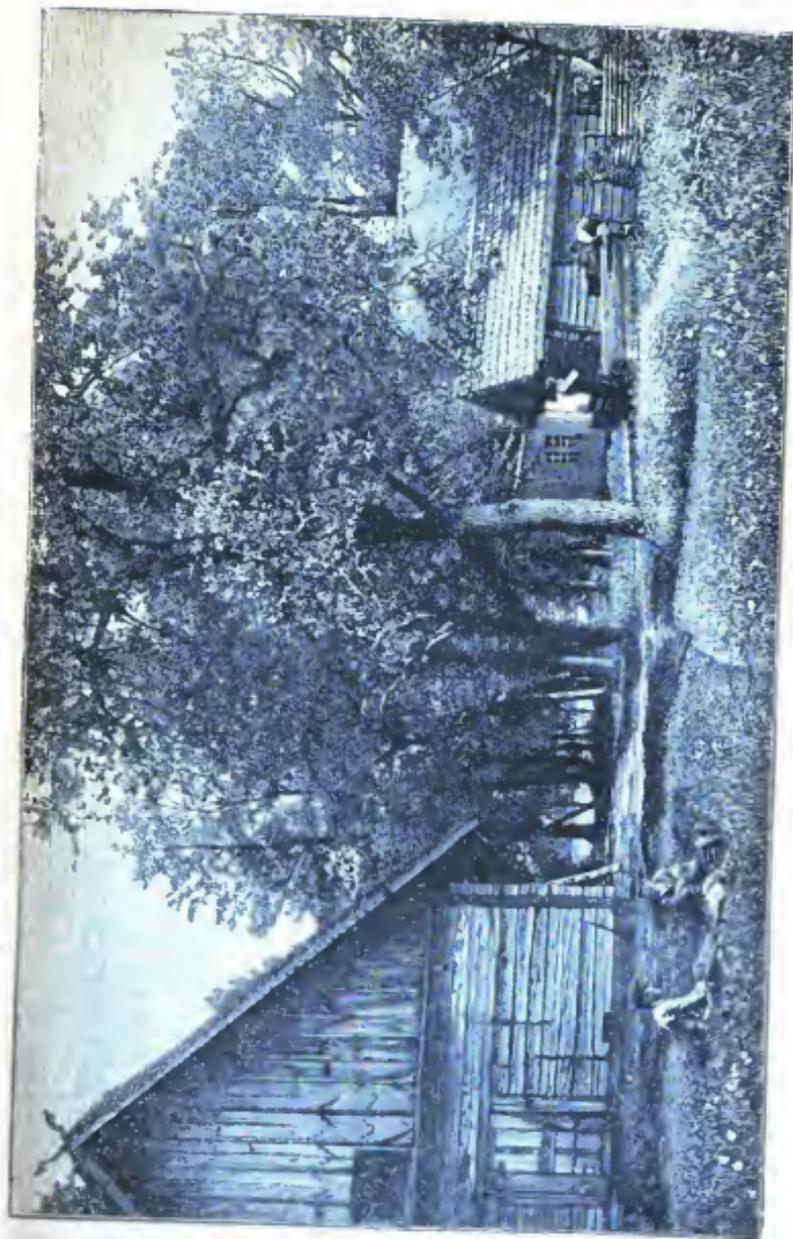
Wohl fünfzehn Jahre oder mehr mögen ins Land gegangen sein, seitdem ich zum erstenmal das Wagnis unternahm, jenes wogenumbrandete Nordseeiland aufzusuchen, von dessen eigenartigen Reizen glaubwürdige Freunde mir in beinahe enthusiastischen Worten gesprochen hatten. Und ein Wagnis war's in der That, wenigstens was die Dauer und die Mühsal der Reise betraf, die ich da von Hamburg aus zurückzulegen hatte. Zwar die Eisenbahnfahrt durch das gesegnete holsteinische Marschland bot dem aufmerksamen Naturfreund der Abwechslung und der Augenweide genug. Da gab es blühsaubere Ortschaften, denen die gemächliche Wohlhabenheit der Bewohner förmlich aus den hellen Fenstern blinkte; stattliche, breit und selbstbewußt hingelagerte Bauerngehöfte. inmitten herrlicher, uralter Eichengruppen; und zwischen wogenden Kornfeldern saftige, smaragdgrüne Wiesen, auf denen der Rinder breitgestirnte glatte Scharen in schier unendlicher Fülle sich ihres beschaulichen, von keiner Nahrungsorge getrüben Daseins freuten.

Auch die schleswigschen Städte, die das mit mäßiger Geschwindigkeit dahinbrausende Dampfroß berührte, durften sich wahrlich sehen lassen. Denn so melancholisch und reizlos, wie man sich's drunten im Binnenlande vielfach einbilden mag, ist's um Deutschlands meerumspülten Norden keineswegs bestellt. Die Vereinigung von Wald und Wasser, von fruchtbarem Ackerland und blumigen Wiesen ergiebt vielmehr einen beständigen, herzerfreuenden Wechsel anmutiger Landschaftsbilder, deren frische Lieblichkeit überreich ersetzt, was ihnen an Großartigkeit etwa abgehen mag.

Und es haust da oben ein kernfestes, tüchtiges Geschlecht, dem bei aller Schlichtheit der Sitten und aller Wortkargheit der Rede die Freude am heiteren Lebensgenusse ebensowenig abgeht als der Sinn für fröhliche Schönheit und wohliges Behagen. Wer jemals die Straßen von Schleswig oder von Flensburg durchwandert hat, der wird mir's ohne alle weiteren Beweise glauben. Und ich meine, eine Sommerfahrt durch Schleswig-Holstein müßte auf Herz und Gemüt nicht weniger erquicklich wirken als irgend eine Wanderung durch Deutschlands meistgepriesene und von Touristenwärmen überschwemmte Gebirgsgegenden.

Vom Coupéfenster aus bleibt freilich wohl das Beste ungesehen. Denn landschaftliche Stimmungen wollen mit Ruhe und Andacht genossen sein, wenn sie uns ihren ganzen Zauber erschließen sollen. Und man muß einen Mondscheinabend an der Flensburger Förde verträumt oder einen Sonnenuntergang am waldbigen Meeresgestade bewundert haben, um recht im tiefsten Gemüte inne zu werden, daß auch des Reiches äußerste Nordmark reich ist an Naturschönheit für jeden, der fähig und willig ist, sie mit offenem Auge und offenem Herzen zu suchen. —

Je mehr der leuchtende Zug sich dem alten Friesenstädtlein Tondern näherte, desto deutlicher meinte ich den salzduftigen Odem der Nordsee zu spüren. Aber nur zu

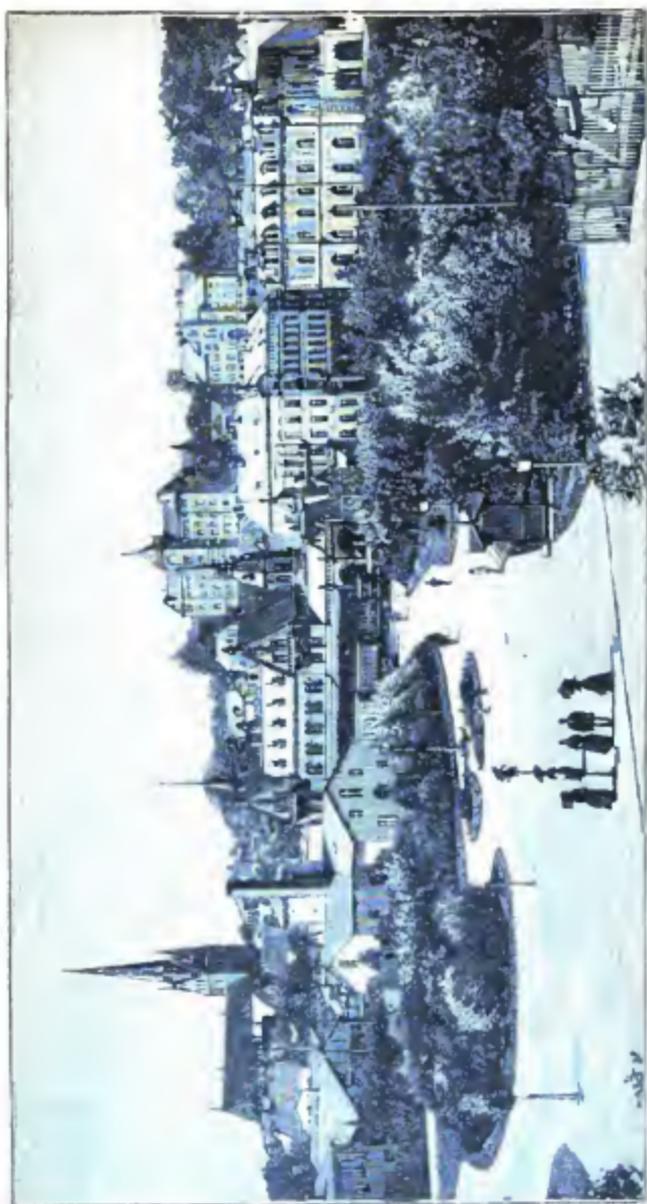


Holsteiner Bauernhof.

bald sollte ich erfahren, daß ich mit der Erreichung dieses Zieles erst am Anfang der eigentlichen Reisestrapazen stand. Denn von Tondern bis Hoyer-Schleuse, wo die Dampfschiffahrt über das Wattenmeer ihren Ausgang nimmt, war zu jener Zeit noch eine etwa anderthalbstündige Wagenfahrt zurückzulegen, und es waren nicht eben fürstliche Karossen, die dem Reisenden dafür zur Verfügung standen. Wenn es dem Himmel gefiel, seine Schleusen zu öffnen — und er hat an den deutschen Nordseeküsten dazu eine ganz besondere Neigung —, so gab es unter den unglücklichen Touristen sicherlich keinen, der bei der Ankunft in Hoyer noch ein trockenes Fädchen am Leibe hatte.

Und wehe dem thörichten Optimisten, der seinen Trost in der Hoffnung gesucht hatte, sich an Bord des Dampfers von den Unbequemlichkeiten der langen Wagenfahrt zu erholen, denn diese alten, hinfälligen Frachtboote schienen viel eher dazu bestimmt, die Seelen ruchloser Verdammter in die Unterwelt zu befördern, als eine Reisegelegenheit für unbescholtene Sommerfrischler zu bilden. Nimmermehr hätte ich's vor meiner ersten Sylter Reiseerfahrung für möglich gehalten, daß auf dem engen Raum eines winzigen Schiffleins so viel Schmutz und Gestank und seemannische Grobheit vereinigt sein könnten, wie ich sie hier zu genießen hatte, eingezwängt zwischen durchnähten Warenballen und einem Häuflein halb seefranken Rindviehs, dem man, seiner größeren Nützlichkeit angemessen, bereitwillig die besten Plätze auf dem Berdeck eingeräumt hatte. Eine Kajüte war wohl vorhanden, aber die Tollkühnen unter meinen Reisegefährten, die es gewagt hatten, die halbsbrecherische Stiege hinabzuklettern, waren mit entsezensbleichen Gesichtern sofort wieder aus der Tiefe emporgetaucht, um nie mehr nach jener Zufluchtsstätte zurückzubegehren.

Das Gesicht von Sturm und Regen gepeitscht, am Rücken halb geröstet von der Hitze des Schornsteins und



Flensburg.

bis ins innerste Herz erschüttert von dem Stoßen und Stampfen der vorfündstlichen Maschine, so fuhren wir über das Watt dahin, dessen tückische, kurze Wellen wohl stark genug waren, die Mehrzahl von uns seekrank zu machen, doch nicht stark genug, unser Schifflein ohne Aufenthalt zum sicheren Port zu tragen. Auf der guten Hälfte des Weges nämlich saßen wir fest und hatten bis zu unserm endlichen Loskommen eine Geduldprobe zu bestehen, deren sich meine Reisegefährten gewiß noch nach Jahren nur mit gelindem Grauen erinnert haben. Gespenstern gleich entstiegen wir am Gestade von Munkmarsch, dem Sylter Landungsplatze, dem entsetzlichen Fahrzeug, und auch wenn das Wattenmeer an jenem Abend ganz so malerisch und stimmungsvoll dargelegen hätte, wie unser Künstler es auf seinem trefflichen Bilde S. 168 und 169 wiedergegeben, würden doch selbst die begeistertsten Naturschwärmer unter uns kaum in der rechten Gemüthsverfassung gewesen sein, seine Schönheit nach Gebühr zu würdigen.

Die Probe darauf konnte ich allerdings nicht machen, denn es goß noch immer in Strömen, und der Sturm segte über die flache, baumlose Insel dahin, als wollte er uns ohne weiteres auf dem kürzesten Wege nach dem Festlande zurückpedieren. Mit welchem Enthusiasmus wir unter solchen Umständen die Notwendigkeit begrüßten, noch eine weitere kleine Wegstunde dem Wind entgegen im halb-offenen Wägelchen zurückzulegen, brauche ich kaum ausführlicher zu schildern. Vermutlich gab es an diesem Abend keinen, der seine Reiseidee nicht rechtshaffen verwünscht und sich nicht in des Herzens Stille gelobt hätte, seinen Fuß nie wieder auf dies so schwer zu erreichende Eiland zu legen.

Und doch bin ich ganz gewiß nicht der einzige aus der kleinen Schar gewesen, der diesem Gelöbniß noch gar manchmal untreu wurde, und dem unter allen deutschen See-



Ein Stimmungsbild von der Flensburger Förde.



Am W



meer.

bädern keines so lieb und vertraut geworden ist als das weltentlegene Westerland auf der Frieseninsel Sylt. Der hundertfältige Zauber des Meeres läßt eben keinen wieder los, dem er sich einmal erschlossen, und ich meine, daß man das Meer kaum irgendwo so gründlich kennen und lieben lernen kann als gerade hier.

Von der Insel selbst wäre nicht eben viel zu sagen, sobald sich's um eine trockene Aufzählung ihrer charakteristischen Besonderheiten handeln sollte. In den Geographiebüchern ist's zu lesen, daß sie von schmaler, langgestreckter Gestalt ist, einen Flächeninhalt von etwa hundert Quadratkilometern hat, von denen nur ein Drittel urbarer Boden, zwei Drittel aber Heideband sind, und daß es auf Sylt keine Städte, sondern nur sieben Dörfer von verschiedener Größe giebt. Der Hauptort als Sitz der Verwaltungsbehörde ist Keitum; die größte Einwohnerzahl und auch die wesentlichste Bedeutung für den Wohlstand der ganzen Insel aber hat das an der westlichen, der eigentlichen Nordseeküste gelegene Dorf Westerland, das sich innerhalb weniger Jahrzehnte geradezu einen Weltruf als Seebad erobert hat.

Die beiden Faktoren, denen es neben der Rührigkeit einer geschickten Verwaltung diesen Ruf verdankt, sind sein köstlicher Badestrand und der nicht hoch genug zu schätzende Vorzug eines gerade hier außerordentlich starken Seegangs. Reine, würzige, Blut und Nerven wunderbar erfrischende Seeluft giebt's ja am Ende auch anderswo, eine so majestätische Brandung aber, wie sie an windigen Tagen — und das sind die meisten im Jahre — gegen das weiße Westerländer Gestade tobt, dürften andere Seebäder nur sehr selten aufzuweisen haben. Bietet das Meer schon im Zustand der Ruhe mit dem beständigen Wechsel seiner Lichter und Farben ein Schauspiel, daran das Schönheitsfreudige Auge sich nimmer satt sehen mag, so steigert sich der Eindruck bei hohem Seegange zu einer Größe und Ge-

walt, die kaum einer anderen Naturscenerie, nicht einmal der wildesten Hochgebirgslandschaft, eigen ist, denn dort offenbart sich die Erhabenheit der Schöpfung in starrer, bedrückender Ruhe, hier aber ist alles Leben und Bewegung. Fern am Horizont schon tauchen aus der tiefdunklen Fläche die Risse Neptuns, die schneeweißen Wogenklämme empor, und mit rasender Geschwindigkeit nähern sie sich dem Lande. Hoch auf bäumen sich vor unseren Augen die gigantischen Brandungswogen, um sich donnernd und brausend zu überschlagen und das Gestade weithin mit weißem, flockigem Schaum zu überspülen. Und

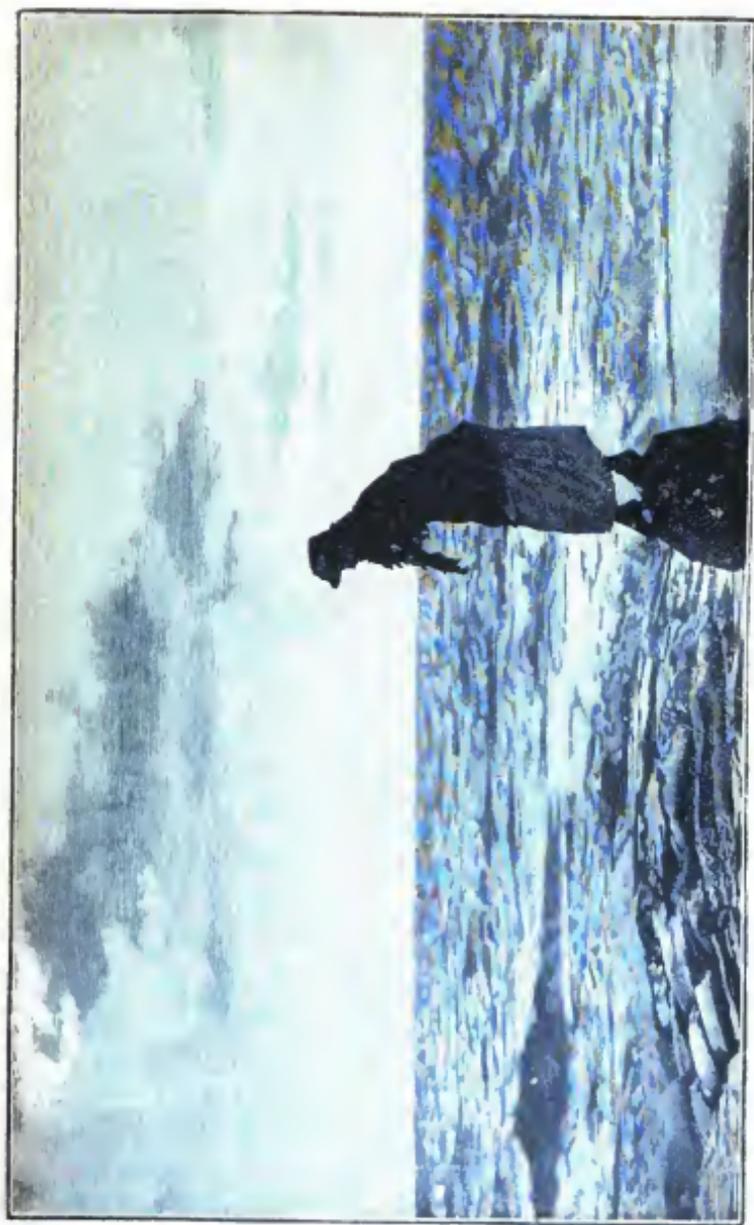


Am Strand von Westerland.

ob sich der Vorgang auch tausendfach wiederholt, seine Macht und Großartigkeit nimmt der Wiederholung doch alle Monotonie. Stundenlang mag man von der sicheren Galerie einer Strandhalle aus der brandenden Hochflut zusehen, ohne die leiseste Ermüdung zu spüren, und während sich die verstaubten Lungen rein baden in der herrlichen ozonreichen Meeresluft, überkommt die Seele eine leichte Fröhlichkeit, die laut aufjauchzen möchte, so oft sich eine der grünen, krystallisch durchsichtigen Mauern gewaltig drohend emporstürmt, um in der nächsten Sekunde machtlos zusammenzubrechen und zu zerstäuben.

Unter dem Zeichen dieser aus dem lautersten Quell entsprungenen harmlosen und gerade deshalb unwiderstehlich ansteckenden Fröhlichkeit steht denn auch das ganze Babeln auf Sylt.

Wer zum erstenmal über die Dünentreppe zum Strande hinabsteigt, der mag nicht wenig verwundert sein über das Bild, das sich da vor seinem Blick entrollt. Zu ungezählten Hunderten flattern die bunten Fähnlein auf den Strandzelten und inmitten der improvisierten, oft sehr kunstvollen „Sandburgen“, an deren Herstellung jung und alt, vornehm und gering in rastlosem Eifer geschäftig gewesen ist, obwohl — oder vielleicht gerade weil — jedermann weiß, daß schon nach wenigen Stunden die aufkommende Flut sie wieder dem Boden gleichgemacht haben wird. Diese in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehrende Flut ist der Feind, den man lachend herausfordert und bekämpft, um ihm lachend immer aufs neue zu unterliegen. Er meint's nicht allzu böß, und zumal an ruhigen Tagen ist etwas spielerisch Schmeichelndes in dem leise zischenden Heranzüngeln der Wellen, die Schritt für Schritt Besitz nehmen von dem flachen Strande. Aber bei aller Liebenswürdigkeit hat der Meergott doch selbst an solchen Tagen seine kleinen Bosheiten, und es bereitet ihm zuweilen ein schaden-



Die Flut kommt.

frohes Vergnügen, das Schuhwerk eines zu vertrauensseligen Elegants unversehens zu durchnässen oder, wie auf unserem Bilde S. 173, eine etwas waghalsige junge Dame urplötzlich von jeder trockenen Verbindung mit dem festen Lande abzuschneiden.

Die Mehrzahl der Badegäste empfindet nicht das ge-



Am Strand auf Sylt.

Amateurphotographie von Theodor Donner in Frankfurt a. M.

ringste Verlangen nach anderer Zerstreuung, als das eigenartige Strandleben sie ihnen bietet. Wem etwa die Bewegung ein unabweisbares Bedürfnis ist, und wer es durchaus nicht lassen kann, zu wandern oder zu klettern, dem ist auch dazu Gelegenheit geboten. Ein Spaziergang über die blühende und duftende Heide zum Hünengrabe in Wenningstedt oder zum Leuchtturm von Kampen hat sicherlich seinen eigenen Reiz. Und die Dünen, die in un-

unterbrochener, stellenweise sogar drei- und vierfacher Kette den Strand begleiten, haben mit ihren schroffen, von Dünengras und Strandhafer spärlich bestandenen Hängen mitunter ganz den Charakter eines allerliebsten Miniaturgebirges, darin man es sogar erleben kann, von einer kleinen „Lawine“ feinen Flugandes überschüttet zu werden.



Dünenformation auf Sylt.

Wer Glück hat, belauscht auf solcher Kletterpartie wohl auch eine Schar flachshaariger und rotbackiger Friesenkinder, die sich's weitab von dem Treiben der gepukten Badegäste nach Herzenslust wohl sein lassen in dem, was sie von Rechts wegen als ihr eigenstes Gebiet betrachten. Sie sind im allgemeinen ein bißchen scheu, und die Verständigung mit ihnen ist nicht gerade leicht. Wer aber das Talent besitzt, sich ihr Vertrauen zu gewinnen, der wird

sicherlich bald seine helle Freude haben an ihrem treuherzigen Wesen, ihren naiven Fragen und ihren bei aller kindlichen Einfalt oft überraschend schlagfertigen Antworten.

Ueberhaupt kann der eingeborenen Bevölkerung der Insel im Gegensatz zu derjenigen manches anderen vielbesuchten Badeortes nur das allerbeste Zeugnis ausgestellt werden. Sie ist nicht allzu redselig, aber rechtschaffen und bieder, von jenem guten alten friesischen Schlage, der unserer Marine wie unserer Handelsflotte die besten Seeleute liefert. Wenn wir hie und da mit Empfindungen heiliger Ehrfurcht von Männern lesen, die auf sinkendem Schiff mit einem Hurra für ihren Kriegsherrn in die Tiefe fuhren, oder von Kapitänen, die wie aus Erz gegossen auf der Kommandobrücke ausharrten, bis die Wogen sie zugleich mit dem ihnen anvertrauten Fahrzeug begruben, so brauchen wir uns nur der ehrlichen, blauäugigen Friesengesichter von Sylt zu erinnern, um solchen selbstverleugnenden Heldenmut begreiflich zu finden. Sie sind in all ihrer bescheidenen Schweigsamkeit ein stolzes, steifnackiges Volk, und ihr uralter Wahlspruch lautet: „Lieber tot als Knecht!“ Aber wo sie Treue gelobt haben oder solche schuldig sind, da wissen sie auch Treue zu halten, unbekümmert um Not und Gefahr, hingebende und unerschütterliche Treue bis in den Tod. —

Wer sich heute entschließt, ein paar Sommerwochen auf Sylt zu verleben, braucht die Freuden dieses für Leib und Seele gleich erspriesslichen Badeaufenthaltes nicht mehr mit Reisestrapazen von der eben geschilderten Art zu erkaufen. Der mutige Tourist, den das Gespenst der Seekrankheit nicht schreckt, wird ohne Zweifel von Hamburg aus den Seeweg über Helgoland wählen. Der zaghafte aber, der lieber so lange als möglich auf dem festen Lande bleibt, mag im bequemen Eisenbahnwagen, der ihn heute bis nach Hoyer und dann wieder von Runkmarsch bis Westerland führt, mitleidig lächelnd der Zeiten gedenken,

da der unglückliche Reisende in offener Kalesche' erbarmungslos allen Unbilden der Witterung preisgegeben



Syiter Kinder in den Dünen.

war. Auch die kurze Fahrt über das Watt bietet heute keine Schrecknisse mehr, denn die Schiffe sind elegant und

geräumig und genügen allen berechtigten Ansprüchen auf Bequemlichkeit. So ist es kein Wunder, wenn der Besuch der Insel von Jahr zu Jahr zunimmt, und wenn die Zahl



Frau in alter Friesentracht.

der Badegäste neuerdings eine Höhe erreicht hat, von der man sich in Westerland vor fünfzehn oder zwanzig Jahren sicherlich nichts träumen ließ. Den wackeren Inselanern, die es durch ihre Redlichkeit, ihre Bescheidenheit und —

auch das mag betont werden — ihre echt friesische Sauberkeit dem Fremden so behaglich zu machen wissen, mag dieser Aufschwung von Herzen gegönnt sein. Daß aber ein Beträchtliches von der schlichten Urwüchsigkeit des Westerländer Babelbens und von der eigenartigen Romantik der Insel darüber verloren gegangen ist, darf doch nicht geleugnet werden. Mit einer Empfindung aufrichtigen Bedauerns



Der Friedhof der Namenlosen auf Sylt.

habe ich bei meinem letzten Besuche wahrgenommen, wie nahe die großen Logierhäuser und Hotels schon an jenes stimmungsvolle Heidesäckchen herangerückt sind, auf dem sich's einst in stiller Einsamkeit beim Rauschen des nahen Meeres so gut finnen und träumen ließ.

Ehedem lag sie weitab vom Babelben, diese „Heimat für Heimatlose“, in ihrer ergreifenden Schlichtheit vielleicht die eigenartigste Begräbnisstätte auf deutscher Erde. Und es war gut so; denn dreimal heilig ist die Ruhe der Wackeren, die hier fern von der Stätte ihrer Geburt und fern

von allen, die sie geliebt, zum letzten Schlummer gebettet wurden. Ein paar Reihen niedriger Hügel in engem, mauerumhegtem Geviert — das ist der Kirchhof der Gestrandeten, deren Namen niemand zu nennen weiß. Ein einfaches Holzkreuz auf jedem Grabe verzeichnet das Datum des Tages, an welchem der arme tote Schiffbrüchige angetrieben wurde an den Strand von Westerland oder von Rantum, und an welchem man ihm hier die letzte Gastfreundschaft auf Erden erwiesen.

Keine andere Inschrift gab es damals hier draußen als das rührend innige „Heimat für Heimatlose“ über der dürftigen hölzernen Eingangsthür. Und ich kann nicht verhehlen, daß mich dies schöner und poetischer dünkte als die in einem Felsblock eingelassene Gedächtnistafel, die heute — ein Geschenk der feinsinnigen rumänischen Königin — den kleinen Friedhof schmückt, wie tief empfunden und formvollendet auch immer die darauf verzeichneten Verse Rudolf Kögels sein mögen:

Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
 Gespült zum Erdeneiland,
 Voll Unfall und voll Herzeleid,
 Bis heim uns ruft der Heiland.
 Das Vaterhaus ist immer nah,
 Wie wechselnd auch die Lose.
 Es ist das Kreuz von Golgatha
 Heimat für Heimatlose.





Bergstürze.

Ein geologisches Kapitel. Von Th. Seemann.

Mit 6 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

So gewaltig und unzerstörbar die himmelwärts ragenden Ketten der Hochgebirge erscheinen, so sind doch auch sie, wie alles Irdische, dem Untergang geweiht. Ununterbrochen nagt die Verwitterung an den Wänden, Schroffen und Mauern der Hochgipfel, löst das Wasser das Gestein, und sprengt der Wechsel von Kälte und Wärme Felsstücke ab, die polternd und dröhnend in die Tiefe rollen. Aber diese Vorgänge vollziehen sich so allmählich, daß sie fast unmerklich bleiben. Nur zuweilen werden wir an die Bergänglichkeit der Gebirge lebhaft erinnert, dann, wenn es zu jenen Erscheinungen, wie sie erst kürzlich wieder vom Simplon, Gotthard, von Brienz, aus Oberitalien und vom Traversenthal im Jura gemeldet wurden, kommt, welche als Bergstürze plötzlich auftreten und ungeheure Massen des anstehenden Gesteins mit verheerender Gewalt zu Thal führen.

Aus den früheren Jahrhunderten sind uns eine ganze Anzahl von Bergstürzen überliefert. So wurde um das 4. Jahrhundert die altitalienische Stadt Belleja durch vom Novinazoberg niedergehende Felsmassen verschüttet. Im Jahre 1747 fand man diese Stadt unter einer Schuttschicht



Der Bergsturz von Nirolo : Gesamtansicht des Dorfes nach der Katastrophe.
Nach einer Photographie von G. Gumbert in Suym.

von 6 Meter Höhe wieder auf. Im Jahre 563 wurde Lauretunum, eine Stadt, die am Fuß der Dent du Midi oberhalb der Einmündung der Rhone in den Genfer See lag, durch einen Bergsturz zerstört, dessen Masse noch jetzt



Der Bergsturz von Airolo: An der südlichen Zerstörungsgrenze.
Photographische Aufnahme von Carl Gishorn in Luzern.

als Vorgebirge in den See hineinragt. Im Jahre 883 vollzog sich zwischen der Einmündung der Leno in die Etsch und dem Dorfe San Marco ein Bergsturz, durch den das beinahe 2 Kilometer breite Etschthal auf eine Fläche von 3 Millionen Quadratmeter mit Felsstrümmern bedeckt wurde. Am Fuß des Mont Granier begrub 1248 ein Bergsturz 4 Dörfer unter seinen Gesteinsmassen, während



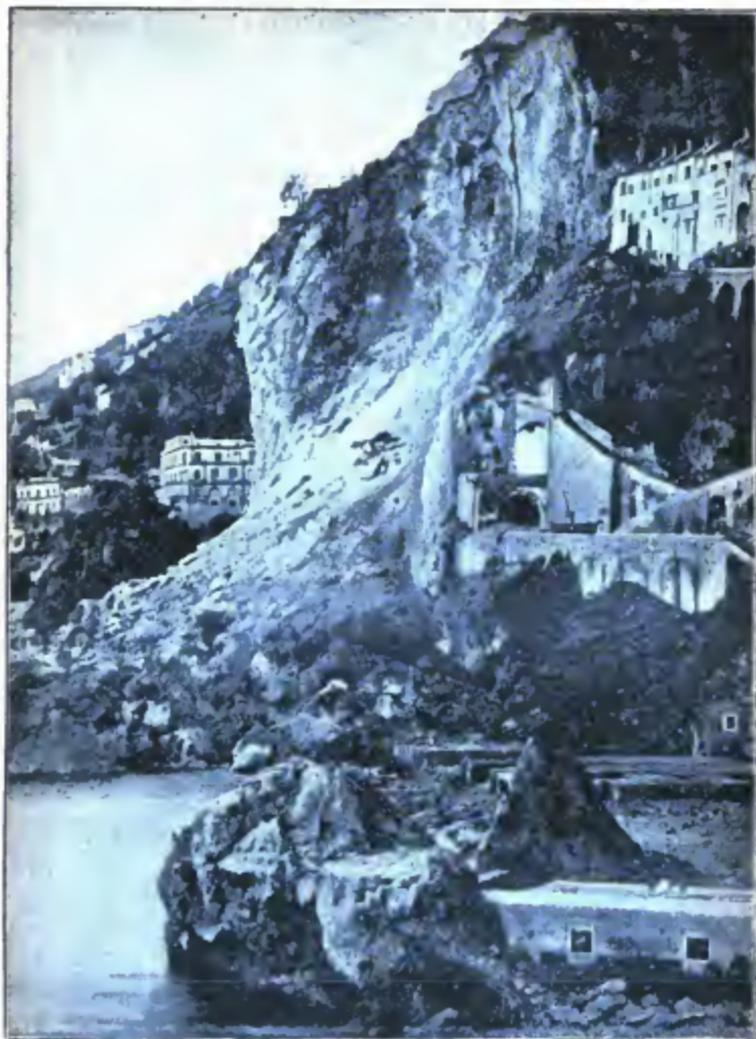
Amalfi vor



n Bergsturz.

sich 1348 vom Dobratsch in Krain eine Wand ablöste, die 17 Dörfer vernichtete. Dreißig Jahre später stürzte in dem französischen Departement Bug-de-Dome ein Hang des Perrierberges mit dem Dorf Bardines in das Crouzethal hinab. Im Jahre 1618 wurde das Dorf Plurs von den Felsmassen des Monte Conto im Bergell verschüttet, und 1714 und 1749 erfolgten an den 3200 Meter hohen Diablerets in den Berner Alpen jene großartigen Bergstürze, durch die von dem Berg so umfangreiche Teile abgerissen wurden, daß nur noch drei Hörner stehen blieben. Auch in der unlängst verfloffenen Zeit haben sich wiederholt bedeutende Bergstürze ereignet, deren später noch ausführlicher Erwähnung gethan werden wird.

Damit es zu einem Bergsturz kommt, müssen in dem Aufbau des betreffenden Berges selbst bestimmte Vorbedingungen vorhanden sein. Dazu gehört zunächst, daß der Hang eine genügende Steilheit aufweist. Sodann spricht die Lagerung des Gesteins, das den Hang zusammensetzt, mit. Bekanntlich ist das Gestein vielfach geschichtet, indem abwechselnd eine Reihe von verschiedenartigen Gesteinsbildungen übereinander gelagert ist. Dort, wo zwei solcher verschiedenartigen Gesteinschichten zusammentreffen, und eine Schichtungsfuge vorhanden ist, so daß nur eine lockere Verbindung zwischen den einzelnen Gesteinschichten besteht, kommt es besonders leicht zu einer Ablösungsfläche, auf der die obere Schicht dann von der unteren später abgleitet. Dazu ist es aber natürlich noch nötig, daß die Lagerung der Schichten schräg von oben nach unten, also von der Spitze des Berges nach dem Thal zu, verläuft. Je schräger die Schichten gelagert sind, desto leichter kann sich selbstverständlich die obere Schicht von der unteren abtrennen. Namentlich wird dieses dann begünstigt, wenn die untere Schicht, über welcher der zum Absturz geneigte Steilhang lagert, aus Thon, Lehm oder Mergel besteht, wie es vielfach der Fall ist. Dieser Thon,



Amali nach dem Bergsturz.

Lehm oder Mergel wird vom Wasser durchtränkt und aufgeweicht, und es bildet sich dadurch eine förmliche Rutschbahn, auf der das übergelagerte Gestein, sobald es sich erst etwas in Bewegung gesetzt hat, mit zunehmender Schnelligkeit abwärts gleitet.

Mitunter entsteht übrigens auch die Ablösungsfläche nicht längs der erwähnten Schichtungsflächen, sondern die Abtrennung geht, da die regelmäßige Lagerung der Schichten oftmals gestört ist, und das Gestein von Rissen und Klüften, den sogenannten Verwerfungsspalten, durchsetzt ist, im Verlauf dieser Spalten vor sich. Aber mögen nun auch die Lagerungsverhältnisse für einen Absturz geeignet sein, so tritt dieser doch nur ein, wenn das Gestein selbst, das den Steilhang bildet, eine bestimmte Beschaffenheit besitzt. Ist der Zusammenhang dieser Gesteinsmasse nur locker, und wird sie von der Witterung leicht angegriffen, so werden nur ganz allmählich einzelne kleinere Stücke und Blöcke abgetrennt und losgerissen, die dann abwärts rollen. An vielen Punkten des Hochgebirges erfolgt ein solches Niedergehen von kleineren und größeren Felsstücken, das man als Steinschlag bezeichnet, ganz regelmäßig in der Frühe, wenn mit Sonnenaufgang der Fels erwärmt wird, sich ausdehnt und dadurch zerspringt. Die abgerollten Felsstücke bauen sich unter Umständen am Fuß des Steilhanges zu hohen Schutthalben auf, die eine Art von Strebepfeilern bilden und den Steilhang dadurch gewissermaßen stützen. Bei einem derartigen mürben Gestein kommt es also, wenn auch sonst die übrigen Vorbedingungen vorhanden sind, nicht zu einem Bergsturz. Ein solcher vollzieht sich vielmehr nur dann, wenn das zum Absturz geneigte Gestein der Verwitterung einen kräftigen Widerstand leistet und einen festen Zusammenhang besitzt. Dann geht eben nicht eine allmähliche Abtragung vor sich, sondern die ganze Masse setzt sich mit einemmal in Bewegung und fährt nun mit unwiderstehlicher Gewalt zu Thal.

So war es zum Beispiel der Fall bei einer der jüngsten Katastrophen dieser Art, dem Bergsturz von Miolo, der in der Nacht vom 27. zum 28. Dezember 1898 erfolgte, und der 3 Menschenleben, 8 Wohnhäuser und 14 Ställe

vernichtete. Von dem verwitterten, oberhalb des Ortes am Seitenausgange des Gotthardtunnels aufragenden Sasso Rosso stürzten nicht weniger als 700,000 Raummeter Fels- und Schuttmassen herab. Hätte nicht die Bewohnerschaft des Dorfes, durch kleine vorhergehende Stürze gewarnt, die bedrohten Häuser rechtzeitig geräumt, so wäre das Unglück viel größer gewesen.

Der äußere Anstoß zu einem Bergsturze wird meist durch starke und anhaltende Niederschläge, wie sie besonders im Frühjahr und Herbst auftreten, oder auch durch das plötzliche Schmelzen großer Schneemassen gegeben. Aus diesem Grunde ereignen sich denn auch viele Bergstürze im April oder in der ersten Hälfte des September. Das Wasser dringt durch zahlreiche feine Sprünge und Risse in das Gestein, löst dadurch die Verbindung zwischen der unteren Schicht und dem darüber gelagerten Abrißgebiet und macht zugleich die Ablösungsfläche schlüpfrig oder weicht sie, wenn sie aus Thon, Lehm oder Mergel besteht, vollständig auf. Nun kann das Uebergewicht des Steilhangs voll wirken, und es rutscht daher jetzt die ganze Masse von dem glatten Untergrund ab.

Derartig lagen die Verhältnisse bei dem großen Bergsturz von Goldbau in der Schweiz, der sich am 2. September 1806 an dem 1567 Meter hohen Roßberg ereignete. Der Roßberg baut sich auf aus stark nach abwärts geneigten Bänken von sogenannter Nagelfluh, worunter man ein Gemisch von kleinen Kalksteinen, Sandsteinen, Granit und Gneis versteht, und von Mergelschichten, die mit der Nagelfluh abwechseln. Dem Sturz gingen bedeutende Regengüsse voraus, wodurch der Mergel weich und schlüpfrig werden mußte. Verschiedene Anzeichen deuteten darauf hin, daß das Gefüge des Berges gelockert worden war. So bildeten sich im Boden Risse, und man beobachtete auch, wie sich ein breiter Steilhang des Roßberges nach außen

neigte und sich von seinem Untergrund abzutrennen begann. Die Spannung und Pressung der Gesteinsmassen wurde so groß, daß Erdreich und Steine in die Höhe spritzten, wenn der Boden mit einer Hacke bearbeitet wurde. Schon am Vorabend erfolgten kleinere Rutschungen, die sich aber wieder an größere Felspartien festsetzten. Noch bedrohlicher wurden die Erscheinungen im Verlauf des 2. September. Den ganzen Tag über rollten kleinere und größere Felsstücke den Hang hinab, und am Abend geriet eine Nagelfluhbank von 4 Kilometer Länge, 320 Meter Breite und 32 Meter Dicke in Bewegung. Die niederrutschende Masse überschüttete das Dorf Goldbau, lief noch ein Stück auf der gegenüberliegenden Thalseite in die Höhe, zerstörte hier verschiedene Weiler und Höfe, überflutete den ganzen Thalgrund, schoß bis zum Dorf Lowerz vor, das es zum größten Teil unter sich begrub, und endigte im Lowerzer See, der dadurch aus seinen Ufern trat und seine Umgebung überschwemmte. Es fanden durch diesen Bergsturz 450 Menschen ihren Tod, und 111 Wohnhäuser nebst 200 Nebengebäuden, sowie 5 Kirchen fielen der Vernichtung anheim. Das Ablagerungsgebiet wird heute von der Gottshardbahn durchschnitten. Obgleich es gegenwärtig leicht bewaldet ist, kann man doch noch seinen Umfang und das wirre Durcheinander der Felsblöcke erkennen. Auch ist die Ablösungsfläche am Roßberg noch genau wahrnehmbar.

Gerade dort, wo das feste Gestein auf Thon, Mergel oder Letten auflagert, und der Abhang nicht allzu steil ist, kommt es außerdem noch zu jener Art von Bergstürzen, die durch ein allmähliches Abgleiten der Berglehnen eingeleitet werden. Der Gebirgsbewohner spricht bei einem langsamen Vorrücken eines Hanges von einem wandernden oder laufenden Berg. Auch hier sind es stärkere Niederschläge, von denen die Bewegung durch die Durchweichung der Mergel- und Lettenschichten ausgeht. Sind diese Schichten

sehr stark, so können auch größere Hohlräume ausgewaschen werden. Ist aber, wie schon erwähnt, der Abfall der Bergflanke nicht sehr steil, und lassen die Niederschläge bald wieder nach, so kann der wandernde Teil des Berges nach einiger Zeit wieder zur Ruhe kommen. Anders dagegen, wenn die Niederschläge lange andauern. Dann gleitet zwar



Durch Bergsturz zerstörte Häuser in Klappal.
Größ. Kammerphotograph Bruner-Dvorak phot.

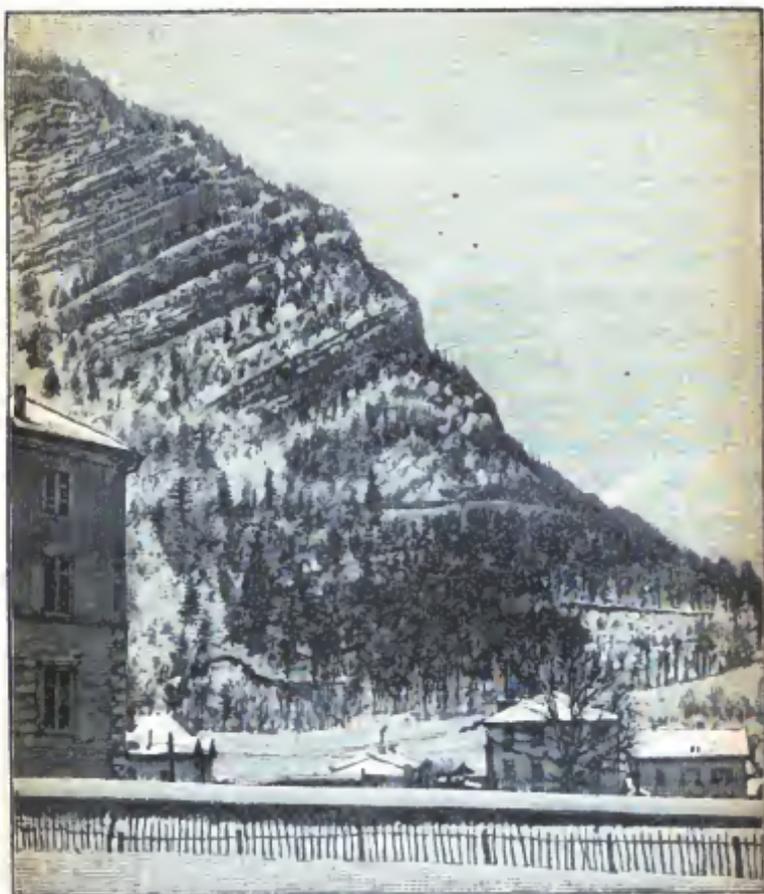
anfangs die Berglehne ebenfalls nur langsam abwärts, je mehr aber der weiche Untergrund ausgegabt wird und je größer die Masse des vorrückenden Gesteins wird, desto stärker lastet auch der Druck nach unten, bis dann eine plötzliche Losreißung und ein Bergsturz erfolgt.

In dieser Weise vollzog sich der Bergsturz bei dem im Mittelgebirge in der Nähe von Tepliz gelegenen Dorfe Klappai im April des Jahres 1898. Das Dorf Klappai

liegt am Fuße des 400 Meter hohen Hasenberges, der aus Basaltfelsen besteht und von Lettenschichten durchsetzt wird. Schon in den letzten Tagen des März hatten die Bewohner bemerkt, daß nach den vorausgegangenen heftigen Regengüssen sich der obere Teil der dem Dorfe zugewandten Berglehne in Bewegung setzte. In der Nacht vom 2. zum 3. April wurden die Bewohner des Dorfes plötzlich durch ein donnerähnliches Getöse aus ihrer Ruhe aufgeschreckt. Entsetzt stürzten die Leute auf die Straße, alles im Stich lassend. Schreckensbleich, kaum mit dem Nötigsten bekleidet, flüchtete man auf die benachbarten Felder. Niemand wußte im ersten Augenblick, woher das furchtbare Getöse stammte. Erst allmählich wurde es klar, daß die Berglehne abgerutscht war. Am nächsten Morgen ergab sich, daß sie in südöstlicher Richtung niedergegangen war, alles mit sich fortreisend und unter ihren Trümmern begrabend. Es hatten sich Oeffnungen gebildet, die die Tiefe zweistöckiger Häuser aufwiesen, und dafür waren an anderen Stellen förmliche Berge aufgetürmt worden. Vierzig Häuser waren fast spurlos verschwunden, eine Anzahl anderer schwer beschädigt. Einzelne Bruchstücke derselben fand man an Punkten wieder, die bis zu 60 Meter von dem ursprünglichen Standort entfernt waren. Menschenleben waren glücklicherweise nicht zu beklagen.

In anderen Fällen sind es die Arbeiten des Menschen, die die Ursache eines Bergsturzes werden. Schon bei der Anlegung von Straßen und Eisenbahnen müssen die Abhänge der Berge vielfach angeschnitten werden, und nicht immer ist die Sicherung nach der Bergseite hin so stark, daß sie kleinere Senkungen und Rutschungen der Berglehne verhindert. Noch mehr aber wird der Zusammenhang einer Bergflanke gelockert, wenn sie an einer Stelle zur Gewinnung von Bodenschätzen, wie Schiefer, Kalk und Thonerden, bergmännisch abgebaut wird, und in sie tiefe Gänge

getrieben werden. Es ist dann unvermeidlich, daß in dem darüber gelagerten Steilhang Risse und Sprünge entstehen, die anfänglich nur oberflächlich verlaufen, später aber mehr



Der drohende Bergsturz bei Noiraigue (Craversthal): Profil des Roche Caillot.

und mehr in die Tiefe hinabgehen, die ganze Gesteinsmasse zerklüftet und sie von den tieferen Schichten loslösen, so daß endlich der Absturz erfolgt. Ein Knistern und Krachen im Innern des Berges, sowie das Herabrieseln und Ab-

bröckeln kleinerer und größerer Felsstücke und zuletzt das Ausbrechen von Blöcken am Fuße sind Anzeichen für die fortschreitende Ablösung der Massen und den nahe bevorstehenden Eintritt des Sturzes.

Unter solchen Umständen spielte sich der große Bergsturz von Elm im Sernsthal im Kanton Glarus am 11. September 1881 ab. Südöstlich von Elm erhebt sich mit steilen Wänden der Tschingelberg, der in den unteren Teilen aus Sandsteinen besteht, über denen Dachschiefer lagert, auf dem sich dann wiederum gewaltige Schichten von weicherem, sogenanntem wilden Schiefer und von Kalk aufbauen. Bereits in früheren Jahren hatte man am Tschingelberg Risse und Senkungen beobachtet. Anfang der sechziger Jahre begann man den Dachschiefer, der teils zur Dachbedeckung, teils zur Herstellung von Schiefertafeln verwendet wurde, abzubauen, und der Betrieb vergrößerte sich bald so, daß schon im Jahre 1879 ein 180 Meter langer wagerechter Gang in die Dachschieferschicht getrieben worden war. Gerade über diesem Gang erstreckten sich die Schichten des wilden Schiefers, der stark zerrissen und zerklüftet war. Je mehr der Schieferabbau in das Innere des Berges fortschritt, desto mehr wurde natürlich den übergelagerten Massen des wilden Schiefers der Halt genommen. Infolgedessen entstanden hier breitere und tiefere Klüfte, die sich von Jahr zu Jahr vergrößerten und mehrten. Trotzdem wurde der Betrieb nicht nur nicht eingestellt, sondern man sprengte sogar, um die Gewinnung des Dachschiefers zu steigern, mit Pulver und Dynamit. Dadurch erweiterte sich namentlich oben im wilden Schiefer eine Hauptspalte immer mehr, die sich etwa 250 Meter hoch über dem abgebauten Gang hinzog. Ende August 1881 hatte diese Spalte, die teilweise 2 bis 3 Meter breit war, die ganze Breite des Berges durchsetzt, so daß dadurch eine gewaltige Felsbank von dem Grundstock des Berges abgetrennt wurde. In

der Ortschaft Elm war man selbst der Ueberzeugung, daß der Berg kommen würde, nur glaubte man nicht, daß der Absturz schon so bald bevorstehe. Vom 25. August bis zum 10. September gingen nun ungeheure Regennmassen nieder, die das bereits erschütterte Gefüge des Gehänges noch mehr lockerten. Schon am 7. und 8. September traten kleinere Stürze ein, und am 11. September kurz nach 5 Uhr nachmittags erfolgte der Absturz in drei Abschnitten. Der erste Teil der abbrechenden Massen traf die nächsten Häuser des Dorfes Elm, wobei viele Menschen erschlagen wurden, die zur Hilfeleistung herbeigeeilt waren. Bei dem nachfolgenden Hauptsturz glitten die Felsmassen zuerst auf der Ablösungsstelle abwärts, prallten dann auf eine kleine Felsterrasse unterhalb des Eingangs zum Dachschieferwerk auf, von der aus sie wagerecht hinausgeschleudert wurden, um darauf zu Boden zu stürzen. Nach dem Aufschlagen im Thal schoß ein Strom geradeaus weiter gegen das gegenüberliegende Thalgehänge des Düniberges und lief dort ungefähr 100 Meter bergan. Dadurch fanden noch viele Flüchtlinge, die sich hier in Sicherheit glaubten, den Tod. Die Hauptmasse stürmte etwa 1400 Meter weit über die Thalsohle hin, Häuser und Bäume unter sich begrabend. Dieser Hauptstrom bewegte sich mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er nach zwei Minuten bereits wieder vollständig zur Ruhe gekommen war. Die Schuttablagerung im Thal war $1\frac{1}{2}$ Kilometer lang und 300 bis 400 Meter breit. Es wurden 114 Menschen getötet und 22 Wohnhäuser mit etwa 50 Stallungen zerstört.

Ebenfalls durch den Abbau von Dachschiefer herbeigeführt wurde der kleinere Bergsturz von Raub am Rhein, der sich am 10. März 1876 ereignete und 25 Menschen das Leben kostete; auch die unlängst gemeldete Bewegung einer Berglehne im Traversthal, das tief in den Neuenburger Jura einschneidet, ist durch bergmännischen Abbau

veranlaßt. Man gewinnt hier natürlichen Zement, zu welchem Zweck man zahlreiche bis zu 250 Meter lange Stollen in den sich über der Ortschaft Noiraigue erhebenden Roche Caillet getrieben und ihn so vollständig unterwühlt hat. Der befürchtete Sturz ist bis jetzt nicht erfolgt, und man hofft durch Zuschüttung der Stollen die drohende Gefahr von dem Dorfe abwenden zu können.

Zuweilen werden auch Bergstürze, wenn sonst die geschilderten Vorbedingungen vorhanden sind, durch Erdbeben hervorgerufen. So gab zu dem bereits im Eingang erwähnten gewaltigen Bergsturz vom Dobratsch in Kärnten das große venetianische Erdbeben den Anstoß. Das Erschütterungsgebiet dieses Erdbebens erstreckte sich von Neapel bis Basel. Vom Dobratsch stürzte die ganze Südwand ein. Die Trümmer legten sich als ein ungeheurer Schuttkegel, die sogenannte Schütt, quer über das Gailthal, so daß der Gailbach gestaut wurde, und das obere Gailthal der Versumpfung anheim fiel. Unter den Schuttmassen wurden 17 Dörfer und 3 Schlösser begraben. Ein anderes Erdbeben im Jahre 1855 ließ Bergstürze im Wipsthal, in Graubünden, bei Pfäfers, im Rhonethal und im Kanton Valais eintreten, wo sich von der Spitze des Wetterhorns eine Felswand loslöste und unter donnerähnlichem Geträch in die Tiefe prasselte.

Meist ist es, wie wir gesehen haben, nur ein kleinerer Teil eines Berges, der sich von dem Hauptstock abtrennt und abstürzt. Mitunter stürzt aber auch ein ganzer Berg zusammen. In neuerer Zeit ist dieser Fall in der Dolomitenkette in Südtirol an der Bocca di Brenta beobachtet worden, die einen tiefen Einschnitt in dieser Berggruppe bildet. Diese ganze Gruppe wird durch nadel- und turmförmige Erhebungen gekennzeichnet, die aus kieselharten Kalksteinschichten, die sich orgelpfeifenartig nebeneinander aufbauen, zusammengesetzt sind. In der Regel sind diese Schichten

wagerecht gelagert. Bei dem genannten Gipfel aber lag eine dieser Schichten schräg. In den dadurch entstandenen Zwischenraum sickerte das Wasser ein, froh und sprengte die ganze darüber emporragende Bergmasse ab. In einer stürmischen, von Regengüssen begleiteten Septembernacht des Jahres 1834 rutschte der Gipfel ab und schlug, in zahllose Trümmer zersplitternd, in die Thalsohle hinunter.

Die Bergstürze beschränken sich jedoch nicht nur auf das Hochgebirge, sondern sie treten auch, allerdings seltener, in den niederen Gebirgszügen auf. So sind wiederholt Bergstürze an den Thüringer Muschelkalkbergen beobachtet worden, und zwar da, wo an den unteren Abhängen der Rötthon sichtbar wird. Auch längs des Steilrandes der Schwäbischen Alb, wo ebenfalls Thonschichten das Felsgestein durchsetzen, erfolgen von Zeit zu Zeit Bergstürze, und im Dezember 1899 wurde das allen Italien bereisenden Fremden wohlbekannte, herrlich gelegene Amalfi am Golf von Salerno von einem Bergsturz heimgesucht. Es wurden dabei drei Bauernhäuser, der Leuchtturm, das Hotel Santa Caterina und ein Flügel des Grand Hotel Cappucini ins Meer hinabgerissen. Zwölf Menschen kamen dabei ums Leben. Als Ursache der Katastrophe wird der Bau des Straßentunnels, sowie das fortgesetzte Steinbrechen am Fuß des steilen Vorgebirges, das zum Zweck des Straßen- und Hafenbaues seit Jahren erfolgt war, angesehen.

Wie in der europäischen Gebirgswelt, so kommen selbstverständlich auch in den Gebirgsketten der anderen Erdteile Bergstürze vor, von denen aber nur selten eine Kunde zu uns dringt. So ereignete sich ein gewaltiger Bergsturz im September des Jahres 1893 an einem der Ausläufer des Himalaja bei dem Orte Gohna, der im Thale des Birahigangasflusses liegt. Das Stürzen und Gleiten der Massen dauerte hier drei Tage. Bei der Steilheit der Felswände war die Heftigkeit des Sturzes anfänglich so groß, daß

viele Blöcke von der rechten Seite des Thales durch den seichten Fluß hindurch auf die linke Seite hinüberrollten und sich hier zu einem hohen Rücken aufstürzten. Die später langsamer herabgleitenden Massen lagerten sich im Fluß und auf der rechten Thalseite ab, so daß das ganze Thal quer von einem haushohen Damm durchzogen wurde. Hinter diesem Damm staute sich das Wasser des Flusses zu einem See an. Zwar trat dieser über den Damm hinweg und bahnte sich einen Abfluß, aber zum Teil blieb er doch erhalten. Gegenwärtig hat er noch eine Länge von über 4 Kilometer, eine Breite von 500 bis 700 Meter und eine Tiefe von 16 Meter.

Auch da, wo durch den Bergsturz nur Teile eines Berges abgerissen werden, gehen doch ungeheure Gesteinsmassen nieder. So ist die Gesteinsmasse, die am Tschingelberge bei Elm abstürzte, auf 10 Millionen Kubikmeter geschätzt worden. Das Trümmerfeld von Goldau hat man auf 15 Millionen Kubikmeter berechnet, und von den Diablerets in den Berner Alpen wurden durch die Bergstürze des vergangenen Jahrhunderts sogar 50 Millionen Kubikmeter Gestein abgetragen. Der größte Bergsturz vollzog sich in den Alpen in vorgeschichtlicher Zeit bei Flims am Boder-rhein. Das hierbei in der Niederrung abgeladene Gesteinsmaterial beläuft sich nach fachmännischer Schätzung auf 15 Kubikkilometer. Mittel gegen solche Vorgänge giebt es nicht. Man hat mehrmals versucht, den mit dem Absturz drohenden Hängen durch Beschießung mit Geschützen eine ungefährliche Fallrichtung zu geben, aber ohne Erfolg. So bleibt denn weiter nichts übrig, als die verdächtigen Steilhänge genau zu überwachen und die Bewohner der gefährdeten Gebiete rechtzeitig zur Räumung ihrer Niederlassungen anzuhalten, damit wenigstens die Menschenverluste auf das geringste Maß beschränkt werden.



Unter fremdem Willen.

Eine Geschichte vom Walchensee. Von Otto Behrend.



(Nachdruck verboten.)

Werden wir ihn nun bald sehen — deinen Walchensee?"

„Ja,“ entgegnete die junge, zierliche Frau, bewegte aber wie abwehrend den Kopf und schritt am Rande der sanft ansteigenden Straße weiter, in Gedanken den Blick vor sich gerichtet.

Ihr Gatte, der neben ihr ging, betrachtete sie eine Weile schweigend von der Seite.

„Du bist mit einemmal so still geworden, Helene,“ sprach er dann, „und vorher warst du doch so lebhaft in der freudigen Erwartung. Fühlst du dich nicht wohl, Helene? Es ist auch ziemlich heiß.“

Die junge Frau wendete den Kopf seitwärts und sah ihren Gatten voll mit den großen grauen Augen an. „Es war nicht freudige Erwartung, Heinz; ich war erregt, und jetzt —“

„Und jetzt?“

Sie gab keine Antwort, schneller schritt sie aus. Halb verwundert, halb besorgt schaute ihr Gatte auf sie. Er fühlte es in diesem Augenblicke wieder einmal, daß ihm seine Frau innerlich noch fremd sei, trotzdem sie ihm schon

ein Jahr angehörte, daß etwas Geheimnisvolles noch auf dem untersten Grunde ihrer Seele ruhe. Es mußte ein Schatten aus ihrer ersten Ehe sein, über die sie niemals viel hatte sprechen mögen.

„Es kommt schon noch die Zeit, wo ich dir alles sage,“ hatte sie stets seine Fragen abgewehrt, und in ihrem Auge lag dabei eine so rührende, herzbewegende Bitte, daß er sich fügte.

Sie kamen um eine neue Biegung an der höchsten Erhebung der herrlichen Kesselbergstraße. Da blieb die junge Frau stehen. Unten schimmerte der Walchensee, die Perle Südbayerns, im Glanze der Sonne, tief blaugrün, mit leicht gewellter Fläche, von dunklen Waldbergen umrahmt, fern am jenseitigen Ufer begrenzt von grünen Höhen, hinter denen die gewaltige Kalksteinkette des Karwandelgebirges emporragte. Zu ihren Füßen zunächst die wenigen Häuschen Urfelds.

Der Mann war überrascht von dem wunderbaren Anblick, auch er hatte den Schritt gehemmt.

Da wich die junge Frau langsam zu ihm zurück, ihr Kopf legte sich an seine Brust, er umfaßte sie leicht mit dem Arm.

„Dort unten starb Giesler,“ sprach sie tonlos.

„Ich dachte — in München.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, dort unten.“

„Mein armes Kind, du hast ihn doch wohl sehr lieb gehabt.“

„Nein!“ hart stieß sie es heraus. „Doch komm jetzt, Heinz, komm — noch heute sollst du alles wissen.“

Sie ergriff seine Hand, und so schritten sie schweigend bis zum Ufer hinab.

„Wohin jetzt, Helene, rechts oder links?“ fragte der Mann.

„Links, Heinz, wir gingen damals auch dort.“

Links geht eine bequeme Fahrstraße in mannigfachen Windungen zwischen Berg und See entlang in die Zachenau. Freundlich schien die Frühlingssonne, warm, aber nicht lästig. Die Augen der jungen Frau waren fast unverwandt auf die in der dunklen Umrahmung der Wälder einen fast düsteren Eindruck machende Wasserfläche gerichtet. Ihr Gatte hielt sich ein wenig hinter ihr; er wollte sie, die augenscheinlich ihren Gedanken nachhing, nicht stören.

Trotzdem Heinz Horstmann mit großer Spannung dem entgegenschau, was Helene ihm enthüllen wollte, konnte er sein empfängliches Gemüt doch nicht dem großartigen Reize der Landschaft verschließen; bei jeder Windung der Straße enthüllten sich ihm neue Schönheiten.

Mit einemmal hielt die junge Frau an einer Stelle an, wo ein Holzgeländer eine Strecke weit am See entlang gesetzt war. Sie stützte beide Hände darauf und sah ins Wasser hinunter.

„Heinz,“ fragte sie, „siehst du, wie tief es da hinuntergeht?“

Schroff fiel das Ufer zum Seespiegel ab. Die Tiefe des Wassers mußte am Fuß der felsigen Wand sehr groß sein, denn nur ganz am Rande zeigte es sich lichtblaugrün, weiterhin verlor sich alles in schwarze unheimliche Nacht. Einige große Fische strichen langsam im kühlen Naß dahin.

„Ein mächtiger Absturz, Helene, aber schön, wunderbar —“

„Nein, Heinz,“ unterbrach sie ihn, „schaurig. Komm weiter.“

Sie blieb nun an seiner Seite, hängte sich an seinen Arm. Und er fühlte, daß sie zitterte.

Im Vorübergehen wies sie auf einige Stämme, die, vor Jahren in den See gestürzt, nach und nach wasserschwer untergesunken waren und an Felszacken hängend kahl und grau ihre Aeste ausbreiteten.

„Ist es nicht, als zögen sie einen nach in die Tiefe? Und der da — er liegt mit der Krone nach oben — ist es nicht, als strecke er die Arme aus?“ Wie gebannt verlangsamte sie den Schritt.

„Aber Helene, weshalb solche Vorstellungen?“

„Laß mich“ — sie schaute noch eine Weile — „komm weiter.“ Sie legte die Wange auf seinen Arm. „Ich bin ja so glücklich.“ Und doch durchschauerte es wieder ihren Körper.

Dann blieb sie an einem „Marterl“ stehen, einem halbverwischten Bild, auf Blech gemalt, einige Zeilen Schrift darunter. „Hier ist vor mehreren Jahrhunderten ein Mönch mit seinem Pferde von Räubern in den See gestürzt worden,“ sprach sie, „wir haben es damals auch gelesen, ich erinnere mich noch gut. Der See giebt kein Opfer heraus, sagt man, wer in seine Gewalt gerät, ist für immer dahin, kein Menschenauge sieht ihn je wieder.“

„Man sagt das von manchen Bergseen.“

Sie nickte dazu. „Laß uns weitergehen,“ sprach sie dann.

Das einsam an einer Bucht auf freundlich sich breiter Thalwiese gelegene Gehöft Sachenbach kam in Sicht. Sie gelangten schnell näher.

„Wie lieblich es daliegt!“ sagte Helene.

„Ein wahres Schmuckkästchen, wie es scheint.“

„Und es thut so wohl, das sichere Haus der Menschen zu sehen, die grüne Wiese nach der schmalen Straße zwischen den düsteren Berghängen und dem schaurigen See. Nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Dort will ich dir alles erzählen.“ Sie atmete tief, als weiche eine schwere Last von ihr.

Eine große Dogge kam ihnen entgegengesprungen, vertraulich werdend. Sie streichelten das Tier, das ihnen dann folgte.

Bald erreichten sie eine kleine Kapelle, die im Thalgrunde seitwärts der Straße neben einer großen Scheune stand.

„Hier wollen wir bleiben, Heinz, das Gras ist trocken,“ sie fühlte es an, „wenn du deinen Mantel ausbreitest, sitzen wir auf dem Wiesenrande ganz gut.“

Sie setzten sich, so daß sie den Ausblick auf den See hatten. Die junge Frau nahm ihren Hut ab und legte ihn neben sich, einige sich frisch belaubende Ebereschen gaben so viel Schatten, daß die Sonne nicht lästig fiel. Nach einer Weile des Schweigens begann sie: „Du weißt es, Heinz, ich habe es dir schon gesagt, daß Giesler eine dämonische Macht über mich besaß. Als er nach kurzer Bekanntschaft um meine Hand anhielt, mußte ich ihm folgen, trotzdem ich es nur bedrückten, unfreien Herzens that. Ich war erst siebzehn Jahre alt, und für seinen Künstler Ruhm hatte ich noch kein Verständnis. Auch meine Eltern waren nicht so ganz einverstanden, wenigstens hätten sie die Heirat gern noch ein paar Jahre hinausgeschoben, aber andererseits lockte sie der große Ruf des Bildhauers, des noch nicht dreißigjährigen Mannes, und er — er brauchte mich nur anzusehen mit dem stillen, unergründlichen Blick seiner großen, dunklen Augen, und ich war gebannt, ich mußte thun, was er wollte. Nie habe ich je wieder ähnliches empfunden. Ich kann dir nicht beschreiben, wie es ist — man wird zum Nichts, zur mechanischen Puppe. Nicht mit Widerstreben, nein — es ist, als handle man nach eigenem Willen, und doch ist man sich bewußt, daß es der Wille eines anderen ist. Sieh, Heinz, in deine Augen kann ich ruhig sehen, solange du willst, das thut mir nichts, da fühle ich Sicherheit, Freiheit, Glück.“

„Und doch hast du ihn geliebt?“ Er mußte es unwillkürlich fragen, nie hatte er sich völlig von Eifersucht freihalten können im Gedanken an ihren ersten Mann.

„Nein, Heinz“ — sie schüttelte ernst den Kopf —

„ich wußte gar nicht, was Liebe war. Nur ganz zuletzt, das war so sehr, sehr traurig, und da sah er mich ganz anders an, da hatte er nicht den stillen, zwingenden Blick mehr, o nein —“

Sie saß kurze Zeit in Gedanken, das Auge auf die blühende Wiese gerichtet.

„Alle mußten uns für glücklich halten, und wir waren es auch, so in landläufigem Sinne.“

Er behandelte mich immer gut, rücksichtsvoll, aber wie ein Kind. Seine herrische Natur brauchte er gegen mich nicht herauszukehren, denn ich folgte ganz von selbst seinem leisesten Winke, dem kleinsten Worte. So wandelte ich neben ihm halb wie im Traum, oft auch waren wir fröhlich, besonders wenn er so recht zufrieden mit dem war, was er schuf.

Fast drei Jahre dauerte so unsere Ehe, da kam das Schreckliche, das er — obwohl er mir nie davon gesprochen — insgeheim in der letzten Zeit immer schon befürchtet hatte: die ersten Anzeichen der Schwindsucht stellten sich ein. Sein Vater war an dieser Krankheit gestorben und seine beiden älteren Geschwister auch. Er als der Jüngste hatte gehofft, von dem Erbübel verschont zu bleiben. Und nun packte die tödtliche Krankheit auch ihn. Er war nicht der Mann, um standhaft zu tragen, sich mit Würde in das Unvermeidliche zu fügen. Dumpfer Verzweiflung gab er sich hin, nachdem er erkannt hatte, daß die letzte Hoffnung, es könne nur ein vorübergehender Katarrh sein, eitel sei. Tagelang konnte er brütend darsitzen, mich beachtete er kaum mehr, er sprach nur das Nötigste und auch das nur mit Widerstreben.

Was ihn bewegte, kann wohl nur der ganz nachfühlen, der sich in gleicher Lage befindet. In der Blüte der Jahre sollte er scheiden, aus einem Leben, in dem er sich glücklich fühlte, an dem er mit Zähigkeit hing, und — was für

ihn das Schwerste war — aus der aufsteigenden Bahn zum höchsten Ruhme sollte er jäh herausgerissen werden in die ungewisse Nacht, in die Vergessenheit des Todes, ehe er erreichen konnte, was sein Genie ihm verhieß.

Mitunter raffte er sich auf und eilte ins Atelier, arbeitete rastlos vom Morgen bis zum Abend, als wolle er in kurzer Frist noch das Werk eines langen Lebens vollenden. Dann wieder folgten Tage dumpf brütenden Verzweifeln. Alle ärztlichen Ratschläge wies er von der Hand. „Wozu? Ich bin ja doch nicht zu retten.“ Er war es auch nicht, er fühlte es selbst am besten. Schließlich gingen wir mit Anfang des Winters nach Sizilien. Vergebens. Die Krankheit ließ sich nicht einmal zeitweise zum Stillstand bringen.

Im Juni, etwa ein Jahr, nachdem er sich über seinen Zustand klar geworden war, kehrten wir nach München zurück. In der Heimat wollte er den Tod erwarten. Er verfiel schnell. Ich that mein möglichstes, seine Leiden zu lindern, er erkannte es bisweilen auch dankbar an, die einzigen Minuten, wo er sich aus seinem apathischen Zustande wiederfand.

Etwa vierzehn Tage nach unserer Rückkehr fragte er mich eines Tages: „Liebst du mich von ganzem Herzen, Gela?“

„Ja,“ antwortete ich. Ich mußte die Lüge sprechen im Banne seiner Augen, die noch immer die gleiche Macht über mich besaßen. Ich war verwundert, aufs höchste erstaunt, denn es war das erste Mal, daß er diese Frage an mich richtete. Er hatte es wohl stets für selbstverständlich gehalten, daß ich, die er begehrte, auch ihn liebe.

„Wir wollen morgen an den Walchensee,“ fuhr er fort, „du brauchst nichts einzupacken, wir wollen nicht übernachten.“

Er sagte es in dem gleichen müden Tone, den ich schon seit lange an ihm gewöhnt war. Sein Vorhaben war mir

auffällig, aber nicht derart, daß ich einen Verdacht geschöpft hätte. Er liebte den Walchensee, er hatte mir oft von ihm gesprochen, doch waren wir miteinander noch nicht hingekommen.

Abends schrieb er einige Briefe, an wen wußte ich nicht. Anderen Morgens fuhren wir mit dem ersten Zuge nach Kochel, ein Einspänner brachte uns nach Ursfeld. Beim Mittagessen rührte er die Speisen kaum an, sprach kaum ein Wort, schwermütig starrte er nur immer wieder aufs Wasser hinaus. In voller Schönheit zeigte sich der See, in vollem Sonnenglanze wie heute, nur war es weit heißer, und alle Bäume prangten im reichen Blätterschmuck. Was mag er empfinden, dachte ich, wenn ich ihn beobachtete, der Aermste, der so bald von dieser herrlichen Welt scheiden soll. Tiefe Trauer beschlich mich, unaussprechliches Mitleid, denn was er wirklich sann und empfand, ahnte ich noch nicht.

Sofort nach dem Essen bezahlte er, und wir gingen langsam den gleichen Weg wie heute. An derselben Stelle, wo ich vorhin stehen blieb, machte er Halt, schwer stützte er sich mit beiden Händen auf das Geländer und sah unverwandt auf den schaurigen, aus lichtigem, schmeichelndem Blaugrün in nachtschwarze Tiefe sich verlierenden Absturz der Felsen.

„Hela,“ keuchte er plötzlich, „ich will da hinab.“ Er packte mich am Handgelenk. „Hela, du gehst mit mir!“ Ich fühlte seinen eisernen, krallenden Griff, eisig überlief es mich, das Blut stockte mir im Herzen, ich wollte schreien, um Hilfe rufen, aber wie gelähmt waren mir die Muskeln, jeder Nerv. Im nächsten Augenblicke würde ich ihm trotz der entsetzlichsten Todeschrecken, die mir in wenigen Sekunden die grausigsten Bilder vor die Seele riefen, gefolgt sein. Ich fühlte schon das quellende Wasser, das Gurgeln, ich wähnte schon zu erstickn —“

„Errege dich nicht so, Helene,“ unterbrach sie die bekannte Stimme ihres Mannes, und er legte ihr sanft die Hand auf das Haar.

„Laß mich nur, Heinz. Was ich damals ertrug, kann ich auch jetzt ertragen, im Glück, in Sicherheit. — Ja, Heinz, ich wäre ihm willenlos gefolgt aus dem vollen Leben in die finstere Todesnacht ohne einen Schrei, ohne Widerstand. Da ließ er mich los, aber nicht um mir die Freiheit zu geben, und ich floh nicht — ich floh nicht, Heinz, da ich ihm, der kaum einige schnelle Schritte machen konnte, doch mit Leichtigkeit hätte entinnen können. Ich floh nicht, Heinz, trotzdem ich wußte, daß er nicht anderen Sinnes geworden sei. Es war gräßlicher, als wenn er mich ohne weiteres mit sich hinabgerissen hätte — wie ich so dastand, frei, mit freien Gliedern und doch gelähmt, im Banne seines Willens, der plötzlich wieder wie mit einem Eisenpanzer mich dämonisch umschnürte. Seine Augen ruhten auf mir, seine Augen mit dem bannenden Blicke.

„Liebst du mich, Hela?“ fragte er.

„Ja,“ stöhnte ich. Ich lag es ihm vor im Angesicht des Todes; aber ich sprach es nicht — nein, nein, er sprach es selbst zu sich aus mir.

„Du versichertest es mir schon einmal, Hela, gestern,“ antwortete er. „Ich glaube dir, und deswegen gehe ich nicht allein.“

Ich hatte mir also selbst das Todesurteil gesprochen.

„So komm,“ fuhr er fort. Ich bot ihm selbst meine Hand, damit er mich mit sich hinabreißt. Noch ein Schritt — und es war vorbei.

In diesem verhängnisvollen Augenblicke schlugen helle Stimmchen mit einemmal an mein Ohr, spielende Kinder kamen um die Felsede hinter uns, danach die Eltern Arm in Arm.

Giesler warf einen Blick zurück — es konnte nicht

mehr unbemerkt geschehen. Er ließ meine Hand los und ging weiter, ich folgte ihm. Ich flüchtete mich nicht in die rettende Arme der Menschen, aber noch heute klingt mir jedes helle Kinderstimmchen wie Engelsgesang in den Ohren. Ich folgte ihm, keinen Blick wandte ich hinter mich, ob die Menschen uns auch folgen. Freilich hörte ich ja die hellen Stimmchen, aber in immer weiterer Entfernung.

Er ging voran, ich hinter ihm, und da sah ich auch die Baumstämme im Wasser liegen, die leichenfahlen, ertrunkenen Stämme, die ihre kalten, gräßlichen Arme nach mir reckten — und ich floh nicht.

Am Marterl blieb er stehen und las es. „Ja, ja,“ murmelte er, „der See giebt nichts heraus. Wir werden dort unten ewig vereinigt sein, Hela, kein Mensch wird es wissen.“

Ich dachte nicht daran, ihm zu widerstreben, der Bann um mich war vollständig geschlossen; wie ich bisher stets unter seinem Willen gestanden hatte, so fiel es mir auch jetzt gar nicht ein, daß es eine Möglichkeit gäbe, ihm zu widerstreben.

Die Kinderstimmchen kamen wieder näher, er ging weiter, ich dann neben ihm. Das Ufer wurde flacher, er bemerkte es wie ich — erkehrte nicht um, die unschuldigen Stimmchen trieben ihn vorwärts.

Ein Bauersmann, der ein Holzfuhrwerk leitete, zog mit einem „Grüß Gott!“ an uns vorüber.

Das Haus in der Seebucht erschien, wir gingen weiter, daran vorbei, hier vorüber an dieser Stelle, dort hinein in den Wald.“

Die junge Frau wies mit dem Finger auf den im dunklen Grün jenseits des Wiesenthales sich türmenden Hochwald.

„Ein schmalerer Weg bog am Berghange im dichten

Walde von der Fahrstraße ab, wir schlugen ihn ein. Noch eine kurze Strecke, dann setzte Giesler sich auf den Stamm einer entwurzelten Tanne, schwer sank sein Kopf vornüber, schlaff legten sich die Arme auf die Kniee, die fahlen, abgemagerten Hände fielen herab. Der für seine Kräfte viel zu weite Weg hatte ihn völlig erschöpft.

Eine Weile blieb ich noch stehen. Mit Leichtigkeit hätte ich fliehen können, aber der Wille dazu blieb mir fern. Endlich ließ ich mich ihm gegenüber auf dem moosigen Wegrain nieder. Eine lähmende Mattigkeit kroch in meine Kniee.

So saßen wir stumm im schweigenden, düsteren Hochwald, über uns nur das leise, geisterhafte Raunen und Weben. Grelle Sonnenflecke ruhten auf den Stämmen und im trockenen Moose.

Wir sprachen kein Wort, ab und zu erschütterte ein schwerer Hustenanfall seine Brust; dann preßte er die Hand auf die schmerzende Brust, um sie alsbald wieder sinken zu lassen.

Keine Menschenseele weitum, auch die Vögel schwiegen in der sommerlichen Schwüle.

Plötzlich verschwand die Sonne, einen Augenblick ward es wie tiefes Dämmern um uns. Ich sah auf die Kronen der Bäume, drohendes schwarzes Gewölk war heraufgezogen, dorthier, vom Herzogstand herüber, und hatte sich als mächtiger Ballen vor die Sonne geschoben. Am Rande gleißte es noch blendend, überschossen von weißlichen Lichtstrahlen. Meinen fieberhaft wachen Sinnen hat sich jede Einzelheit wunderbar klar ins Gedächtnis geprägt.

„Es kommt ein Gewitter,“ — ich sprach es, aber wohl nur so leise, daß er es nicht hörte. Er antwortete wenigstens nicht, blieb in unveränderter Stellung.

Der letzte Sonnenglanz erlosch, ein leichtes Rauschen ging durch die Wipfel der Bäume. Ein schwaches Auf-

leuchten, nach längerer Frist ein mahnendes Grollen hochher vom Himmel. Dann ein Riefeln und Knistern auf dem Boden, ein leichtes Staubwölkchen trieb daher, untermischt mit einigen braunen vorjährigen Blättern. Ein stärkerer Blitz — ein drohenderer Donner! Schnell zog das Gewitter über uns herauf und entlud sich mit aller Gewalt.

Heulend blies der Sturm, die Wipfel peitschend, die niederen Büsche durchsaufend, als wolle er ihnen die Blätter von den Zweigen reißen, Blitz folgte auf Blitz, der Donner krachte, prasselnd schoß der Regen nieder.

Als ihn die ersten Tropfen trafen, sah Giesler umher, dann stand er auf. Auch ich erhob mich unwillkürlich.

Er blickte hinaus ins Wetter, kein Laut kam über seine Lippen, nur einigemal war es mir, als zucke ein schmerzliches Lächeln über seine fahlen, eingefallenen Züge.

Da, ein blendender Blitz, dem sofort ein betäubender Donnerschlag folgte. Dicht oberhalb von uns ein Krachen und Splintern, dann ein schweres Rauschen. Der Wipfel einer mächtigen, vom Blitz getroffenen Tanne glitt wuchtig durch die Stämme nieder.

Ich taumelte — es war in nächster Nähe gewesen — unwillkürlich griff ich mit den Händen um mich und faßte seine Hand.

„Komm, Gela, dort unter die Buche,“ schwer atmend brachte er es heraus, „in Buchen schlägt es — fast nie ein — da sind wir — sicher.“

Er begann mich wegzuziehen, aber es war kein gewaltames Zerren, nein, mehr ein Leiten, ein Führen. Ich war ja so sensitiv für jede Berührung.

Und da ward es hell um mich, nicht vom Wetterstrahle im unheimlichen Tagesdüster, nein, vom sanften Lichte des Himmels, licht um meinen Geist — ich hatte die Lücke, die Lücke in ihm, in seinem Willen gefunden. Auch er hing noch am Leben, an dem erbärmlichen, ihn

noch beschiedenen Reste. „Dort unter der Buche, da sind wir sicher“ — unwillkürlich war es ihm entfahren in der Betäubung. Wie Engelsgesang tönte es mir in den Ohren, wie die silbernen Kinderstimmchen am See, einer schweren, bleiernen Masse gleich floß es von mir herab. Ich war ihm entschlüpft, seinem furchtbaren Willen; nie, das wußte ich jetzt, würde er mich mit sich hinunternehmen in die entsetzliche Tiefe des Sees.

Das Gewitter zog schnell über uns hinweg, aber noch lange floß der Regen, der uns, trotzdem die Buche einigen Schutz bot, doch nach und nach eiskalt bis auf die Haut durchnäßte. Als er endlich nachzulassen begann, machten wir uns auf den Heimweg. Wiesler hatte die ganze Zeit in tiefem Sinnen dagestanden, kein Wort war zwischen uns mehr gefallen. Ich ging neben ihm, der sich mühsam durch den durchweichten Moorgrund des Weges schleppte. Ich zitterte vor Kälte gleich ihm, nur Schritt für Schritt kamen wir vorwärts. Sein Zittern ward immer stärker, er begann zu wanken, und dann brach er zusammen. „Ich — kann — nicht mehr — Hela.“ Ich war zu schwach, um ihn zu stützen, und mußte ihn zu Boden gleiten lassen. Krampfhaft atmend ging seine Brust, erschüttert von schweren Hustenanschlägen.

Er hob den Blick zu mir — ich sah tief hinein. Es war ein Blick, den ich noch nicht kannte, ein weicher Blick, nichts mehr darin von der dämonischen Gewalt. Wie frei ward mir, wie leicht — ein warmes Gefühl stieg in meinem Herzen auf für den Mann, an den ich bisher als ein starres, willenloses Ding gekettet gewesen war.

Da stand ich neben ihm im einsamen Walde, fern von den Menschen, zu schwach, um ihm zu helfen. Noch immer rieselte der Regen. Was thun, wo Hilfe finden?

„Hela — es geht — zu Ende.“

Mir wirbelte alles im Kopfe. „Nein, nein, ich hole

Hilfe!" stieß ich heraus. Ich nahm mein Jackett und breitete es über den Daliegenden, dann eilte ich weg, so schnell mich meine Füße trugen. Bald hörte ich das Rollen eines Wagens, nicht weit unterhalb war schon wieder die Fahrstraße. Ich rief ihn an, es war ein einfacher, offener Landwagen. In eine Pferdebede gehüllt brachte ich Giesler nach Urfeld ins Gasthaus. Er lag in schwerem Fieber.

Unter den Gästen befand sich zufällig ein Arzt. Als er den Kranken gebettet und untersucht hatte, nahm er mich beiseite. Er sagte mir, daß es schlimm stehe, sehr schlimm; nach dem ganzen Zustande des Patienten sei der Eintritt einer Lungenentzündung gewiß.

„Sagen Sie mir alles, Herr Doktor,“ bat ich ihn.

„Ich kenne Sie nicht, gnädige Frau,“ entgegnete er, „ich weiß nicht, inwiefern Ihre Verhältnisse vielleicht die volle Wahrheit erfordern, deshalb muß ich es Ihnen jetzt schon sagen, daß nach meiner Ansicht die Tage des Kranken gezählt sind.“

Er irrte sich nicht. Zwei Tage lag Giesler noch in wilden Fieberphantasien, von seiner Kunst redete er, vom Wasser, vom Ertrinken, auch von mir. Unser Münchener Hausarzt, den ich telegraphisch berief, konnte ebenfalls keine Hoffnung geben. Ab und zu fand der Leidende durch Morphinum ein wenig Ruhe.

Ich pflegte ihn nach besten Kräften. Am Abend des zweiten Tages kam er noch einmal zu sich. Lange, lange schaute er mich an, den Oberkörper in den Kissen aufgerichtet. Ich brach in Thränen aus und sank an seinem Bette nieder.

„Hela“ — kaum hörbar brachte er es heraus. Er wollte noch mehr sprechen, ich sah es ihm an, wie es rang in seiner armen sterbenden Brust, aber es blieb nur ein unverständliches Keuchen. Erschöpft schloß er die Augen.

Nach einer Weile öffnete er sie wieder, sie waren schon halb verschleiert. Seine Hand tastete nach mir. „Werde — glücklich!“ Es war sein letztes Wort.“

Die junge Frau schwieg. Sinnend sah sie hinüber zur blaugrünen Fläche des Sees, die im Sonnenglanz schimmerte. Ihr Mann legte den Arm um ihre Schultern und zog sie sanft an sich. Sie schmiegte sich an seine Brust. Schweigend verharrten sie so lange Zeit.

„Und ist der letzte Wunsch des Sterbenden in Erfüllung gegangen, Helene?“ fragte er dann leise, dicht an ihrem Ohr.

„Ja, Heinz, ja!“ Sie rief es in festem Tone.

„Er ruhe in Frieden,“ sprach Heinz Horstmann.

„Amen,“ fügte Helene hinzu.





Die Seefackel.

Eine epochemachende Erfindung. Von D. B. Warren.



Mit 2 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Auf hoher See gleitet bei finsterner Nacht ein Dampfer durch die Fluten. Der Wind ist nicht besonders heftig, aber die See geht hoch. Der Schiffsoffizier, der auf der Brücke steht und die Wache hat, wird plötzlich aufgeschreckt durch den Ruf: „Mann über Bord!“ Schnell giebt er seine Befehle. Die Leuchtboje wird über Bord geworfen, blaues Licht angezündet, ein Boot ausgesetzt, das den Verunglückten suchen und auffischen soll. Nur in den seltensten Fällen hat jedoch das Suchen nach einem über Bord Gegangenen bei Nacht Erfolg. Die Dampfschiffe sind nicht alle mit elektrischen Scheinwerfern ausgerüstet, und ein solcher fehlt vollständig bei den großen Segelschiffen. Aber selbst, wenn man mit dem elektrischen Scheinwerfer die Wogen absucht, ist es außerordentlich schwer, eine ins Wasser gefallene Person zu sehen. Ebenso schwer ist es dem ins Wasser Gefallenen und mit dem Tode Ringenden, sich in der Richtung des Schiffes zu halten, trotzdem zeitweise blaues Licht von Deck aus gezeigt wird.

Bald wird das anders sein, dank einer Erfindung, die für Seekrieg und Seefahrt vielleicht epochemachend wirken wird. Wenn künftig der Ruf ertönt: „Mann über Bord!“ so reißt der Offizier aus einem Behälter auf der Kommando- brücke nur einen Blechcylinder heraus, der einer großen Konservebüchse gleicht. An dem Verschlußdeckel ist ein Schlüssel angebracht, mit dessen Hilfe die Lötung der Büchse leicht und schnell zu entfernen ist. Der Deckel der Büchse öffnet sich, und der Offizier auf der Kommando- brücke entnimmt ihr einen Metallcylinder, der nach unten zu in eine Spitze ausläuft. Diesen zweiten Blechcylinder schleudert er in die Wogen. Ungefähr dreißig Sekunden später schwimmt auf dem Wasser eine mit zweitausend Kerzen- stärke leuchtende mehrstrahlige Flamme — die Seefackel — die in weitem Umkreise die Oberfläche der Wogen derartig beleuchtet, daß man selbst bei unruhiger See auch kleine Gegenstände sehen kann. Wenn gar noch eine zweite oder dritte Seefackel in das Wasser geschleudert wird, so kann man eine Fläche von vielen Hunderten von Metern voll- ständig taghell beleuchten. Man muß dann den im Wasser schwimmenden Körper sehen, selbst wenn der über Bord Gestürzte bewußtlos sein sollte, und es ist jetzt leicht, ihn mit dem Boote zu retten.

Nehmen wir einen anderen Fall. In schwerem Sturm in dunkler Nacht ist ein Schiff von seinem Kurse abge- kommen. Stunden noch dauert es bis zum Morgen, und der Führer des Schiffes fürchtet, daß man in der Nähe des verderbenbringenden Landes ist, dessen Küste oder Riffe das Schiff auf das höchste gefährden. Aber die Positions- laternen zur Rechten und Linken des Schiffes und selbst die Blaulichter, die man anzündet, gestatten in der dunklen Sturmnacht nur eine Orientierung auf wenige Meter. Vermitteltst eines kleinen Mörserapparates schleudert man jetzt vom Deck des Schiffes einige hundert Meter weit

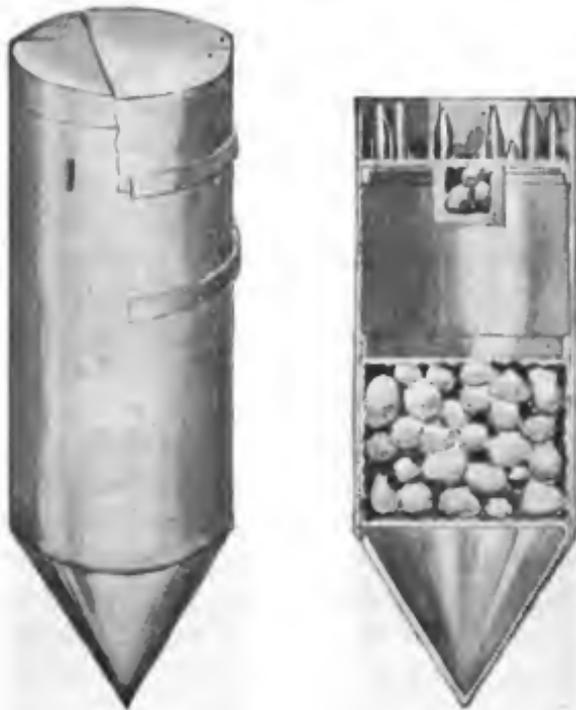
hinaus in die See eine der neu erfundenen Seefackeln. Eine zweite und dritte läßt man folgen, und taghell erleuchtet sieht man auf Hunderte von Metern die verderbendrohende Küste noch rechtzeitig genug, um durch Wenden des Schiffes die Gefahr zu vermeiden.

In schwerer Sturmnacht hören die Bewohner der deutschen Ost- oder Nordseeküste die Notsignale eines gestrandeten Schiffes. Mit Todesmut eilen die Freiwilligen der Rettungsstationen an den Strand, um mit den vorhandenen Rettungsgerätschaften dem Schiffe Hilfe zu bringen. Aber wo befindet sich das Schiff? Wohl zeigt es hin und wieder eine Laterne oder ein Licht, ein blaues oder grünes, aber dies ermöglicht nicht, die genaue Lage des Schiffes festzustellen. Es ist ebenso gefährlich wie zwecklos, mit dem Rettungsboot durch die Brandung in die tobende See hinauszugehen, um das Wrack aufzusuchen, und selbst mit dem Raketen- oder Mörserapparat kann man nach dem Schiffe nicht ordentlich zielen, um eine Rettungsleine hinüberzubefördern, weil man eben die Lage des Schiffes nicht genau kennt. Von jetzt ab aber wird man zwei oder drei von den Seefackeln mit Hilfe eines kleinen Mörsers, wie ihn fast jede Rettungsstation besitzt, mit einer Pulverladung hinausfeuern, und in weniger als einer Minute wird das in Not befindliche Schiff mit seiner ganzen Umgebung hell beleuchtet sein.

Sehen wir uns jetzt einmal eine dieser Seefackeln näher an. Sie sind höchst einfach, zweckmäßig und praktisch eingerichtet, dabei sehr billig und versagen niemals. Wie bei allen einfachen und praktischen Erfindungen aber hat es jahrelange Mühe gekostet, um die Seefackeln in ihrer jetzigen Gestalt zu konstruieren. Unsere Abbildungen zeigen die Seefackel in ihrer Verschlußbüchse und sodann einen Durchschnitt derselben. Dieser zeigt uns einen Metallcylinder, der unten mit einer Spitze versehen ist. Der Durchmesser

beträgt 8 bis 20 Centimeter, die Länge 90 bis 150 Centimeter. Je nach der Größe der Seefackel giebt diese 2 bis 12 Stunden lang ein Licht von staunenswerter Leuchtkraft.

Sehen wir uns die innere Einrichtung näher an. Die



Seefackel in der Verschlussbüchse.

Seefackel im Durchschnitt.

Spitze enthält Ballast; sie ist mit Zementmasse oder Metall gefüllt, damit die Spitze stets unten im Wasser ruht, und der Cylinder senkrecht im Wasser schwimmt. Die untere Abteilung des Cylinders oberhalb der Spitze ist mit feinen Löchern versehen und im Inneren mit Stücken von Calciumcarbid gefüllt. Wenn man Calciumcarbid mit Wasser zusammenbringt, löst sich das Calcium auf, und es entwickelt sich das mit außerordentlich heller Flamme

brennende Acetylgas. Durch Röhren steigt dieses Acetylgas aus dem Behälter, wo es sich entwickelt, bis zu den Brennöffnungen am obersten Teile des Cylinders. Aus dem obersten, verschlossenen Deckel des Cylinders treten diese Brenner, wie deutlich zu sehen ist, frei hervor. Der Hohlraum, durch welchen diese Brenner hindurchgehen, dient dazu, um den Cylinder schwimmend zu erhalten. Oberhalb des Hohlraumes befindet sich noch ein kleiner Behälter, der mit Calciumphosphor gefüllt ist. Auch er hat feine Löcher, durch welche das Wasser eindringen kann. Dabei zersetzt sich der Calciumphosphor und bildet Phosphorwasserstoff, der bei der Berührung mit der Luft sich entzündet.

Was geschieht nun also, wenn die Seefackel ins Wasser geworfen wird? Der Cylinder taucht zuerst, vermöge der Schwere und des Sturzes, in das Wasser ein und wird dann durch den Hohlraum wieder aufgetrieben, so daß er mit seinem Oberteil über der Wasseroberfläche schwimmt. Durch dieses Eintauchen in das Wasser ist nun aber in den Behälter des Calciumcarbids, sowie den des Phosphors Wasser eingedrungen, Acetylgas beginnt sich zu entwickeln, drängt durch die Röhren, die zu den Brennern führen, nach oben, passiert dabei die kleine Kammer, in der sich nach dem Austauchen des Cylinders durch die Verbindung mit atmosphärischer Luft der Phosphorwasserstoff entzündet hat, entzündet sich selbst an dieser Flamme und schlägt durch die auf dem oberen Deckel des Cylinders befindlichen Brenner hell hinaus. Das Licht brennt mit solcher Energie, daß weder Masse noch Wind es auslöschen können. Schwerer Seegang, ein über die Seefackel hinwegfahrendes Boot oder Schiff können sie allerdings für längere oder kürzere Zeit unter die Wasseroberfläche drücken, und dann erlischt natürlich das Licht. Sowie der Cylinder aber wieder durch den Auftrieb des Hohlraumes an die Oberfläche kommt, vollzieht sich der oben geschilderte Prozeß

aufs neue, und wenige Sekunden nach dem Auftauchen brennt das Gas abermals mit unverminderter Kraft. Eine große Seefackel von 150 Centimeter Länge und 20 Centimeter Durchmesser kann Hunderte von Malen unter das Wasser getaucht und ausgelöscht werden, sie entzündet sich immer wieder von selbst. Eine solche Seefackel wurde von der Schraube eines über sie hinwegfahrenden Dampfers getroffen und durch die Gewalt des Schraubenflügels so tief in das Wasser hineingedrückt, daß sie erst nach ungefähr einer Minute wieder an die Oberfläche kam. Dann aber brannte sie sofort wieder mit hellen Flammen, einen weiten Umkreis hell erleuchtend.

Erfunden wurde die Seefackel schon im Jahre 1897 von einem gewissen Wilson in Philadelphia. Dieser Mann hatte die Idee, das Acetylgas zur Wasserbeleuchtung zu verwenden, aber er wurde nicht mit der Zündung fertig. Er verwendete statt des Calciumphosphors damals noch einen anderen Stoff, der das sich entwickelnde Acetylgas zur Entzündung bringen sollte. Dieser Stoff versagte aber sehr bald den Dienst. Die Seefackel kam zwar zum Brennen, erlosch aber, sobald sie unter die Wasseroberfläche geriet. Die amerikanische Marineverwaltung sah den Wert der Erfindung ein und wollte sie im spanisch-amerikanischen Krieg bei der Blockade von Santiago de Cuba verwenden. Sie machte bei dem Erfinder auch Bestellungen, aber dieser konnte keine Seefackeln liefern, die absolut sicher funktionierten. 1898 bildete sich in Baltimore eine Gesellschaft zur Weiterverfolgung und Durchführung der Wilsonschen Idee. Es wurden Gelehrte und Fachleute der Chemie zu Räte gezogen, zwei jüngere Chemiker machten Neben-erfindungen, die durch Zusatzpatente gesetzlich geschützt wurden, und schließlich war man im August 1899 so weit, daß man sich sagen konnte, das Problem sei gelöst. Die Seefackel in ihrer heutigen Gestalt war fertig. Es wurden

Patente in allen Staaten genommen und eine Gesellschaft zur Fabrikation der Seefackeln unter dem Namen Seefackelgesellschaft (Marine Torch Company) in Baltimore gegründet.

Auch für die Kriegsmarine sind die Seefackeln höchst wichtig, scheinen sie doch bestimmt, eine vollständige Umwälzung in der Kriegsführung zur See herbeizuführen.

Wenn bisher eine feindliche Flotte den Ausgang irgend eines Hafens blockierte, so war nachts der Dienst außerordentlich anstrengend. Keine Sekunde durfte die Wachsamkeit der Mannschaften und Offiziere nachlassen, immer wieder mußte mit elektrischen Scheinwerfern das Meer und die Küste abgeleuchtet werden, und doch gelang es schnellen Schiffen stets, unbemerkt aus dem Hafen heraus und durch die Blockadeflotte hindurchzukommen. Ebenso war die Blockadeflotte sehr gefährdet, weil trotz aller Vorsichtsmaßregeln doch immer wieder feindliche Torpedoboote sich nähern konnten. Für den Torpedobootangriff ist ja die Nacht der beste Schutz und Deckmantel, und die ganze Torpedowaffe verliert die Hälfte ihres Wertes, wenn ihr das schützende Dunkel der Nacht für ihre Operationen genommen wird. Fortan wird die Blockadeflotte nach Eintritt der Dunkelheit aus ihren Kanonen Seefackeln größter Art Hunderte von Metern hinaus schleudern, so daß sie die ganze Wasserfläche vor dem Hafenausgang beleuchten. Es kann dann nicht das kleinste Boot, geschweige denn ein Torpedoboot oder gar ein großes Schiff aus dem Hafen heraus, ohne daß es von der Blockadeflotte aus bemerkt wird. Die Flotte selbst bleibt im Dunkeln liegen und bietet für feindliche Geschosse kein Ziel.

Es war für den Erfinder der Seefackeln eine besonders schwere Aufgabe, das Hinausschießen auf weite Entfernungen aus Geschützen so zu ermöglichen, daß durch den Schuß die Seefackel nicht zerstört wurde. Länger als ein Jahr haben

die diesbezüglichen Versuche in Amerika gedauert. Die amerikanische Marine hat der Seefackelgesellschaft Schiffe, Geschütze, Artilleristen, kurz, alles zur Verfügung gestellt, was für die Versuche nötig war, und schließlich gelang es, ein Mittel zu finden, welches gestattete, die Seefackeln mit einer ziemlich starken Pulverladung aus jedem beliebigen Marinegeschütz auf eine Entfernung von Hunderten von Metern in die See hinauszuschleudern, und zwar so, daß die Seefackel vollkommen unbeschädigt blieb und sofort funktionierte.

Ein Blockadeschiff, das sich vor einem Torpedoboot fürchtet, wird sich für die Nacht mit brennenden Seefackeln rings umgeben, um jeden feindlichen Angriff frühzeitig zu sehen und doch selbst im Dunkeln zu bleiben. Umgekehrt wird ein Küstenbefestigungen angreifendes Schiff das Fort, das es beschießen will, durch hinausgefeuerte Seefackeln beleuchten und dann eine vorzügliche helle Scheibe haben, während es selbst in Dunkelheit bleibt.

Wahrscheinlich wird diese Erfindung die Einführung der unterseeischen Boote, mit der man sich in allen Marinen jetzt lebhaft beschäftigt, noch beschleunigen, und die Torpedoboote werden nächtliche Angriffe nur unter großen Schwierigkeiten oder fast nie ausführen können und sich in eine Tageswaffe verwandeln, deren Wert von jetzt an erheblich sinken dürfte.





Mannigfaltiges.



Die Heilung des Verliebten. — Wie Ludwig Devrient einst seinen Freund, den berühmten Dichter und Kammergerichtsrat C. Th. A. Hoffmann, von einer aussichtslosen Liebe geheilt hat, erzählte er selbst einmal im Freundeskreise in der Wein-
stube von Lutter & Wegner. Es war an einem schönen Sonntag, Devrient kam gerade aus der Probe, da trat an der Thür des Schauspielhauses ein Dienstmädchen an ihn heran.

„Sind Sie der Herr Devrient?“

„Ja, schönes Kind, der bin ich. Was soll's?“

„Sie möchten doch so freundlich sein und unverzüglich zu meiner Madame, der Frau v. J., kommen.“

„Gut, mein Kind, das kann gleich geschehen; ich kenne Ihre Madame zwar nicht, aber eine gute Madame muß es wohl sein, denn sie hat ein sehr schönes Mädel.“

Lächelnd und knizend ging das Mädchen voran, und Devrient hörte von ihr das Folgende: Frau v. J. hatte eine Tochter Namens Eugenie, die viel Verständnis für Musik besaß; dieselbe hatte vor nicht langer Zeit bei einer musikalischen Soiree Hoffmann kennen gelernt. Es genügte aber bei Hoffmann, daß eine Dame schön und musikalisch war, um sie zu lieben, und so belästigte er denn jetzt nach kaum gemachter Bekanntschaft Fräulein v. J., die schon so gut wie verlobt war, mit seinen Liebesbeteuerungen. Frau v. J., die das exaltierte Wesen Hoffmanns kannte, wollte ihn nicht gern bloßstellen, und so wandte sie sich denn in ihrer Bedrängnis an Hoffmanns Freund.

Nach kurzer Besprechung mit Frau v. B. wußte auch Devrient Rat, und er schied von der Dame mit der Versicherung, ihr helfen zu wollen, und der Bitte, ihn sofort rufen zu lassen, wenn Hoffmann wiederum einen Besuch mache. Devrient wußte nämlich, daß Hoffmann eine höllische Furcht vor seinem „zweiten Gesicht“ besaß, mit welchem er begabt zu sein behauptete, und diese Furcht wollte sich Devrient bei seinem Plane zu nuße machen.

Er begab sich also zu Lutter & Wegner, wo er Hoffmann traf, und da er vergeblich aus ihm zu erforschen suchte, wo er den Abend zubringen gedenke, stand es für ihn fest, daß Hoffmann wieder bei Frau v. B. vorzusprechen beabsichtige.

Der Abend kam heran, und Devrient begab sich im Kostüm, wie es Hoffmann zu tragen pflegte, zur Frau v. B. Seines Freundes Maske und Stimme nachzuahmen, war ihm ein leichtes.

„Ist Fräulein v. B. zu Hause?“ fragte er den Portier.

„Jawohl, Herr Kammergerichtsrat. Das gnädige Fräulein ist im Garten.“

„Einer hält mich also schon für Hoffmann,“ dachte sich Devrient und begab sich dorthin. Er fand Fräulein v. B. in Gedanken versunken auf einer Bank sitzen. Sie erhob den Kopf, als sie ihn nahen hörte. Mit stürmischen Worten trat Devrient an sie heran. Fräulein Eugenie bemühte sich, möglichst heiter und harmlos zu sein, und bat den Herrn Kammergerichtsrat, einen Augenblick zu verweilen, sie habe den Diener noch eilig wegzuschicken.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, ich vermute, Sie wollen den Diener zu mir senden,“ sagte Devrient, die Perücke vom Kopfe nehmend.

Schnell weichte er nun die erstaunte Dame in seinen Plan ein, und es dauerte auch nicht lange, so hörten sie Hoffmann kommen. Devrient trat hinter ein Gebüsch, und genau, wie er ihn soeben gespielt hatte, gab sich der wirkliche Hoffmann. Er entfaltete vor Fräulein v. B. seine ganze Galanterie; seine Exaltation stieg mit jeder Minute; eben war er im Begriff, seiner Angebeteten sich zu Füßen zu werfen, da hörte er Schritte. Er sah auf, und entsetzt, wie angewurzelt, stand er da.

„Was ist das?“ rief er mit stammelnder Zunge. „Bist du ein Teufelspud, der mich necken will?“

„Mit wem reden Sie, Herr Kammergerichtsrat?“ fragte Fräulein v. J. mit gleichgültigster Miene.

„Gnädiges Fräulein, sehen Sie denn nicht den Doppelgänger meines eigenen Ichs?“

„Sie scherzen, mein Lieber, ich sehe nichts als den Mondschein auf dem Rasen.“

„Sie sehen nicht mein zweites Gesicht, gnädiges Fräulein? Sie müssen es sehen, o bannen Sie es, es wäre mein Tod, wenn ich es noch einmal träfe!“

Damit stürzte er davon. Auf der Treppe sah er sich noch einmal um, ob sein Geist ihn auch nicht folge, dann lief er, so schnell er konnte, davon. Fräulein v. J. war ihn auf immer los. Zu Devrient hat Hoffmann niemals in seinem Leben von seinem Abenteuer gesprochen, um so überzeugter aber war er von seiner verhängnisvollen Gabe des „zweiten Gesichts“. D. C.

Ein Land ohne Schlangen und Mäuse. — Irland ist in mehr als einer Beziehung ein eigentümliches Land. Nicht bloß seine ethnographischen Verhältnisse und sozialen Zustände, auch seine Tier- und Pflanzenwelt prägen ihm einen Charakter auf, der unter den Ländern Europas nicht seinesgleichen hat. In Beziehung auf die Tierwelt ist die Insel nicht etwa durch das ausgezeichnet, was sie hat, sondern durch das, was ihr fehlt. Außer der irischen Insel besteht kein Land in Europa, welchem die Plagegeister aller Garten- und Feldbesitzer, der Maulwurf und sämtliche Arten von Feldmäusen, gänzlich fehlen. Noch seltsamer ist aber der gänzliche Mangel von Schlangen aller Art und die sonstige große Armut an Amphibien. Während am Mittelrhein noch fünf Arten von Eidechsen vorkommen und England deren noch drei besitzt, findet sich in Irland kein Tier dieser Familie. Nicht einmal die unschuldige Blindschleiche kommt auf der smaragdnen Insel fort. Nur eine einzige Art von Kröten läßt sich bisweilen im Südwesten sehen, die Kreuzkröte; alle anderen Mitglieder dieser vielverschiedenen und doch so nützlichen Tierfamilie meiden den irischen Boden.

Rattern haben verschiedene Gelehrte in Irland einzubürgern

versucht; alle diese Versuche sind aber bis jetzt, sei es aus was immer für einem Grund, völlig mißglückt. Zuletzt noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts mißlang ein derartiges Ansiedelungsexperiment des Dr. Cleland vollständig.

Dieses Privilegium Irlands, wenig oder gar keine Lurche zu ernähren, rührt aus uralter Zeit her. Schon in Bedas Kirchengeschichte wird das Nichtvorhandensein von Reptilien in Irland erwähnt. Die Volkstradition schreibt die Abwesenheit dieser und anderer schädlicher und unangenehmer Tiere dem heiligen Patrick zu. Noch heute wird in und bei Dublin und Cork ein altes, auch in das Englische übergegangene Volkslied gesungen, in dem St. Patricks Thaten gepriesen werden. Einige Strophen darin lauten:

Im ganzen Land ist nichts bekannt
Von wilden gift'gen Tieren;
St. Patricks Hand hat sie gebanut
Aus unseren Revieren.

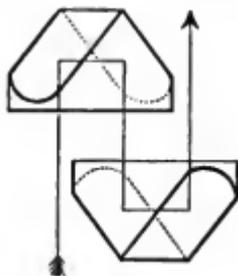
Von Angst erfaßt, entfloh'u in Hast
Der Frösch' und Kröten Heere;
Verschwunden war der Bestien Schar
Gar bald im nassen Meere.

Drum Heil St. Patricks kühner That
Und Ruhm dem wadern Manne,
Der uns von Kröt' und Schlange hat
Befreit mit heil'gem Banne!

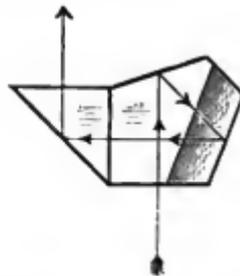
Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß Großbritannien und Irland nach der auf das Diluvium folgenden oder vielmehr mit ihm größtenteils identischen Eiszeit eine zusammenhängende und auch mit dem Kontinent verbundene Landmasse darstellten. Tiere und Pflanzen aus Deutschland und Frankreich wanderten nun langsam in England ein und von da nach Irland. Ehe aber die Einwanderung zu Ende war, und ehe also die Schlangen und Feldmäuse, von denen erstere, wie alle Amphibien, nur langsam vorwärts kommen, während die Feldmäuse sich nicht gern weit von dem Orte ihrer Geburt entfernen, nach der grünen

Insel vorgebrungen waren, ward diese durch Untersinken des verbindenden Landstriches von Wales getrennt; dieses und England aber blieb noch längere Zeit mit dem germanischen Kontinent im Zusammenhang. Selbst als Großbritannien nach dem weiteren Verlauf von vielen Jahrhunderten losgerissen wurde, hatte die Einwanderung der germanischen Tiere nach der späteren Wohnstätte der Angelsachsen noch nicht ihr Ende erreicht. Daher fehlen zum Beispiel der Laubfrosch und die Unke auch in England und in Schottland. So innig hängt die Verbreitung der Tiere mit der Geschichte der Erde zusammen. G. I.

Neue Erfindungen: I. Das Handfernrohr (Feldstecher) „Pentaprisma-Binocle“. — Eine bemerkenswerte neue Errungenschaft auf dem Gebiete der Fernrohrtechnik stellt



Porros alter Prismenkörper.

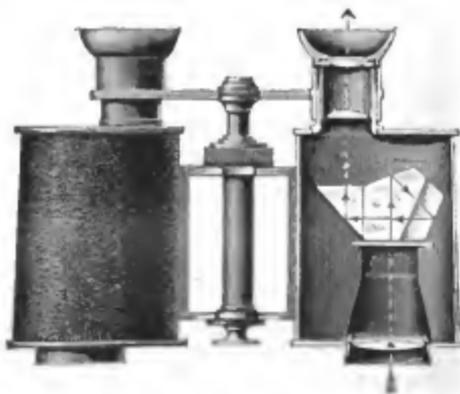


Hensoldts neuer Prismenkörper.

das von der Firma M. Hensoldt & Söhne in Wehlar konstruierte neue Handfernrohr „Pentaprisma-Binocle“ dar. Es wird als Feldstecher benutzt und besitzt bei großer Handlichkeit eine bisher unübertroffene Lichtstärke. Die diesem Instrument eigentümliche Neuerung besteht in erster Linie in einer Vereinfachung der optischen Einrichtung durch einen dachartig gebauten Prismenkörper an Stelle von Porros altem Prismenkörper; beide sind auf unserer obenstehenden Abbildung zur Vergleichung nebeneinander gestellt. Dieser neue Prismenkörper bietet die Möglichkeit, erheblich größere Objektive zur Anwendung zu bringen, als dies bei den seither gebauten Prismenfernrohren der Fall war. Durch diese großen Objektivöffnungen wird nun eben die erwähnte außerordentliche Lichtstärke erzielt. Sie läßt bei einem

großen ebenen Gesichtsfelde selbst in der Dämmerung und bei trübem Wetter noch die Bilder erkennen, wozu die bisherigen Gläser nicht ausreichten. Das Instrument hat, wie die untenstehende Abbildung gewahren läßt, nicht eine dreieckige Form, wie andere Prismenfernrohre, sondern eine handliche, flache. Der innere Prismenkörper ist dabei freistehend in einem federnden Gehäuse angebracht (siehe den Durchschnitt des Rohres zur Rechten) und kann zum Reinigen leicht herausgenommen werden — eine durch deutsches Reichspatent geschützte Neuerung, die bei den Porroschen Prismenfernrohren ganz und gar fehlte.

— Erwähnenswert ist endlich noch, daß die Hensoldtschen Prismengläser erweiterte Objektivaabstände haben und dadurch die Bilder unter einem Gesichtswinkel von 37 Grad bis 40 Grad plastisch erscheinen lassen. Dies neue „Pentaprisma-Binocle“ dürfte für Offiziere des Landheeres und der Marine, wie für



Das neue Handfernrohr (Feldstecher)
„Pentaprisma-Binocle“.

Jäger und Touristen besonders empfehlenswert sein; es wird als die bei weitem beste Augenwaffe gewiß bald allgemeine Verbreitung finden.

Fr. R.

II. Küchentisch mit Hackloß und Fußvorrichtung. — Für jede Hausfrau ist ein praktisch brauchbarer und zweckmäßig eingerichteter Küchentisch ein sehr erstrebenswertes Hausgerät. Ein solcher praktischer Küchentisch ist umstehend abgebildet.

Dieser Tisch hat verschiedene vorteilhafte Einrichtungen aufzuweisen, und zwar vor allen Dingen einen sehr stabilen, im Nichtgebrauch unter die Tischplatte einzudrehenden Hackloß, der eine Unterstützung durch eigenartige und zweckmäßige Verbin-

dung mit dem Tischbein erhält und insolge dessen auch sehr kräftige Schläge aufzunehmen vermag. Außer dem Hackloß ist, ebenfalls unter der Tischplatte eindrehbar, eine Fußvorrichtung mit allem Zubehör angebracht. Der Tisch nimmt, trotzdem er Hackloß und Fußvorrichtung vereinigt, nicht mehr Raum ein als ein gewöhnlicher Küchentisch, welcher Umstand bei dem be-



Ein neuer Küchentisch.

schränkten Raum, den manche Küche bietet, von außerordentlichem Vorteil ist.

D. D. — Charles Dickens, der berühmte englische Schriftsteller, spricht in seinen Romanen wiederholt vom dirty Dick, vom „schmutzigen Richard“; zum Beispiel sagt er: „Wir treffen uns heute beim schmutzigen Richard.“ Dem Leser, welcher die Bedeutung nicht zufällig kennt, muß dieser aus dem Stegreif genannte Name natürlich sehr seltsam erscheinen, er weiß ja gar nicht, wer dieser Richard denn eigentlich ist, und mir ist nicht bekannt, daß ein deutscher Uebersetzer schon Aufklärung darüber gegeben hätte. Hier nun soll die Aufklärung folgen.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte ziemlich im Centrum Londons ein reicher Weinhändler Namens Nathaniel Benthley. Er war ein normaler Mensch wie jeder andere, ebenso sein einziger Sohn Richard — welchen Namen die Engländer

in Dief abkürzen —, nur daß diefem die ftrengge Behandlung vom Vater nicht gefiel und er deshalb bei fremden Leuten in Lohn und Brot ftand. Er machte Gefchäftsreifen nach Holland, Frankreich und Italien und lehrte erft beim Tode feines Vaters, welcher im Jahre 1761 erfolgte, in die Heimat zurüd.

Der junge Richard muß ein Stuker gewesen fein. Zu der Weingroßhandlung gehörte auch eine Probierftube, in welche jeder eintreten und Wein trinken konnte, und Charles Dickens berichtet, daß Richard fogar dort mit Schnallenschuhen, Spikemanschetten und mit der Perücke auf dem Kopfe geftanden habe, was damals also wohl auffallen mußte. Dann hielt er fich Pferde und Wagen, lebte überhaupt fehr flott. Außerdem wird feine lächerlich übertriebene Keinlichkeit gefchildert, die fich der Vielgereifte in Holland angeeignet haben mag, wie er fich täglich mehrmals badete, fich täglich zweimal rasierte, jede Nacht das ganze Haus von oben bis unten fcheuern ließ u. f. w.

Richard verlobte fich bald. Der Hochzeitstag kam, und als der reiche Stuker eben in den Wagen steigen wollte, um die Geliebte zur Kirche abzuholen, erfchien ein Bote und meldete, daß die Braut an einem Herzschlag verftorben fei. Jetzt brach bei dem unglücklichen Bräutigam der englische Spleen durch. Er fchloß feine Kellerräume ab, entließ Knall und Fall alles Gefchäftspersonal, machte die Probierftube auf, ftellte fich im Hochzeitfgewand hinter die Ladentafel und wartete auf Gäfte; wenn einer kam, fo fchenkte er ihm ein und fprach mit ihm freundlich übers Wetter und über Politik, als ob nichts gefchehen wäre. Den Weinhandel gab er ganz auf und widmete fich nur noch feiner Weinstube, bediente fich ganz allein, ebenfo wie er auch ganz allein in dem großen Hause wohnte; die Wohnung und die übrigen Räume durfte niemand mehr betreten. Aus dem Stuker wurde ein Sonderling, der fich die Nahrungsmittel, und zwar die allereinfachften, von vorbeifahrenden Händlern kaufte, fie felber kochte und dafür täglich kaum noch einen Schilling verbrauchte.

War schon diefer plöbliche Wechfel der Lebensweife feltfam, fo merkten die Gäfte gar bald, daß es in dem Kopfe des fonft ganz liebenswürdigen Wirtes nicht richtig fein konnte. Richard

legte das Hochzeitsgewand nicht mehr ab; der sonst so über alle Raßen reinliche Mann wechselte die Wäsche nicht mehr; er rasierte sich nicht mehr, und nach einiger Zeit waltete kein Zweifel darüber, daß er auch kein Wasser und keine Seife mehr benutzte.

Wir können es kurz machen. In den folgenden vierzig Jahren von jenem Hochzeitstage an bis zu seinem Tode hat sich Richard Benthley nicht mehr gewaschen, nicht mehr rasiert und gekämmt, nicht Kleidung und Wäsche gewechselt, und dieselbe Vernachlässigung dehnte er auch auf seine Umgebung aus: sein Lokal wurde nicht gereinigt, es blieb alles, wie es war, nur daß er die Gläser spülte, aus denen die Gäste tranken.

Was daraus werden mußte, läßt sich denken. Ein Schweinestall war noch ein reinliches Gemach gegen Benthleys Weinstube, der Boden wuchs immer mehr in die Höhe, der Staub lagerte sich zoll dick ab, die Decke und Wände wimmelten von Spinnen, und der Wirt war ein in Lumpen gehüllter, verwilderter Mensch mit ungeheuren Nägeln, zottigem Bart, mit Kopfhaaren, die ihm bis auf den Rücken hinabhingen, Gesicht und Hände starrend vor Schmutz.

Wäre die Wahrheit dieser Geschichte nicht verbürgt, man würde sie kaum für möglich halten. Aber in England und besonders in London darf jedermann thun und lassen, was er will, wenn er nur keinem anderen dadurch schadet, und das war hier nicht der Fall. Persönliche Freiheit des Willens herrscht in England in vollkommenem Maße. Wer den englischen Charakter kennt, der weiß auch, daß dieser seltsame Kauz in seiner Wirtschaft nicht einsam war. Dirty Dick wurde eine Berühmtheit. Jeder mußte ihn doch einmal gesehen haben. Die vornehmsten Damen betreten wenigstens einmal mit angehaltenem Atem die Spelunke, und die Trinker, welche einen Tropfen zu würdigen verstanden, blieben der Weinstube treu. Denn Benthley hatte sich kurz vor der Hochzeit ein kolossales Weinlager angeschafft, dessen Inhalt er nun ausschunkte, und zwar trotz des stetigen Sinkens des Geldwertes immer zu den alten Preisen.

Im Jahre 1809 öffnete sich eines Morgens die Weinstube nicht, Benthley kam nicht zum Vorschein, schließlich erbrach die Polizei die Wohnung, man fand den Greis tot, schon stark von

Ratten angefressen. Wie es in der Wohnung aussah, das spottet jeder Beschreibung. Das ganze Haus war nur noch ein einziges Rattenest und eine Brutstätte für Insekten aller Art.

Die Gesundheitspolizei schritt ein, das Haus wurde als ein Krankheitsherd erachtet, alles mußte gesäubert werden. Es fiel später selbst, ein neues entstand auf dem Grundstück, aber der „schmutzige Richard“ existiert noch immer.

Der Engländer hat für jede stereotype Bezeichnung eine Abkürzung, und so prangen an dem stattlichen Hause in London im östlichen Zentrum, Bishopsgate Without 48 und 49, in riesigen Lettern die beiden Buchstaben D. D., das heißt Dirty Dick. Mit diesen beiden Buchstaben unterzeichnet handelsgesetzlich auch der jetzige Eigentümer. Das Haus steht auf demselben Platze wie vor hundertfünfzig Jahren, noch jetzt ist es eine Kellerwirtschaft, ein Lokal für Arbeiter und den Kleinbürger. Den besser situierten Engländer sieht man hier nie, nur selten einmal einen neugierigen Fremden, der von Dirty Dick gehört hat. Dirty Dick ist aber dafür ein Weinhaus mit der allergrößten Stadtkundschaft in London, so groß und sicher, daß die Firma — höchst auffällig in England — nicht die geringste Reklame macht. Eben daher mag es kommen, daß so selten einmal ein Fremder von der Geschichte des Hauses hört und hingeht. Er sieht auch nicht mehr viel. An die Fässer sind einige Ratten- und Katzenfelle genagelt, auf Simsen stehen ihre Skelette, das ist alles, was an den einstigen Begründer des Geschäftes, den wahren „schmutzigen Richard“, erinnert.

Robert Kraft.

Die Totenhöfe von New Orleans. — Eine Eigentümlichkeit von New Orleans sind dessen Totenhöfe, auf denen die Gräber nicht unter, sondern über der Erde sich befinden. Nur wenige Fuß kann man nämlich graben, ohne auf Wasser zu kommen, was auch der Grund ist, daß nur wenige Häuser einen Keller besitzen. Die Totenhöfe der Stadt sind in ihrer Bauart ziemlich gleich, eine 12 bis 14 Fuß hohe und 10 Fuß dicke Backsteinmauer umgiebt sie, und eben diese Steinmasse enthält die Gräber, die, Backöfen nicht unähnlich, gerade groß genug gemauert sind, einen Sarg in sich aufzunehmen. Hat der Tote sein enges Haus bezogen, so wird der Raum wieder verschlossen. Der von diesen

Gräbermauern eingeschlossene Platz ist wieder in viereckige „Plots“ eingetheilt, auf denen in fast derselben Höhe wie die äußeren Mauern eben solche Grabschichten errichtet sind, was dem Friedhofe dadurch das Aussehen einer kleinen Stadt giebt. Von zehn zu zehn Jahren werden diese „Ovens“ — wenn sie nicht Privateigentum sind — wieder geöffnet, von den Ueberresten der früher darin Beigesetzten gereinigt und zur Aufnahme neuer Leichen bereit gehalten. G. Z.

Gazellenjagd mit der Lokomotive. — Der brasilianische Staat Minas Geraes, in dem seit 1851 sich auch deutsche Ansiedelungen befinden, liefert in seinen tiefer gelegenen Gegenden tropische Bodenerzeugnisse, hauptsächlich Zucker und Kaffee, während die Hochebenen Mais, Kartoffeln und Getreide hervorbringen. In den gebirgigen Theilen, die ein sehr gesundes Klima haben, aber den Getreidebau bisher nicht lohnen, wird von europäischen Kapitalisten mit gutem Erfolg Bergbau auf Gold betrieben. Das größte Goldbergwerk ist das von San Juan del Rey. Nicht weit davon eröffnete vor einigen Jahren eine französische Gesellschaft ein neues. Der Weg dorthin führt durch ein enges Felsenthal, durch das man eine Schmalspurbahn in einer Länge von 106 Kilometer bis zu dem Bergwerk hinauflegte. In diesem Thale halten sich viele Gazellen auf, und es gehört zu dem größten und fast einzigen Vergnügen der Bergbeamten, an Sonn- und Feiertagen auf die Gazellenjagd zu gehen. Leider war der Erfolg gering, es gelang nicht, mit den elenden, kleinen brasilianischen Pferden den flüchtigen Tieren auf Schußweite nahe zu kommen, und diese gewöhnten sich bald so an das erfolglose Gejagtwerden, daß sie die Jäger ganz dreist bis auf eine gewisse Entfernung herankommen ließen und dann vor ihnen her das Felsenthal hinaufliefen, immer an der Bahn entlang, als wollten sie ihre Verfolger verhöhnen. Da versiel ein findiger Kopf eines Tages auf den Gedanken, die Gazellen mit der Lokomotive zu jagen. Wenn man die mit voller Kraft laufen ließ, so war sie viel schneller und ausdauernder als die brasilianischen Klepper und mußte die Gazellen überholen. Die Idee fand Beifall, man versprach sich auf alle Fälle einen guten Spaß davon. Eine Anzahl Bergleute wurden auf Pferden und Maultieren aus-

gesandt, die Gazellen in den Engpaß hinabzutreiben und dafür zu sorgen, daß sie nicht seitwärts an den Bergwänden empor-



Gazellenjagd mit der Lokomotive.

flüchten könnten; die Jäger aber, höhere Bergbeamte und Ingenieure, bestiegen die Lokomotive, fuhrn am Sonnabend zum

unteren Endpunkt der Bahn, Pont Molinos, hinab, übernachteten dort im Zelt und begannen am folgenden Sonntagmorgen bei Tagesanbruch die Fahrt aufwärts. Bald kam ein kleines Rudel Gazellen in Sicht, und sobald die Tiere zu fliehen begangen, ging es mit Vollampf hinterdrein. Es war eine höchst aufregende Jagd. Mehrmals brachen die Gazellen, kurz bevor man auf Schußweite heran war, seitwärts aus und entkamen, mehrmals gingen auch die Schüsse der Jäger, die auf der rüttelnden, dahinsaufenden Lokomotive nicht sicher zielen konnten, fehl, aber es gelang doch, viele der Tiere zur Strecke zu bringen. Das letzte wurde ganz oben am Ende der Schlucht, dicht vor dem Bergwerk geschossen. Diesen interessanten Moment der merkwürdigen Jagd giebt unser Bild wieder. Es war die einzige ihrer Art, denn die Direktion des Bergwerks untersagte ihren Beamten in Rücksicht auf die Kosten und Gefahren dieses eigenartigen Sports eine Wiederholung desselben.

F. 3.

Die Ahnung der Braut. — In der kaiserlichen Gruft zu Wien steht in der Nähe des Sarges der Kaiserin Maria Theresia ein ganz schlichter, einfacher Sarg. Nahezu anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, seit er in dieser Wohnung der Toten niedergesetzt wurde, und wohl nur wenige Personen sind mit der kurzen, aber rührenden Geschichte der Prinzessin bekannt, deren Asche er enthält.

Die Erzherzogin Maria Josepha war die reizendste, die sanfteste und anmutsvollste unter den sechs schönen Töchtern Maria Theresias. Ihr Vater, der Kaiser Franz, vergötterte sie, und die stolze Kaiserin, welche sonst nur wenig Zeit hatte, Liebeskosungen an ihre Kinder zu verschwenden, behandelte sie mit höchster Güte und Nachsicht. Die Schriftsteller jener Zeit sind voll des Lobes der gewinnenden Anmut, welche die junge Erzherzogin so geliebt und liebenswürdig machte. Der im Jahre 1764 plötzlich erfolgte Tod ihres Vaters, des Kaisers Franz, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe hing, war der erste Schatten, der auf ihre glückliche Jugend fiel, und man sagt, daß von da an eine tiefe Traurigkeit sich ihrer bemächtigt habe. Als die Erzherzogin in ihrem sechzehnten Jahre stand, wurde es offiziell angekündigt, daß sie mit dem jungen König Ferdinand II. von Neapel verlobt sei.

Die Verbindung war in jeder Beziehung glänzend und vorteilhaft. Sie sicherte Oesterreich einen einflußreichen und wichtigen Bundesgenossen, sie vermehrte die Würde der kaiserlichen Familie und setzte Maria Theresia in den Stand, ihrer schönen Tochter eine Königskrone als Brautkranz auf die Stirn zu drücken. Die Kaiserin strahlte, der Hof legte die Trauer und den Trübsinn ab, die seit dem Tode des Kaisers dort geherrscht hatten, und die kaiserliche Residenz wurde wieder der Schauplatz des Glanzes und der Fröhlichkeit. Feste, Bälle, Unterhaltungen jeder Art folgten rasch aufeinander, nur eine Person schien von diesen Festlichkeiten zurückzuschrecken, und diese Person war die Braut selbst.

Von dem Augenblicke an, wo ihr ihre Verlobung mit Ferdinand von Neapel angekündigt worden war, hatte die tiefe Traurigkeit, der sie sich seit dem Tode ihres Vaters hingegeben, stetig zugenommen. Mit jedem Tage wurde sie düsterer und niedergeschlagener. Mehr als einmal hörte man sie sagen, sie hege die feste Ueberzeugung, daß ihre Heirat niemals stattfinden, und daß sie niemals die Reise nach Neapel antreten werde. Aber niemand beachtete diese Reden der Prinzessin. Der Tag für ihre Vermählung war festgesetzt und ebenso der Tag für ihre Abreise nach Neapel.

Am Tage vor der Trauung ließ die Kaiserin ihre Tochter zu sich kommen und gebot ihr, einer alten Sitte gemäß, sich allein in die kaiserliche Gruft zu begeben, dort vor dem Sarge ihres Vaters niederzuknieen und für die Ruhe seiner Seele zu beten. Die Erzherzogin schauderte und flehte ihre Mutter an, ihr dies zu erlassen, aber alle ihre Bitten waren umsonst. Maria Theresia war wenig an Widerspruch gewöhnt, besonders nicht von seiten ihrer Kinder, und bestand mit Nachdruck darauf, daß ihrem Befehle Gehorsam geleistet werde.

Josephä stieg also in die kaiserliche Gruft hinab, wo erst kurz vorher die Leiche der an den Blattern verstorbenen Prinzessin Maria Josephiue, Gemahlin des späteren Kaisers Joseph II., beigesezt worden war.

„Ich gehe in mein Grab,“ waren die traurigen Worte der Erzherzogin, und ihre Ahnung ging leider in Erfüllung. Schon

am gleichen Abend erkrankte sie an den Blattern, die nach sehr kurzer Zeit ihrem Leben ein Ziel setzten. Sie starb an demselben Tage, der für ihre Abreise nach Neapel bestimmt war. C. 2.

Wie man zu einer Praxis kommt. — Der junge Pariser Arzt Jean Monnier wartete schon lange auf Kundtschaft, doch es wollte sich keine einstellen. Eines Tages tritt er in die Portierloge eines vornehmen Hauses der Rue Rivoli und fragt den Portier: „Ist Herr Doktor Monnier hier?“

„Nein, mein Herr, der ist nicht hier.“

„Doch, er ist hier, ich bin ja selbst der Doktor Monnier,“ sagt er und geht lachend seiner Wege.

Am nächsten Tage kommt er, geschminkt und durch einen Bart und eine Perücke unkenntlich gemacht, wieder und fragt: „Herr Doktor Monnier?“

„Ist nicht hier,“ erwidert knurrend der Portier.

„Doch, er ist hier, ich bin's ja selber,“ versetzt Monnier und geht wie beim erstenmal von dannen.

Zwei Tage später kommt er, wieder in anderer Weise unkenntlich gemacht und verkleidet, zu derselben Thür: „Herr Doktor Monnier?“

„Ist nicht hier.“

„Doch,“ erklärt der Wirthold wieder lachend, „ich bin's ja selbst.“

„Wenn Sie jetzt noch einmal wieder kommen,“ versetzt der Portier wütend, „so werde ich Ihnen anders antworten. Haben Sie verstanden?“

Monnier geht nach Hause, setzt sich an seinen Schreibtisch und schreibt einigen seiner Freunde: „Lieber Freund! Ich habe meine Wohnung gewechselt und hause jetzt in der Rue Rivoli Nr. 21. Kommen Sie heute abend zu mir, wir wollen Einweihung feiern.“

Am Abend fragte ein Freund des jungen Arztes bei dem bewußten Portier: „Herr Doktor Monnier?“

„Was? Sie sind schon wieder da?“ ruft der wütende Hüter des Hauses, und der unglückliche Freund fliegt zur Thür hinaus.

Es erscheint ein zweiter Freund, dieselbe Antwort, und so mußten alle Gäste dasselbe Schicksal erdulden, bis dem Portier

selbst der Gedanke kam, daß es doch eigentlich Unschuldige waren, die er für den Streich eines anderen büßen ließ.

Die Geschichte ging durch alle Zeitungen, ganz Paris lachte, und Doktor Monnier kam zu einer glänzenden Pragis. 2-n.

Das Johannishändchen. — Es giebt gewisse Pflanzen, welche Verdacht erregen, wenn sie bei Personen gefunden werden. Eine solche eigentümliche kriminalistische Pflanze, die man besonders in Süddeutschland und in Deutschösterreich in den Gebirgsgegenden findet, ist das „Johannishändchen“. Es ist ein kleines, handförmiges Gebilde, und zwar eine Farnkrautwurzel. Wo man sie im Hause findet, kann man ohne weiteres annehmen, daß einer der männlichen Bewohner des Hauses ein Wilddieb ist, selbst wenn auch sonst nicht das geringste darauf hinweist. Diese Farnkrautwurzel muß in der Johannisnacht gegraben werden, und die Handform der Wurzel wird eventuell durch Nachhilfe mit einem Messer sorgfältig hergestellt. Solche Johannishändchen sollen nach dem Glauben des Volkes Wilddiebe unbedingt gegen Entdeckung schützen. H. D. R.

Prinzessin und Schuhlicker. — Bis zum Jahre 1769 befand sich zu Richmond an der Themse ein königliches Lustschloß, umgeben von einem schönen Parke, durch welchen ein Fußsteig führte, der seit undenklichen Zeiten als öffentlicher Weg galt und demgemäß stets vom Publikum nach Belieben benutzt worden war.

Im Frühjahr 1741 wurde dies Schloß einer Tante des Königs, einer alten Prinzessin Namens Elisabeth, zum Wohnsitz eingeräumt. Sie war altjüngferlich eigensinnig und etwas menschenscheu. Nachdem sie eingezogen war, ließ sie allerlei Einrichtungen im Schlosse verändern und so auch im Parke, welsch letzteren sie dem Publikum vollständig verschloß.

Das erregte viel Unwillen bei den Einwohnern Richmonds, und die Ortsbehörde erhob Einspruch gegen solche Willkür, aber vergebens. Als niemand sonst guten Rat wußte, erklärte ein origineller alter Schuhlicker, Jeremias Resbitt, daß er im allgemeinen Interesse dazu bereit sei, den Kampf ums gute Recht mit der alten wunderlichen Prinzessin aufzunehmen.

Am nächsten Sonntagvormittag bewaffnete er sich mit einem

Beil und ging hinaus zum Park, wo er die verschlossene hölzerne Gitterthür zerschlug und dann den Fußsteig entlang schritt durch den Park bis zum ebenfalls verschlossenen Ausgangspfortchen. Mit allem Eifer machte er sich daran, auch dieses zu zertrümmern.

Dabei aber überraschte ihn die alte Prinzessin, welche eben im Park einen Spaziergang unternahm. Auch einige ihrer Diener eilten zur Stelle.

„He, was macht Ihr da?“ rief die hohe Dame zornig.

„Ich schlage die Thür in Stücke,“ versetzte der alte Schuhflücker.

„Was erdreistet Ihr Euch, Unverschämter? Augenblicklich haltet ein!“

„Das werde ich nicht. Ich will diesen Fußsteig hier benutzen, um durch den Park zu gehen, wie ich das seit meinen Jugendjahren so gewohnt bin. Es ist ein Recht, welches ich mir nicht nehmen lasse.“

„Nehmt den Unverschämten fest!“ schrie die Prinzessin. „Bringt ihn sogleich in Gewahrsam!“

Dies geschah. Zerenias Resbitt wurde ins Gefängnis gebracht. Der Vorfall erregte weit und breit viel Aufsehen. Zwei angesehenen Bürger erbaten sich sofort, für den Schuhflücker Bürgerschaft zu leisten, nämlich daß er pünktlich dem Gericht sich stellen würde, worauf seine vorläufige Freilassung erfolgte, und ein geschickter Advokat bot sich ihm zum Rechtsbeistand an.

Die Prinzessin ließ die Anklage erheben gegen den Schuhflücker: er sei widerrechtlich in den Park eingedrungen und habe gewaltsam zwei verschlossene Gitterthüren zertrümmert. Der Schuhflücker erhob Gegenanklage wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung und behauptete sein und des gesamten Publikums Recht auf die Benutzung jenes Fußsteigs, welchen die Prinzessin nicht habe verschließen dürfen.

Nach langer Prozeßverhandlung und gründlichsten Untersuchungen wurde festgestellt, daß der besagte Parkfußsteig wirklich und zweifellos seit undenklicher Zeit ein öffentlicher Weg gewesen sei.

Die Prinzessin wurde kostenpflichtig mit ihrer Klage abgewiesen und verurteilt, dem Schuhflücker wegen der widerrechtlichen

Freiheitsentziehung eine ansehnliche Summe als Schmerzensgeld zu zahlen. Auch mußte sie fortan den Fußsteig zur allgemeinen Benutzung wieder freigeben.

Sie beklagte sich persönlich und mündlich beim König. Aber Georg II. konnte den Urteilspruch nicht ändern. Er zuckte bedauernd die Achseln und sagte: „Geseß und Recht sind mächtiger als ich, liebe Tante.“

Jeremias Resbitt erlangte durch seinen Sieg eine gewisse Verühmtheit. Sein Bildnis wurde gemalt und zum ewigen Andenken an diese Begebenheit in einem öffentlichen Lokale zu Richmond aufgehängt.

F. 8.

Japanische Diplomaten. — Vor einigen Jahren schickte Japan eine außerordentliche Gesandtschaft nach Paris, um wegen dreier Freihäfen mit Frankreich zu unterhandeln. Frankreich sollte drei Freihäfen dafür in Japan erhalten. Die Unterhandlungen gingen schnell und freundschaftlich von statten, alle Vorbedingungen waren erledigt, und es handelte sich nur noch um die Nennung der betreffenden Häfen.

„Wir bitten, zuerst wählen zu wollen,“ forderten die höflichen Japaner die Franzosen auf.

Der französische Minister des Auswärtigen wählte Jokohama, Nagasaki und Fusan.

Freundlich nahm die japanische Gesandtschaft diese Mitteilung entgegen und entfernte sich, ohne jedoch eine definitive Antwort zu geben. Mehrere Tage verstrichen, endlich sandten die Vertreter Japans dem französischen Minister eine Note, in der sie erwiderten, daß die von Frankreich gewünschten Häfen von Japan zugestanden würden. Japan wünsche die Häfen von Havre, Marseille und Southampton als Freihäfen.

Zuerst, als der französische Minister den letztgenannten Namen las, wollte er seinen Augen kaum trauen, dann lachte er, daß ihm die Thränen über die Backen liefen, und das ganze Ministerium lachte mit. Southampton ein französischer Hafen! Der Wit war wirklich zu köstlich!

Schließlich aber mußte man die Asiaten über ihren Irrtum doch aufklären, und das wollte der Herr Minister mit großer Borne selbst übernehmen.

Beim nächsten Besuch der Gesandtschaft setzte er dieser in längerer Ansprache nochmals alle Vorteile auseinander, die Japan im Verkehr mit Frankreich haben würde. „Nur,“ setzte er schließlich gütig lächelnd hinzu, „ist den Herren ein kleiner geographischer Irrtum unterlaufen, denn der Hafen Southampton liegt in England, meine Herren!“

„Das wissen wir sehr wohl, Euer Excellenz,“ erwiderte der Sprecher der Japaner ebenso freundlich lächelnd, „aber das von Ihnen genannte Fusan liegt auch nicht in Japan, sondern — auf Korea!“

W. St.

Shadow über Italien. — Alle Künstler, in erster Linie die Bildhauer, schwärmen gewöhnlich für Italien, doch giebt es auch Ausnahmen. Sehr abfällig beurteilte, wie Fontane in seinen „Märkischen Wanderungen“ mitteilt, der berühmte Bildhauer Johann Gottfried Schadow Italien. Er sagte in seinem preussischen Dialekte: „Ich bin nich sehr for Italien und die Bööme jefallen mir nu schon jar nich. Immer diese Pinien und diese Pappeln. De eenen sehen aus wie uffeklappte un de andern wie zujeklappte Regenschirme.“

D.

Der vorsichtige Bakteriologe. — Der bekannte französische Bakteriologe Louis Pasteur saß eines Tages mit seinem Schwiegersohn und anderen Gästen bei Tafel. Als zum Dessert Kirschen herungereicht wurden, ließ sich Pasteur ein Glas Wasser geben und wusch jede Kirsche, bevor er sie verspeiste, gründlich ab. Neugierig und befremdet sahen ihm die übrigen Gäste zu, und Pasteur benutzte die Gelegenheit, um ihnen einen längeren Vortrag über die vielen und schädlichen Bakterien zu halten, die auf der Schale der Kirsche lebten. Das Reden hatte ihn jedoch durstig gemacht, und als er fertig war, griff er hastig nach dem Glas, in welchem er die Kirschen gewaschen hatte, und — trank es auf einen Zug aus!

D.





In unserem Verlage ist erschienen:

Schwäbisches Wanderbuch.

Eisenbahn- u. Wanderführer durch
Württemberg und Hohenzollern.

Herausgegeben von der Generaldirektion der
Kgl. Württemb. Staatseisenbahnen.



Bearbeitet von Gustav Ströhmfeld.

Mit zahlreichen Illustrationen, Karten, Plänen und Panoramen.

In rotem Leinenband. Preis 3 Mark.

Das »Schwäbische Wanderbuch« umfasst das ganze Gebiet des an Naturschönheiten so reichen württemberger Landes einschliesslich der Nachbarbezirke — von der Hohenloher Ebene bis zu den Allgäuer Alpen und dem Bodensee, vom romantischen Donauthal und der Rauhen Alb durch rebengeschmückte Gelände, freundliche Städte und Dörfer bis zu den tannenumrauschten Höhen des Schwarzwaldes. Nach praktischen, aus der Erfahrung gewonnenen Gesichtspunkten bearbeitet, wird es ein nützlicher und zuverlässiger Führer sein sowohl für die Eisenbahnreise wie auch für Wanderungen zu abseits von dem eisernen Schienenstrange liegenden schönen Punkten und Sehenswürdigkeiten.



Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bei uns erschien in zweiter, vermehrter Auflage:

Lehrbuch der Graphologie

von **L. Meyer** (Laura von Albertini).

Gr. 8°. 264 Seiten mit ca. 350 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Das Buch ist aus einer langjährigen Erfahrung hervorgegangen, die nicht nur auf einer reichlichen und immer wieder erneuerten theoretischen Erwägung aller einschlägigen Fragen fußt, sondern auch auf der Beurteilung von mehr als 20000 Handschriften. Der Autor, der als einer der erfahrensten Praktiker auf diesem Gebiete gelten darf, ist durch seine graphologischen Untersuchungen in hervorragenden Zeitschriften weit bekannt geworden; zahlreiche Anerkennungen und Zeitungserwähnungen aus aller Herren Länder sprechen dafür, daß sein Lehrbuch der Graphologie als ein Leitfaden bezeichnet werden darf, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, in allgemeinverständlicher Weise den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern. In dem neuhinzugefügten Kapitel „Die Graphologie als gerichtliche Expertise (Fall Drehfus)“ hat das Werk eine interessante Bereicherung erfahren.

Universal-Bibliothek für die Jugend. Eine Auswahl der besten und
bekanntesten Jugendschriften
in neuen Ausgaben zu sehr billigen Preisen von 20 Pf. an bis höchstens 1 M. 20 Pf.

Erzählungen, Reisebeschreibungen, Märchen, Fabeln etc. zu beliebiger Auswahl
für Knaben und Mädchen aller Altersstufen.

Es sind 380 Nummern erschienen. Ausführl. Inhaltsverzeichnisse in jeder Buchhandl. gratis.



Von Autoritäten der Kinderheilkunde und tausenden Ärzten empfohlen. Im Gebrauch der grössten Kinderhospitäler Deutschlands, Österreich-Ungarns etc.

Kufeke's Kindermehl

Beste Nahrung für gesunde und darmkranke Kinder

Kufeke's Kindermehl als Zusatz zur Milch ersetzt am besten die Muttermilch. Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei und leiden nicht an **Verdauungsstörungen**. Kufeke's Kindermehl ist besonders in den Sommermonaten unentbehrlich und kommt bei **Brechedurchfall, Darmkatarrh und Diarrhoe** etc. als **BESTES** in Anwendung.

Bestes im Gebrauch Billigstes.

Gratis. Die Broschüre „Der Säugling“. Seine Pflege und Ernährung in gesunden und kranken Tagen. Führer für jede Mutter, welche ihr Kind gesundheitsgemäss ernähren und pflegen will. Von einem Kinderarzt, und erhältlich in Apotheken u. Drogerien Deutschlands, Österreich-Ungarns, Schweiz etc. und von der Fabrik:

R. KUFEKE, Bergedorf/Hamburg und Wien VI/2.



Lose Blätter aus Ihren Büchern,
abgebrochene Stücke von Möbeln,
Porzellan etc. werden eines Tages

verschwunden

sein, wenn Sie solche nicht mit Syndetikon dahin kleben, wo sie hingehören. Otto Ring's Syndetikon wird Ihnen Freude machen und nie mehr aus Ihrem Haus kommen, wenn Sie es erst einmal benutzt haben.



für 25 Pf. überall zu haben.

Direct 4 Tuben franko gegen Einsendung von 1 Mark.

Friedenau-Berlin.

Ring & Co.

